

JOHN NETTLES
HITLERS
INSELWAHN

Die britischen Kanalinseln
unter deutscher Besetzung
1940–1945

Osburg Verlag



Osburg Verlag



John Nettles, auch bekannt als ›Inspector Barnaby‹,
auf den Spuren der Geschichte

28. Juni 1940: Deutsche Bomben treffen die Häfen von St. Helier auf Jersey und St. Peter Port auf Guernsey. Damit fällt britischer Boden den Deutschen in die Hände und verbleibt dort bis zur Befreiung im Mai 1945. In seinem Buch schildert der gelehrte Historiker John Nettles die bewegte Zeit der Besetzung auf den Ärmelkanalinseln. Eine Zeit, fernab jeder Bilderbuchidylle, geprägt von Kollaboration und Widerstand, Deportation der Juden und dem massiven Einsatz von Zwangsarbeit. Und nicht zuletzt vom Verrat der britischen Regierung an ihren Inselbewohnern.

»Nettles hat all die kleinen Geschichten gesammelt, aus denen Historie sich zusammensetzt. Viele sind voller Absurdität.«

FAZ



Die verlorene Luftschlacht gegen England bedeutete das Ende von Hitlers Wahn, englischen Boden zu erobern. Nicht ganz!

Es gab ja bereits ein britisches Territorium, das von der Wehrmacht okkupiert wurde. Am 28. Juni 1940 griffen die Deutschen von Frankreich aus die Kanalinseln an. Bomben trafen die Häfen von St. Helier auf Jersey und St. Peter Port auf Guernsey. Damit fiel britischer Boden den Deutschen in die Hände und verblieb dort bis zu seiner Befreiung im Mai 1945.

John Nettles legt in seinem Buch eine detaillierte Schilderung der deutschen Besatzungszeit vor. Er lässt Zeitzeugen zu Wort kommen und von ihren Erfahrungen berichten. Der Autor spart dabei auch die heiklen Aspekte der Okkupation nicht aus, etwa die angespannte Beziehung zwischen den Kanalinseln und der englischen Regierung. Denn auf den Inseln verlief die Linie zwischen Kooperation und Kollaboration, zwischen Widerstand und Kriegsverbrechen viel dramatischer als bisher angenommen. Der komplexe Fall der Kollaboration wird ebenso beleuchtet wie das Schicksal der Juden und Zwangsarbeiter auf den Inseln.

Nettles lebte während der Dreharbeiten für die Serie *Jim Bergerac ermittelt* auf Jersey, seither verbindet ihn eine enge Beziehung zu den Kanalinseln. 2011 unterbrach er seine Karriere als Schauspieler, um sich seiner Arbeit als Dokumentarfilmer und Sachbuchautor zu widmen. Ein Jahr später erschien sein aufsehenerregendes Buch.



John Nettles, geboren 1943 in Manchester, aufgewachsen in St. Austell (Cornwall), studierte in den 60ern Geschichte und Philosophie. 1976–1980 und 1992–1996 war Nettles Ensemblemitglied der Royal Shakespeare Company. Große Bekanntheit erlangte er in den 1980er Jahren mit der Rolle des Jim Bergerac in der TV-Serie *Jim Bergerac ermittelt*, die von 1981–1991 auf den Kanalinseln gedreht wurde. Dem deutschen Publikum ist er insbesondere durch seine Rolle als Inspector Barnaby bekannt, die er von 1997–2011 spielte.

Kaltërina Latifi, geb. 1984, studierte Germanistik und Philosophie an der Universität Lausanne und Editionswissenschaft und Textkritik an der Universität Heidelberg, wo sie derzeit an einer Dissertation zur Poetik E.T.A. Hoffmanns schreibt.

Jakob Brüssermann, geb. 1982, studierte Anglistik und Philosophie an der Universität Heidelberg und promoviert zur Zeit in Philosophie über den Situationsbegriff.

Irland

UK
(Wales)

UK
(England)



Bristol

London

Dover

Portsmouth

Brighton

Plymouth

ÄRMELKANAL

Cherbourg

Rouen

Channel
Islands
(UK)

Guernsey

Jersey

Brest

Saint-Malo

Frankreich

Atlantischer
Ozean

Nantes

John Nettles

Hitlers Inselwahn

**Die britischen Kanalinseln unter
deutscher Besetzung 1940-1945**

Aus dem Englischen von
Kaltërina Latifi und Jakob Brüssermann

Osburg Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:
[Jewels and Jackboots. Hitlers British Channel Islands](#)
© Seeker Publishing & EWM Design & Advertising,
Jersey, Channel Islands, 2013

Zweite Auflage 2016

© Osburg Verlag Hamburg 2015

www.osburgverlag.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat & Bearbeitung: Bernd Henninger, Heidelberg

Umschlaggestaltung: Judith Hilgenstöhler, Hamburg

Satz: Kaltërina Latifi, Heidelberg

Mitarbeit: Mike Rottmann, Alexander Knopf

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-95510-094-0

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16](#)

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	• 7
Prolog	• 9
I. Verrat und Possenspiel	• 17
II. Bomben fallen	• 31
III. Den Deutschen die Hände schütteln	• 39
IV. Die Übriggebliebenen	• 59
V. Wer sind diese Leute und warum sind sie hier?	• 139
VI. Das Empire schlägt zurück	• 179
VII. Herzlich wenig Widerstand?	• 209
VIII. Die Juden auf den Kanalinseln	• 253
IX. Die Festung Alderney	• 281
X. Befreiung	• 305
Epilog	• 327
Anmerkungen	• 335
Anhang Vorposten der Festung Europa (1943)	• 355
Abbildungen	• 359
Chronologie 1940-45	• 375
Literatur	• 387
Bildnachweise	• 389
Personenverzeichnis	• 391

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Die vorliegende deutsche Fassung meines Buches über die Besetzung der Kanalinseln wäre nicht zustande gekommen ohne den Einsatz von Kaltërina Latifi. Es war ihre Idee, mein Buch zu übersetzen, und sie war es, die in ausdauernder Bemühung mein kunst- und anspruchsloses Englisch in ein äusserst geschliffenes Deutsch verwandelt hat. Ich kann ihr und ihrem Co-Übersetzer Jakob Brüssermann (beide Universität Heidelberg) nicht genug danken. Dank gebührt ebenfalls Wolf-Rüdiger Osburg, dem Verleger der deutschen Fassung und Bernd Henninger, der sie lektoriert hat. Ein besseres Team hätte ich mir zur Erstellung dieses Buches nicht wünschen können. Mehr als dankbar bin ich ebenfalls Judith Hilgensthöler, die ein Cover gestaltet hat, das so schön wie ausdrucksstark ist.

Das englische Original wiederum war nur möglich aufgrund unermüdlicher Helfer unter den Bewohnern der Kanalinseln, deren Zahl zu gross ist, um sie alle hier namentlich zu erwähnen. Auch ihnen ist mein Dank dafür, dass sie ihr Wissen von den Besatzungsjahren und die Klugheit, die sie aus dieser Erfahrung gewonnen haben, mit mir teilten, gewiss: Leute wie Bob Le Sueur und Michael Ginns auf Jersey, Henry Winterflood auf Guernsey und Werner Rang auf Sark, mit denen ich manche Stunde verbrachte, in der ich ihren Erzählungen der Jahre 1940-45 lauschte.

Unschätzbar war ebenfalls die Hilfe zweier Historiker, die zu den wichtigsten Kennern jener Jahre auf den Kanalinseln gehören: Paul Sanders und Hazel R. Knowles Smith, die sich die Zeit genommen haben, um mir die Frage, wie die Insulaner mit der Erfahrung besetzt zu sein, umgingen, in all ihrer Komplexität – und komplex ist diese Frage – zu erläutern.

Das Kapitel über die jüdischen Einwohner der Kanalinseln wurde geschrieben mit der Hilfe von Freddie Cohen, dessen Buch über die Juden auf den Kanalinseln ein Musterbild historischer Forschung darstellt. Für seine freudige Bereitschaft, sein Wissen zu teilen, bin ich auch ihm zu Dank verpflichtet. Ebenso danke ich Richard Heaume, der auf Jersey wohnt und dort das beste Museum zur Besatzungszeit führt, das ebenfalls eine unschätzbare Quelle von Information und von Dokumenten, Aufzeichnungen, Proklamationen im deutschen Original war.

Besonderer Dank ebenfalls an meinen Forschungsleiter, Howard Butlin Baker, der in Zusammenarbeit mit Anna Baghiani von der Société Jersiaise und den Angestellten der Archive auf Jersey aussergewöhnliche Geschichten der Besatzungszeit zutage gefördert hat, die eine ganze Bibliothek füllen würden.

Die Arbeit an diesem Buch hat mich reich belohnt; und das nicht zuletzt dadurch, dass sie mich mit so vielen Inselbewohnern zusammengebracht hat – viele von ihnen Zeitzeugen der Besetzung –, die so grosszügig ihre Erfahrungen und Geschichten mit mir geteilt haben. Ihnen bin ich zu tiefem Dank verpflichtet, denn es war eine faszinierende, lehrreiche und nachdenklich stimmende Zeit. Um keinen Preis möchte ich sie missen.

Juni 2015, John Nettles

Prolog

Das zwanzigste Jahrhundert war eines der blutigsten in der Geschichte der Neuzeit: Zwei Weltkriege und eine Unzahl an kleineren Konflikten, in deren Verlauf Millionen von Menschen gefangen genommen, versklavt, gefoltert und getötet wurden. Kein Ort auf Erden blieb von diesen Kämpfen verschont, niemand auf der Welt blieb unberührt von diesem mörderischen Wahnsinn. Es bestand die Hoffnung, dass der Erste Weltkrieg von 1914-1918 der letzte aller Kriege sein würde. Dem war aber nicht so. Die siegreichen Alliierten erlegten Deutschland einen Frieden auf, der eigentlich kein Frieden, sondern vielmehr ein Racheakt war, wie Hitler selbst es verbittert hervorhob. Dieser Frieden war eine Bürde und führte das Land in eine zermalmende Armut, es folgten ökonomischer Ruin, Hungersnöte und grosses Leid. Es ging das Gerücht um, dass Mütter in Hamburg ihre Neugeborenen töten würden, weil sie keine Möglichkeit hatten, sie zu ernähren. Das waren die Jahre der Weimarer Republik – Jahre, die geprägt waren von wirtschaftlichem Niedergang, massiver Inflation und all den damit einhergehenden Übeln.

Natürlich gediehen unter diesen Umständen Unzufriedenheit und revolutionäres Denken; und in der Tat fand jede Form radikalen Denkens einen – oft auch gewaltsamen – Ausdruck, besonders sichtbar in den Strassen der grossen Städte wie München und Berlin. Kurz gesagt: Zwei politische Gruppen dominierten den Machtkampf, rechts die Nazis, links die Kommunisten. Am Ende war es Adolf Hitlers Nationalsozialistische Partei, die 1933 an die Macht kam. Der neue «Führer» trat freudig dem erlesenen Club der Diktatoren bei – dem bereits Stalin, Mussolini und Franco angehörten, die während dieser turbulenten Zeit die Welt in Schrecken versetz-

ten. Hitlers Ambitionen waren expansionistisch und offen rassistisch. Deutschland sollte wieder in der Grösse der Vorkriegszeit erstrahlen und seine Führungsrolle in Europa zurückerlangen. Hitler wollte das Territorium Deutschlands in den Osten ausdehnen, um der nach seiner Ideologie höherwertigen arischen Rasse den von ihr so «dringend benötigten Lebensraum» zur Verfügung zu stellen. Diese weiten Gebiete, in denen Polen und Russen lebten, sollten annektiert und Teil des Dritten Reichs werden. Die überlegenen Arier nahmen – ihrer Meinung nach mit vollem Recht – ihren unseligen Nachbarn alles weg. Diese galten als niedere Rasse, als «Untermenschen»; als solche konnten sie ausgerottet oder versklavt werden, je nachdem, was Hitler für angebracht hielt – mitsamt den Juden, die als die «niedrigsten Wesen» angesehen wurden.

Aus Sicht der Nationalsozialisten hatten die Juden durch eine internationale Verschwörung den desaströsen Krieg von 1914-1918 herbeigeführt, der wiederum das Erscheinen der verhassten Bolschewisten erst möglich gemacht hatte und zugleich deren Bestehen sicherte. Die Bolschewisten drohten, ganz Europa einzunehmen. Aus der Sicht der Nationalsozialisten waren die Juden ein Krebsgeschwür, das es herauszuschneiden galt. Genau das äusserte Hitler in seiner Rede vom 30. Januar 1939: «Und eines möchte ich an diesem vielleicht nicht nur für uns Deutsche denkwürdigen Tage nun aussprechen: Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht. In der Zeit meines Kampfes um die Macht war es in erster Linie das jüdische Volk, das nur mit Gelächter meine Prophezeiungen hinnahm, ich würde einmal in Deutschland die Führung des Staates und damit des ganzen Volkes übernehmen und dann unter vielen anderen auch das jüdische Problem zur Lösung bringen. Ich glaube, dass dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist. Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.»¹

Der «Führer» war dabei, das judenfreie Arierparadies im eigenen Land wie auch im Ausland mittels Waffengewalt oder auch nur durch die blossе Androhung von Gewalt zu verwirklichen. Die Innen- und Aussenpolitik nach der Machtübernahme Hitlers im Jahr 1933 zeichnete sich nicht durch diplomatische Feinfühligkeit aus. Fast täglich verkündeten die Schlagzeilen neue Verstösse gegen den Versailler Friedensvertrag: die Remilitarisierung des Rheinlandes, die Besetzung des Sudetenlandes, eine massive Wiederaufrüstung. Täglich fanden neue Angriffe auf politische Gegner des Regimes statt, täglich wurden neue Gräueltaten oder Morde begangen. Konzentrationslager und institutionalisierte Gewalt waren die Losungen jener Tage, ganz zu schweigen von der Zersetzung des kompletten Rechtssystems, das schliesslich vom tyrannischen NS-Regime vollends instrumentalisiert wurde. Das Gesetz wurde zu einem Ausdruck von Hitlers Willen.

Ein Kapitel nach dem anderen schrieb das grosse NS-Geschichtsbuch, das der Welt gefährliche Zeiten bescherte. Eine Welt freilich, die weit entfernt war von der französischen Halbinsel Cotentin und den Menschen, die auf den küstennahen Kanalinseln lebten. Während der 1930er Jahre, als Hitler seine politischen Gegner ermorden oder in Konzentrationslager einsperren liess, während er sich dem staatlichen Terror hingab und um sich herum Angst und Schrecken verbreitete, gingen die Bewohner der Kanalinseln Jersey, Guernsey, Alderney und Sark in einer friedvollen Isolation ruhig und gelassen auf gewohnte Weise ihren täglichen Geschäften nach, so wie sie es schon seit Urzeiten getan hatten.

Die Kanalinseln werden zwar zu den britischen Inseln (*British Isles*) gezählt, und doch sind sie ein ganz ungewöhnlicher Teil Grossbritanniens. Daher ist es unangebracht, von den auf den Kanalinseln gemachten Kriegserfahrungen generell darauf zu schliessen, wie sich die britische Gesellschaft verhalten hätte, wäre das britische Festland von den Deutschen besetzt worden. Da die Inseln eine Besonderheit darstellen, können sie auch nicht für die gesamte britische Gesellschaft als Paradebeispiel herhalten.

Jersey ist mit einer Grösse von 117 Quadratkilometern die grösste der Kanalinseln. 1940 lebten ungefähr 35'000 Menschen auf Jersey, das zu je-

ner Zeit bereits berühmt war für seine Rinder: hohlrückig, grossäugig und von einer schönen hellbraunen Farbe. Bekannt war die Insel ausserdem für die Kartoffelsorte *Jersey Royal*, die – bedeckt mit grossen, an den Stränden entlang der Küste aufgelaufenen Seetangschichten – im nahrhaften Boden der Abhänge wächst. Der grossartige, aus Jersey stammende Künstler Edmund Blampied, der die Briefmarken und Banknoten während der Besatzungszeit gestaltete, hat auf vielen herrlichen Gemälden und Kupferstichen die Seetangernte festgehalten; sie zeigen prächtige Pferde unter flammender Sonne vor der aufgewühlten See.

Das wirkt idyllisch – und idyllisch war es auch. Trotzdem darf nicht unerwähnt bleiben, dass eine nicht geringe Armut herrschte auf den Inseln, insbesondere unter den kleinbäuerlichen Pächtern: Diese lebten in winzigen verdreckten Hütten, ohne Gas oder Elektrizität und ohne WC im Haus. Ein entscheidendes Kriterium der Nationalsozialisten bei der Klassifizierung einer Rasse scheint übrigens der Mangel an sanitären Anlagen gewesen zu sein – wenigstens, wenn man die Aussagen eines an der Ostfront stationierten deutschen Offiziers ernst nimmt: Er behauptete, dass sich der rassisch Höhergestellte von einem «Untermenschen» dadurch unterscheide, dass jenem ein Abort im Innern des Hauses zur Verfügung stünde. Nach dieser Einschätzung musste ein Grossteil der Insulaner (ganz zu schweigen von der Bevölkerung des britischen Festlands) von einer untergeordneten Spezies gewesen sein.

Ein wesentlicher Teil des Einkommens der Inseln stammte aus dem damals noch nicht so umfänglichen Bankwesen, das mit dem heutigen nicht zu vergleichen ist. Eine weitere Einnahmequelle war der Tourismus: Die Urlauber waren bemüht – und sei es auch nur für wenige Tage –, dem Lärm und der Hektik der Städte auf dem britischen Festland zu entkommen. Sie verbrachten die wenige, aber kostbare Zeit am Strand von St. Brelades Bay oder schwammen in den kristallklaren Gewässern – und dann genossen sie vielleicht einen köstlichen *Jersey cream tea* in einem der luxuriösen Hotels. Man liess es sich gut gehen in einer Welt, die weit entfernt war vom bedrängten Europa und seinen tollwütigen Diktatoren.

Historisch gehörten Jersey und die anderen Kanalinseln zum Herzogtum der Normandie. Als Wilhelm I. (der Eroberer) nach der Schlacht bei

Hastings im Jahr 1066 König von England wurde, herrschte er weiterhin als Herzog der Normandie auch über die Inseln. Obwohl England über die Jahrhunderte hindurch allmählich seinen Besitz auf dem französischen Festland verlor, blieben die Kanalinseln der englischen Krone treu ergeben. Sie waren und sind es noch: ein «Kronbesitz» (*Peculiar of the Crown*). Das bedeutet, dass sie weder dem britischen Parlament Rechenschaft schuldig sind noch von diesem regiert werden, sondern von der Königin im Kronrat (*Privy Council*) oder einem aus diesem hervorgehenden Komitee. Die Inseln genossen – mit Ausnahmen in der Aussen- und Verteidigungspolitik – eine beneidenswerte Autonomie. Die innenpolitische Gesetzgebung ist Sache der States, den Parlamenten der Inseln. Der Präsident des Parlaments wird *Bailiff genannt*, faktisch ist dieser der Ministerpräsident (*First Minister*) des Bailiwick Jersey bzw. Guernsey (zu welchem Sark und Alderney gehören).

Im Jahr 1940, da unsere Geschichte beginnt, war Alexander Moncrieff Coutanche Bailiff von Jersey. Ihm werden wir während dieser fünf Besatzungsjahre noch oft begegnen. Bailiff von Guernsey war zu dieser Zeit der ältere und etwas korpulente Victor Gosselin Carey – er verbrachte einen unglücklichen 69. Geburtstag, denn er war an diesem Tag gezwungen, die ersten deutschen Besatzer zu begrüßen. Beide Inseln hatten jeweils einen Vizegouverneur (*Lieutenant-Governor*): Major General Richard Harrison auf Jersey und Major General A.P.D. Telfer Smollet auf Guernsey.

Nicht weit entfernt von der Küste Guernseys liegt die am wenigsten bebaute und damit schönste der Inseln, nämlich Sark: lediglich 4,6 km lang und 2,7 km breit. Die kleine Insel wird durch Felsen geschützt, die 300 Fuss in die Höhe ragen und deshalb extrem schwer zu besteigen sind – was später die britischen Soldaten bei ihren nächtlichen Kommandounternehmen am eigenen Leib erfahren würden. Einen einfacheren Zugang zu der Insel hat man über einen kleinen Hafen und durch einen in den Felsen gehauenen Tunnel, der während der Besetzung von den Deutschen allerdings streng bewacht wurde. Der Haupterwerb der Sarkeser bestand in der Fischerei, der Milchwirtschaft und in dem kleinen Tourismusgewerbe. Bei Ausbruch des Krieges kümmerte sich die eindrucksvolle Dame von Sark,

Sibyl Hathaway, geborene Collings, auf ihre altherwürdige Weise um die 600-köpfige Bevölkerung. Ihr Urgrossvater John Allaire, ein waschechter Insulaner, war ein Freibeuter, eine Art «lizenzierter Pirat», der ein grosses Vermögen erwirtschaftet hatte, indem er Handelsschiffe ausraubte, die im Ärmelkanal verkehrten. Wie die Dame von Sark selbst bemerkte, war er ein Mann von «unchristlichem Temperament, der sich durch Prasserei und Frevel auszeichnete». Mit diesem «erwirtschafteten» Vermögen war es ihm allerdings möglich, den Titel des Seigneurs auf Sark zu erwerben. Ihm folgte seine Tochter Mary als Dame von Sark. Mary heiratete den aus Guernsey stammenden Thomas Collings, Sibyls Grossvater. Auf diese Weise konnte der Titel des Herzogs (*Seigneur*) in der Familie weiterge- reicht werden, bis ihn 1940 Sibyl Hathaway (wie sie nach der Hochzeit mit dem Amerikaner Bob Hathaway hiess) erhielt. Ihr Mann war amerikani- scher Staatsbürger und hatte im Ersten Weltkrieg als Offizier bei den *Royal Flying Corps* gedient – dieser Umstand sollte sich bei der Deportationsan- ordnung von 1943 noch rächen.

Sibyls eigentlicher Titel war «La Dame de Serq», die weibliche Ent- sprechung des Seigneur. Sie leitete die Inselregierung durch ihre eigene Inselvesammlung, *Court of Chief Pleas* genannt, und den dazugehörigen *Court of Justice*. Weder Einkommenssteuer noch Erbschaftssteuer waren vorhanden – und auch kein einziges Auto! Sark war eine schöne, kleine, in einer feudalen Zeitkapsel gefangene Insel: ungestört, ruhig und komplett abgeschottet von der gefährlichen Welt jenseits des Meeres, dem europäi- schen Festland.

Eine kurze Fahrt von Sark aus über das Meer führt zur letzten der vier Hauptinseln: Alderney, die, so der allgemeine Konsens, das Auge weniger erfreut als Sark. Tatsächlich war Alderney 1940 ein eher trostloser, ungast- licher Ort, und – das ist nicht abzuleugnen – ziemlich rückständig. Zwar existierte eine Landwirtschaft, doch diese war ziemlich primitiv und mehr auf den Eigenbedarf hin ausgerichtet. Einige wenige Geschäftstüchtige züchteten reinrassige Kälber für den Export nach Guernsey, manche arbei- teten im Granitabbau. Ausserdem machte man von Zeit zu Zeit Geld durch Schmuggelgeschäfte – mehr gab es auf Alderney nicht zu tun. Es existierte so gut wie kein Kommunikationssystem auf der Insel. Telefone gab es kei-

ne und – im Juni 1940 sollte dieser Umstand sehr unangenehm werden für die Inselbewohner – kein unterirdisch verlaufendes Kabel, das die Insel mit Guernsey verbunden hätte. Neuigkeiten wurden auf der Insel vom Stadtausrufer überbracht und das Radio diente dazu, den Kontakt zur Außenwelt zu pflegen. Alderney hatte keine eigene Legislative und kein Gericht. Per Verfassung gehörte die Insel zum Bailiwick von Guernsey. Zuständig für die Insel war der dort ansässige Frederick George French, Judge of Alderney, ein Engländer und ehemaliger Soldat. Er war es auch, der das Volk von Alderney von der Insel brachte und dadurch den Deutschen ermöglichte, die quasi menschenleere Insel in Besitz zu nehmen.

Diese «Stückchen Frankreich, ins Meer gefallen und von England aufgesammelt», wie sie Victor Hugo beschrieben hat, waren in diesem heißen und verhängnisvollen Sommer 1940 wehrlos angesichts der vorrückenden Deutschen. Niemand stand ihnen bei. Keine britischen Truppen waren da, um sie zu verteidigen. Im Juni 1940 kam eine schlechte Nachricht, die Major General Harrison, von 1939-40 Vizegouverneur auf Jersey, auf der Rückseite eines Briefumschlags notierte, während er mit Major General Percival, dem stellvertretenden Generalstabschef im Kriegsministerium, telefonierte. Anschliessend eilte er zur Versammlung der States von Jersey, wo er die Neuigkeit verkündete: «Entscheidung des Kriegskabinetts: Die Insel Jersey soll demilitarisiert werden. Alle Truppen sind abzuziehen.»

I.

Verrat und Possenspiel

«Wir werden kämpfen bis zum Ende. Wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsender Zuversicht und wachsender Stärke am Himmel kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen, wie hoch auch immer der Preis sein mag. Wir werden auf den Stränden kämpfen, wir werden an den Landungsabschnitten kämpfen, wir werden auf den Strassen kämpfen, wir werden in den Bergen kämpfen [...]». Wir werden überall kämpfen, ausser auf den Kanalinseln – hätte Winston Churchill hinzufügen können.

Lord Portsea, ein couragierter 80-jähriger Mann aus Jersey, der mit bürgerlichem Namen Bertram Falle hiess, hat das Verhalten der britischen Regierung gegenüber den Kanalinseln in den Wochen vor dem desaströsen 28. Juni mit vernichtenden Worten charakterisiert: «Ein schier unfassbares Possenspiel!» Ja, schlimmer noch: Die Insulaner seien von der britischen Regierung «verraten» und «im Stich gelassen» worden, jedem feindlichen Angriff vollkommen wehrlos ausgesetzt. Der Einschätzung des noblen Lords ist schwer zu widersprechen, denn tatsächlich hatten die Insulaner an jenem sommerlichen Freitagabend, als die Heinkelbomber aus heiterem Himmel herabstiessen, keine Waffen zur Verfügung, um sich zu verteidigen. Weder eine Bürgerwehr noch ein einziger britischer Soldat konnte irgendeine Form von Schutz gewähren. Lord Portsea hatte recht. Man hatte die Inseln aufgegeben – und das machte ihn wütend: «Auch wenn die Einwohner die Inseln nicht länger als einige Wochen hätten halten können, so

wären diese Männer doch wenigstens mit Anstand gestorben, anstatt Sklaven zu sein. Und wie hätten sie würdevoller sterben können? Man stelle sich hingegen eine britische, eine englische Regierung vor, die behauptet, das Risiko sei zu gross, dass Menschen sterben würden, tausend zu eins. Als hätten wir nicht von der Schlacht von Azincourt gehört.» Die Inseln wurden tatsächlich aufgegeben und «verraten», allerdings auf eine wesentlich subtilere Art, als es sich Bertram Falle damals hätte vorstellen können. Hinter dieser Geschichte des «Verrats» steckt eine Mischung aus panischer Angst, Naivität, politischer und militärischer Ignoranz – vor allem aber das zwar nicht direkt beabsichtigte, aber doch gravierende Versäumnis, Leben und Wohl des bedrängten Volkes auf den Inseln zu sichern.

Die unglückliche und unangenehme Wendung der Ereignisse sollte tiefgreifende Auswirkungen auf die Beziehung zwischen der britischen Regierung und den Insulanern haben, und das ganz besonders in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die geprägt war von Vorwürfen und gegenseitigen Beschuldigungen. Die folgenden Ereignisse führten zum 28. Juni 1940:

Mittwoch, der 5. Juni

Der Stabschef im königlichen Generalstab, General Sir John Dill (*Chief of the Imperial General Staff*), hielt vor den Stabschefs der Streitkräfte im Kriegskabinett (*Chiefs of Staff Committee of the War Cabinet*) einen Vortrag, in welchem er nach einer langen, detailreichen und absolut überflüssigen Abhandlung über die Militärgeschichte der Kanalinseln seit 600 n. Chr. erklärte, dass keine Gefahr für eine richtige Invasion bestünde; sollte aber der Feind dennoch auf den Inseln landen, müsse er aus Prestige Gründen vertrieben werden. Dieser letzte Hinweis gibt zu erkennen, dass der potentielle Propagandawert der Inseln erkannt worden war. Wenn Sir John seinen Gedankengang etwas weiter fortgeführt hätte, so hätte er erkennen können, dass, wenn es nötig ist, den Feind aus Prestige Gründen zu vertreiben, der Feind es allein aus demselben Grund seinerseits für notwendig erachten könnte, die Inseln einzunehmen und zu besetzen. Was für ein Propagandacoup, wenn die Wehrmacht ihren Fuss auf britischen Boden setzen würde! Solche Überlegungen hätten natürlich die Annahme entkräftet, die

Deutschen würden sich möglicherweise gar nicht darum bemühen, die Inseln anzugreifen.

Die Beurteilung seitens der Briten, dass keine unmittelbare Gefahr für die Inseln bestünde, gründete auf der seit mehreren Jahren anhaltenden Überzeugung, dass die Kanalinseln für beide Seiten keinen strategischen Wert haben würden. Anders ausgedrückt: Weder der Angriff noch die Verteidigung der Inseln konnten militärisch begründet werden. Die Deutschen würden demnach, so glaubten sie, die Inseln links liegen lassen. Sie würden die Inseln das sein lassen, wofür sie stets gerühmt wurden: ein Ferienparadies mit viel Sonnenschein, weit weg von den Schrecken des Krieges.

Mittwoch, der 12. Juni

An diesem Mittwochmorgen trug Sir John Dill seinen Bericht ein weiteres Mal vor, diesmal jedoch direkt vor dem Kriegskabinet. Er betonte erneut, dass die Kanalinseln keinen strategischen Wert besäßen. Der eigenen Reputation wegen sollten trotzdem einige Verteidigungsmassnahmen getroffen werden. Die Stabschefs stimmten zu. Es wurde die Entscheidung getroffen, zwei Bataillone auf die Inseln zu schicken.

Dann allerdings überschlugen sich die Ereignisse: Dieser Krieg war nämlich keine Wiederholung des Ersten Weltkriegs, welcher ein Zermürbungskrieg war und in ein Patt führte. Er war gewiss kein Stellungskrieg, sondern ein rasanter Krieg voller improvisierter und schneller Manöver: ein Blitzkrieg.² Noch während der Sitzung kam die Nachricht von der bevorstehenden, siegreichen Ankunft des Feindes an der Küste Frankreichs. Eine zweite Dringlichkeitssitzung des Kriegskabinetts wurde für den Nachmittag einberufen. Im Lichte dieser jüngsten Information sollte die zuvor getroffene Entscheidung, zwei Bataillone zur Verteidigung der Kanalinseln über das Meer zu schicken, überdacht werden.

Donnerstag, der 13. Juni

An diesem Morgen nahm General Sir John Dill eine Neubewertung der Situation auf den Kanalinseln vor. Da sich der Feind nun in Cherbourg be-

fand und in Richtung St. Malo drängte, bestand kein Zweifel, dass die Deutschen früher oder später die absolute Kontrolle über die gesamte französische Küste erlangen würden. Nichts konnte sie stoppen. Daher wurde die Kabelverbindung von Frankreich nach Jersey und zum britischen Festland gekappt, deren Existenz bis dahin noch als kleiner Anreiz für die Verteidigung der Inseln gedient hatte. Nicht der geringste strategische Grund war noch vorhanden, um die Verteidigung der Inseln durch zwei Bataillone zu rechtfertigen. Überdies benötigte man die beiden Bataillone dringend zur Verteidigung des Festlandes gegen die bevorstehende Invasion durch den Feind. Die Entscheidung wurde aufgehoben: Es sollten keine britischen Truppen zur Verteidigung der Inseln entsandt werden.

Freitag, der 14. Juni

Die Deutschen hatten bei Quillebeuf die Seine überquert. Der etwas trübsinnige, gleichwohl kompetente und zudem mit einem messerscharfen Verstand ausgestattete Alexander Moncrieff Coutanche deutete die Lage so: «Zufälligerweise kenne ich diesen Teil des Landes sehr gut. Wenn die Deutschen erst einmal bei Quillebeuf die Seine überquert haben, dann wird sie nichts mehr davon abhalten können, hierher zu kommen.» Er hatte recht. Es gab nichts, das sie aufhalten konnte. Das beängstigte ihn. Von seinem Kronanwalt begleitet eilte der Bailiff zu einem Treffen mit Vizegouverneur J.M.R. Harrison. Er bat ihn, wegen dieser dringenden Angelegenheit London anzurufen und herauszufinden, wie man dort diese in jeder Hinsicht gefährliche Situation einschätzte. Wie sollten sich die Insulaner verhalten? Sie hatten bis dahin nämlich nicht einen Ton vom Innenministerium vernommen.

Harrison, selbst sehr betroffen, führte ein Ferngespräch mit Charles Markbreiter, dem für die Kanalinseln zuständigen Unterstaatssekretär im Innenministerium. Markbreiter schien äusserst desinteressiert zu sein: «Ich habe nicht sehr viel darüber nachgedacht, aber mir scheint, die Situation hat sich nicht wesentlich verändert.» Coutanche sah das ganz anders. Seiner Meinung nach hatte sich die Lage drastisch zum Schlechteren gewendet: «Wann haben Sie zuletzt eine Beurteilung vom Kriegsministerium erhalten?», fragte der Bailiff. Markbreiter antwortete: «Oh, das weiss ich

nicht ganz genau, aber es gab da nichts, das uns sehr beunruhigt hätte.» Coutanche, bemerkenswert beherrscht und freundlich, fragte den sehr vage antwortenden Staatssekretär, ob er freundlicherweise das Kriegsministerium kontaktieren könnte, um herauszufinden, wie man dort die Lage genau beurteilte. Markbreiter folgte der Aufforderung und erfuhr, dass die Verantwortlichen im Kriegsministerium, wie Coutanche auch, nicht glücklich waren über die aktuelle Situation. Sie wollten tatsächlich, dass der Bailiff noch am gleichen Nachmittag nach London fliegt, um diese dringende Angelegenheit zu besprechen.

Der Plan wurde allerdings von den Ereignissen überholt. Anstatt nach London zu fliegen, musste Coutanche auf Jersey bleiben, um die Evakuierung der britischen Truppen aus St. Malo zu organisieren, die dort aufgrund des raschen Vorrückens der Deutschen festsassen. Statt seiner flog Jurat Edgar Dorey nach London.

Samstag, der 15. Juni

Die Briten beschlossen, die Kanalinseln zu demilitarisieren. Die beiden Flugplätze der Inseln sollten jedoch als Fliegerhorste weiterhin verteidigt werden, damit die *Royal Air Force* (RAF) die britischen Truppen im Nordwesten Frankreichs von dort aus so lange wie möglich unterstützen konnte: «Erst danach tritt die Politik der Entmilitarisierung in Kraft.» Zu diesem Zeitpunkt wurde noch keine formelle Erklärung zur Entmilitarisierung abgegeben, das Kriegskabinett hatte allerdings definitiv entschieden, die Kanalinseln «zu einem baldigen Zeitpunkt» zu entmilitarisieren.

Sonntag, der 16. Juni

An diesem Sonntag wurde der Befehl zum sofortigen Abzug aller Truppen von den Kanalinseln erlassen.

Dienstag, der 18. Juni

Zuletzt mussten die Insulaner darüber informiert werden, was auf sie zukam. Anstelle von Bailiff Coutanche reiste Jurat Dorey nach London. Dort wurde er über die drei Tage zuvor vom Kriegskabinett getroffene Ent-

scheidung, die Inseln zu entmilitarisieren, informiert. Darüber hinaus wurde ihm mitgeteilt, dass «im Interesse der Einwohner» keinerlei Versuche unternommen würden, die Inseln zu verteidigen; sie sollten als «offene Städte» (*open towns*) deklariert werden. Alle bewaffneten Streitkräfte würden abgesetzt und Schiffe für all jene Insulaner zur Verfügung gestellt, die beschlossen hatten, sich evakuieren zu lassen.³ Die Vizegouverneure würden abberufen, ihren Titel und ihre Pflichten sollten dann die Bailiffs übernehmen.

Um welche Pflichten es sich dabei genau handeln würde, legte der Staatssekretär im Innenministerium, Sir Alexander Maxwell, in einem Brief an den Lord Lieutenant⁴ dar, in welchem es heisst: «Sir, ich wurde vom Aussenminister angewiesen, Ihnen mitzuteilen, dass die Regierung seiner Majestät es wünscht, der Bailiff möge im Falle einer Abberufung die Pflichten des Vizegouverneurs erfüllen, die sich dann auf zivile Aufgaben beschränken würden. Er soll im Amt bleiben und die Insel nach bestem Wissen und Gewissen und im Interesse der Einwohner regieren, ungeachtet dessen, ob er Anweisungen von der Regierung Seiner Majestät erhalten kann oder nicht. Die anderen Crown Officers [i.e. die der britischen Krone direkt unterstellten Inselbeamten] sollen ebenso auf ihren Posten verbleiben. So verbleibe ich, Sir, als Ihr ergebener Diener, A. Maxwell».

Die Entscheidung zur Entmilitarisierung wurde im Interesse der Einwohner getroffen. Man wollte sie davor bewahren, von einem erbarmungslosen Feind bombardiert, angegriffen und getötet zu werden. Es war die löbliche und redliche Absicht der britischen Regierung, das Leben der Insulaner zu bewahren und ihre Sicherheit zu gewährleisten – auch wenn sie angesichts der herrschenden Umstände ihre Freiheit nicht länger garantieren konnte.

Mittwoch, der 19. Juni

Während einer Sitzung der Jersey States (das Parlament der Insel) war Vizegouverneur General Harrison damit beschäftigt, den dort versammelten und sehr besorgten Ministern (*Jurats*) und Stellvertretern zu erklären, in welcher Situation man sich befand, als ein Anruf aus London kam. Churchill selbst missbilligte den Beschluss zur Entmilitarisierung vehe-

ment Er sagte: «Es ist abscheulich, jetzt britisches Territorium zu verlassen, das seit der normannischen Eroberung im Besitz der Krone war!» Er war ganz einig mit Lord Portsea und glaubte, dass man um Stolz und Ehre der Nation willen um die Inseln kämpfen und diese verteidigen müsse. In diesem Fall allerdings beugte er sich dem fundierten Urteil des Vizeadmirals Thomas Phillips, dass eine militärische Verteidigung der Inseln aufgrund ihrer Nähe zur deutschen Frontlinie und auch wegen der strapazierten britischen Militärressourcen in dem Gebiet schier unmöglich war. Zum Glück für die Insulaner beriet sich der britische Kriegsführer, anders als sein deutsches Pendant, mit seinen Feldkommandanten.⁵ Hätte man sich tatsächlich bemüht, etwas zu verteidigen, das nicht zu verteidigen war, so wäre die Anzahl der zivilen Opfer ohne jeden Zweifel enorm hoch gewesen.

Auf Guernsey wurde an diesem Tag in der Abendzeitung bekanntgegeben, dass die Inseln entmilitarisiert werden würden. Entscheidend ist aber, dass auf diplomatischem Wege keine offizielle Deklaration erfolgte, dass die Entmilitarisierung tatsächlich stattgefunden hatte. Den Deutschen wurde nichts mitgeteilt und sie konnten, ausser sie hätten einen Spion im Parlament von Jersey oder in der Guernsey-Abendzeitung gehabt, vom neuen militärischen Status der Inseln nichts erfahren.⁶ Sie hatten aber keinen solchen Spion und lasen die Guernsey-Nachrichten offenbar nicht. Folglich blieben die Kanalinseln für sie ein legitimes Angriffsziel. Die Insulaner waren nun in grosser Gefahr. Die Besetzung der Kanalinseln war als Teil der Operation *Grüner Pfeil* für Ende des Monats geplant. Die Inseln waren schutzlos.

Dienstag, der 20. Juni: Evakuierung!

An diesem Dienstag wurden alle übriggebliebenen britischen Truppen an Bord der SS *Marlines* und SS *Biarritz* abtransportiert. Das Kabel zu Frankreich wurde gekappt. Die zwei Vizegouverneure packten ihre Sachen und gingen. Die Insulaner waren auf sich selbst gestellt: wehrlos und leicht angreifbar. Panik brach aus. Geschichten über die unmenschliche Brutalität der Deutschen, die nur wenige Meilen entfernt waren, verbreiteten sich wie ein Lauffeuer, Geschichten von Vergewaltigung, willkürlichen Tötungen, Massenmord an Zivilisten und Verstümmelungen von Kindern.⁷ Das alles

schürte Angst. Angesichts der schrecklichen Neuigkeiten aus Polen entbehrten diese Berichte nicht jeglicher Grundlage. Reverend Douglas Ord auf Guernsey schreibt in sein Tagebuch:

«Es ist, als wäre dies das Ende der Welt – oder von dieser kleinen Welt zumindest. 20. Juni. Der gestrige Abend war für die Anmeldung zu knapp. Menschenmassen belagerten das Polizeirevier (*Constables office*) und der vorgeschlagene Zeitplan lief aus dem Ruder. Im Schutz der Dunkelheit verliessen die Kinder die Inseln. Nun, seit Tagesanbruch führen alle Wege nach St. Peter Port. Tausende drängen sich in den Strassen. Das normale Leben ist vollständig lahmgelegt. Überall hört man die gleichen Fragen: ‚Was sollen wir tun?‘ und ‚Wohin sollen wir gehen?‘

In der Lefebvre Street bildeten sich schon um 6 Uhr in der Früh lange Schlangen, die Strasse war voll mit Menschen, so dass es fast unmöglich war, sich zu bewegen. Wer zur Anmeldung kam, musste sich anstellen, die Warteschlange füllte die gesamte Strassenlänge. Wer ohnmächtig wurde, konnte nur mit Mühe und Not ärztlich behandelt werden. Was für ein leichtes Ziel für Luftangriffe! Es wurden aber keine Befehle zur Auflösung der Menge gegeben. Die Anweisung zur Registrierung war so abgefasst, dass viele glaubten, die Anmeldung sei obligatorisch. Daher meldeten sich viele vorsichtshalber an – ich tat das auch, obwohl sich dann zeigte, dass das gar nicht notwendig war. Mr. Sherwill tat sein Bestes und sprach von Vorbereitungen, die getroffen würden, und fügte hinzu, dass es äusserst unwahrscheinlich sei, dass die ganze Menschenmasse aus Guernsey hoffen könne, evakuiert zu werden. Männer im wehrfähigen Alter sollten freiwillig nach England gehen und dort ihrer Pflicht nachkommen. Wer bleibt, dem droht Sklavenarbeit, das sei jedoch nach Sherwills Meinung eher unwahrscheinlich. Er sagte, er wisse wirklich nicht, ob die Deutschen auf die Insel kommen würden. Vielleicht könnten wir schliesslich doch der Härte einer Besetzung entkommen. Die Ernährungsfrage würde wohl das ernsthafteste Problem darstellen, dem wir uns stellen müssten. Deshalb die Evakuierung der jungen Leute. Und mit weiteren solchen aufmunternden Worten schickte er die Leute weg.»

Eine sehr dunkle und zweideutige Botschaft des Attorney Generals. Die Menschen waren sich unsicher, was sie tun sollten. Am besten ging man auf Nummer sicher. Es fand eine Massenevakuierung statt: 17'000 von 42'000 Menschen auf Guernsey verliessen die Insel; 6500 von 50'000 auf Jersey, auf Alderney blieben nur 19 übrig, 129 von 600 verliessen Sark. Es war eine furchtbare Zeit für die Insulaner, insbesondere auf Guernsey, wo eine richtiggehende Panik ausbrach und es an klaren Anweisungen von Seiten der Inselführung mangelte.

Zwar wussten die Menschen nicht, was sie genau machen sollten, aber man war im Allgemeinen der Ansicht, dass es besser war, die Inseln zu verlassen. Die Kinder sollten zuerst gehen. Eine Menschenmenge stürzte zum Hafen von St. Peter Port, um auf ein Boot zu gelangen, das Richtung Westen aufbrach – wenn denn eines zu finden war; so erinnert sich Eileen du Mouilipied: «Ich war gerade eingeschult worden und werde nie das Durcheinander vergessen, das im Klassenzimmer herrschte. Ich bekam eine Gasmaske und ein Namensschild, das ich an meinen Mantel heften musste, und dann war auf einmal wieder alles anders, wir wurden nach Hause geschickt, weil das Boot nicht gekommen war, das uns mitnehmen sollte.» Stanley Martin berichtet: «Sie wussten nicht, was passiert war, sie hatten keine Ahnung, ob das Boot noch kommen würde, um uns zu holen, der Rektor sagte, es tut mir leid, ihr müsst alle nach Hause und morgen früh um 2 Uhr wiederkommen, also gingen wir alle zurück, meine Mutter und mein Vater brachten mich zur Schule und da waren eine Menge Menschen und Busse, die auf uns warteten, das war in der Morgendämmerung, es wurde schon hell.»

Eileen und Stanley gelang es möglicherweise, wegzugehen, aber drüben auf Jersey erinnert sich Marion Rossler an Folgendes: «Wir blieben. Ich glaube, meiner Mutter ging es nicht sehr gut, aber ich weiss nicht, ob es nicht nur eine Ausrede meines Vaters war, um bleiben zu können. Er war durch und durch überzeugter Jerseyer und wollte nicht gehen, obwohl wir die Möglichkeit dazu hatten.»

Aber 6500 Menschen aus Jersey verliessen die Insel so schnell wie möglich: «Wir sahen Autos runter zum Pier fahren, Menschen herausstürzen und Koffer hinter sich herziehen, die Wagen wurden mit offenen Tü-

ren und Zündschlüssel stehengelassen und sie eilten einfach auf die Boote, so war das.» (Leo Harris) Wer entschieden hatte zu bleiben, befand sich nun in einer gefährlichen Situation. Einer viel gefährlicheren Situation, als er ahnen konnte. Die beiden Bailiffs waren nämlich nicht darüber in Kenntnis gesetzt worden, dass man die Deutschen über die Entmilitarisierung der Inseln bisher noch nicht informiert hatte. Die Insulaner waren vollkommen wehrlos. Die Inseln stellten in den Augen des Feindes weiterhin ein legitimes Angriffsziel dar. Ihre einzige Verteidigung vor einem Angriff war, paradoxerweise, dass sie keine Verteidigung hatten. Das wussten die Deutschen aber nicht. Sie nahmen vielmehr an, dass auf den Inseln Truppen in Garnison lagen und sie aufs Äusserste verteidigt werden würden. Dementsprechend mussten sie handeln.

Samstag, der 22. Juni

Die Stabschefs verlangten, dass das Aussenministerium (*Foreign Office*) dem Feind gegenüber *proforma* die Entmilitarisierung der Inseln deklariert. Eine Pressemitteilung wurde erstellt, aber mit der Begründung zurückgehalten, dass die Deutschen diese als eine offene Einladung sehen und einfach einmarschieren würden. Auch zu diesem Zeitpunkt gab es demnach keine offizielle Erklärung. Die Inseln waren für die Deutschen weiterhin legitime Angriffsziele.

Montag, der 24. Juni

Eine Nachricht des Königs, Georg VI., erreichte die Inseln: «Aus strategischen Gründen wurde es für notwendig befunden, die Streitkräfte von den Kanalinseln abzuziehen. Ich bedauere diese Notwendigkeit zutiefst und möchte meinen Untertanen auf den Inseln versichern, dass meine Regierung bei dieser Entscheidung Ihre Lage in Betracht gezogen hat. Dieser Schritt ist in der augenblicklichen Situation in Ihrem besten Interesse. Die lange Verbindung der Inseln mit der Krone und die treuen Dienste, die die Menschen der Inseln meinen Vorfahren und mir erwiesen haben, garantieren, dass das Band ungebrochen bleiben wird, und ich weiss, dass mein Volk auf den Inseln mit der gleichen Zuversicht, mit der auch ich in die Zukunft blicke, auf den Tag, an dem die entschlossene Stärke, mit der wir

unseren gegenwärtigen Schwierigkeiten entgentreten, die Frucht des Sieges ernten wird.»

Die Nachricht wurde begleitet von einer verwaschenen Anweisung, wie die Nachricht den Insulanern zu kommunizieren sei: «Auf eine solche Weise, wie es Ihnen ratsam scheint, in Anbetracht der Interessen der nationalen Sicherheit.» Mit anderen Worten: so wenige Menschen wie möglich sollten davon erfahren – aus Angst, der Feind könnte ansonsten von der Entmilitarisierung Wind bekommen. Das führte dazu, dass nur wenige Insulaner von der Nachricht des Königs und dem kleinen Trost, der darin enthalten war, Kenntnis bekamen. Sie wussten nichts von der Sorge und dem Anliegen des Königs, die er während dieser entsetzlichen Zeit geäußert hatte. Ihr Eindruck, zurückgelassen worden zu sein, war damit besiegelt.

An diesem Tag gab es weiterhin keine formelle Deklaration der Entmilitarisierung. Die Stabschefs wiederholten abermals ihren Vorschlag, dass das Aussenministerium eine solche Erklärung liefern sollte. Es fand eine Sitzung statt. Das Thema wurde besprochen. Erneut war man der Meinung, dass eine solche Deklaration einer offenen Einladung an den Feind gleichkäme, die Inseln zu besetzen. Nicht diskutiert wurde allerdings eine andere Möglichkeit, nämlich dass die Deutschen auch ohne eine solche Deklaration und dann durchaus angriffslustig einmarschieren könnten.

Ausserdem wurde in dieser Sitzung beteuert, und das auf eine durchaus paradoxe Weise, dass eine formelle Deklaration der Entmilitarisierung gar nicht notwendig sei, da die Deutschen womöglich durch ihr Spionagenetzwerk bereits davon erfahren hatten. Dem war aber nicht so. Ihr Geheimdienst war nicht dermassen effizient. Die Deutschen hatten die Inselzeitungen nicht gelesen, sie hatten keine Spione im Parlament der Inseln – und sie hatten die Nachricht des Königs nicht vernommen. Die Deutschen wussten von nichts, obwohl sie unter den Ersten hätten sein sollen, die von der Entmilitarisierung erfahren. Die Inseln blieben in den Augen der Deutschen eine militärische Zielscheibe – und die Zeit lief ihren Bewohnern davon.

Freitag, der 28. Juni

Es war ein schöner, sonniger Tag. Die Inseln lagen in der sommerlichen Hitze. Die Kinder spielten an den Stränden. Unten an den Hafenanlagen von St. Helier und St. Peter Port standen Lastwagen in einer Reihe, um die Schiffe mit Kartoffeln und Tomaten zu beladen. Auch auf Guernsey wurden gerade Rinder abgeladen, die auf Alderney zurückgelassen worden waren und von einer Einsatztruppe aus Guernsey gerettet werden konnten. Eine grosse Versammlung war geplant, bei welcher Major Ambrose Sherwill, der Attorney General, eine Rede halten wollte.

Die Bomber kamen am frühen Abend – zuerst nach Jersey und dann nach Guernsey. Zunächst wurden die Lastwagen bombardiert, dann wurde der gesamte Frachthafen mit Maschinengewehren beschossen. Das Guernsey-Rettungsboot wurde auf seinem Weg nach Jersey angegriffen. Der junge Sohn des Bootsführers, Harold Hobbs, wurde dabei getötet.

Insgesamt kamen 44 Menschen ums Leben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass niemand getötet worden wäre, hätte der Feind durch eine formelle Erklärung von der Entmilitarisierung erfahren.

Um weitere Bombenangriffe zu vermeiden und ein weiteres Gemetzel zu verhindern, war es nun unabdingbar, die Entmilitarisierung zu deklarieren. Ambrose Sherwill bekräftigte dies. Das hatte den erhofften Effekt. An diesem Abend, um 21 Uhr, wurden die Inseln in den BBC-Nachrichten zur entmilitarisierten Zone erklärt. Wie es das Schicksal wollte, hat es der so hochgepriesene Geheimdienst der Deutschen verpasst, die Übertragung abzuhören.

Sonntag, der 30. Juni

An diesem letzten Sonntag des Monats wurde schliesslich das Aussenministerium aktiv. Man tat das, was schon in den letzten zwei Wochen hätte getan werden sollen: Der Botschafter der (weiterhin neutralen) Vereinigten Staaten in London, Joseph P. Kennedy, wurde gebeten, den Deutschen über die US-Botschaft in Berlin einen Bescheid zu übermitteln, in dem es hiess: «Die Inseln wurden entmilitarisiert und stellen kein legitimes Ziel für Bombardements dar.»

Es war falsch und gefährlich, den Deutschen die Entmilitarisierung vorzuenthalten. Diese Zurückhaltung hätte bestenfalls dazu führen können, dass die Deutschen – in dem Glauben, die Inseln würden verteidigt – ihren Angriff um wenige Stunden verzögert hätten, um dann, falls gewünscht, voranzurücken. Nur aufgrund dieser wenigen Stunden wurde den Deutschen gegenüber keine angemessene und klare Ansage gemacht. Folglich waren die Kanalinseln ein offenes Ziel und anfällig für den Angriff, der am 28. Juni erfolgte. Nicht die Sicherheit und das Wohlergehen der Insulaner war, wie man vermuten könnte, die Hauptsorge der britischen Regierung gewesen. Sie wollte vielmehr eine Invasion durch die Deutschen um ein paar wenige Tage hinauszögern.

Die Insulaner zahlten einen hohen Preis für dieses Durcheinander von Prioritäten, entstanden aus einer verständlichen Panik und Verwirrung. Lord Portseas Vorwurf, die Insulaner seien «verraten» worden, war begründet. Wie sehr sich die britische Regierung ihres Fehlverhaltens bewusst war, ist entscheidend für das Verständnis ihres Benehmens gegenüber den Insulanern, als es am Ende des Krieges zur Abrechnung kommen sollte.

Dieser Tag sollte indes noch fünf Jahre auf sich warten lassen.

II.

Bomben fallen

Der Bailiff von Jersey, Alexander Moncrieff Coutanche, hatte ganz Recht mit seiner Einschätzung vom 14. Juni 1940. Der alles überrennende Vormarsch der Deutschen über die Seine würde nicht an der französischen Küste Halt machen. Ohne Zweifel würden sie versuchen, die wenigen Meeresmeilen zu überqueren, um auf den Kanalinseln einzumarschieren und sie zu besetzen. In einer dringenden Anordnung verkündete Hitler klar seine Entschlossenheit, diese kleinen Teile Grossbritanniens einnehmen zu wollen. Er war sich bewusst – was für London nicht immer der Fall gewesen zu sein scheint –, welcher enormen Propagandawert es haben würde, wenn deutsche Stiefel auf britischem Boden marschierten. Dies wäre ein gewaltiger Triumph für Hitler und das Dritte Reich, eine glorreiche Eröffnungsszene für den Schlussakt des Krieges im Westen, der, was mit Zuversicht erwartet wurde, binnen weniger Monate, wenn nicht Wochen, enden sollte.⁸

Abgesehen von dem kaum zu bezweifelnden Propagandawert einer solchen Besetzung, unterschied sich auch die Einschätzung der Deutschen über den strategischen Wert der Inseln sehr von jener der Briten. Wie wir bereits gesehen haben, war der königliche Generalstab in London davon überzeugt, dass die Kanalinseln für beide Parteien innerhalb dieses Konflikts von geringfügigem strategischem Nutzen waren, ja mehr noch: dass sie aufgrund ihrer geografischen Lage gar nicht zu verteidigen waren. Diese Ansicht war nicht neu – sie bestand bereits seit 1932. Man hatte sich einige Gedanken darüber gemacht, die Inseln mit militärischen Schutzmassnahmen zu versehen, als die Kabelleitung, die England über die Ka-

nalinseln mit Frankreich verband, noch eine funktionsfähige Installation war. Aber mit den Deutschen an der Küste der Halbinsel Cherbourg wurde ihre Benutzung hinfällig und sie wurde am 13. Juni gekappt. Es wurden auch einige Versuche unternommen, die Seehäfen und Flughäfen der Inseln zu sichern, um die Evakuierung der besiegten britischen und französischen Truppen aus Frankreich zu gewährleisten; diese waren aber alle bis zum 20. Juni abgezogen worden. Zu dieser Zeit hörten die Kanalinseln auf, in strategischer oder sonstiger Hinsicht für die Briten von Bedeutung zu sein. Es waren keine Truppen mehr da, weder Häfen noch Flughäfen waren in Betrieb, noch mussten Kommunikationssysteme gesichert werden. Die Inseln waren vollständig entmilitarisiert, aber die Deutschen wussten nichts von dieser (für sie glücklichen) Sachlage.

Das deutsche Oberkommando sah in den Kanalinseln tatsächlich eine durchaus reale und sehr nahe Bedrohung für ihre westliche Flanke, denn von den Inseln aus hätten Angriffe auf das französische Festland gestartet werden können. Eine Besetzung der Kanalinseln wurde daher nicht nur aus propagandistischen Gründen angestrebt, sondern hatte auch aus einem militärischen Sachzwang zu erfolgen. Daher mussten Antworten auf zwei Fragen gefunden werden: (1) «Wie gut werden die Inseln verteidigt?» und (2) «Welche Art von Einsatzkräften werden wir benötigen, um sie einzunehmen?»

Zur Beantwortung der ersten Frage startete die Luftwaffe Aufklärungsflüge, um die Inseln zu beobachten und zu fotografieren. Wären die Deutschen informiert worden über die am 15. Juni getroffene Entscheidung der Briten, die Inseln zu entmilitarisieren, hätten sie gleich beide Fragen mit einem Schlag beantworten können: Die Inseln werden nicht verteidigt und es werden daher keine grossen Einsatzkräfte benötigt, um sie zu besetzen. Leider waren die Deutschen uninformiert und führten ihre Erkundungsflüge fort als Vorbereitung für den Start von Operation *Grüner Pfeil*, um die kleinen Stücke Grossbritanniens für Adolf Hitler einzunehmen. Die Aufklärungsübungen förderten verschiedene, widersprüchliche Resultate zutage:

Ja, auf Jersey, Guernsey und Alderney gab es mehrere, militärischen Anlagen ähnliche Einrichtungen, aber – wie Michael Ginns,⁹ der namhafte

Experte in Fragen der Besetzung bereits hervorgehoben hat – viele der Aufnahmen wurden aus so grosser Entfernung gemacht, dass es oft unmöglich war, das korrekte Baujahr oder ihre Leistungsfähigkeit zu bestimmen. Viele, wenn nicht die Mehrheit der militärischen Installationen, Festungen und Kanonentürme auf den Inseln waren über ein Jahrhundert zuvor während der Napoleonischen Kriege erbaut worden. Das Problem, sie exakt zu identifizieren, erschwerte es, die Inseln im Hinblick auf ihre Verteidigungsfähigkeit angemessen zu bewerten. Obwohl nicht ein einziger Schuss auf die Beobachtungsflugzeuge abgefeuert wurde, während sie über die Inseln flogen, schlossen die Deutschen daraus keineswegs, dass die Inseln nicht verteidigt wurden. Sie nahmen vielmehr an, dass die Inselgarnisonen ihre Positionen nicht preisgaben und auf der Hut waren.

Am 28. Juni hatten die Deutschen nach wie vor keine gesicherte Kenntnis über den militärischen Status der Inseln. Sie hatten bis dato keine korrekte und offizielle Information über den wehrlosen Zustand der Inseln bekommen. Sie wussten daher nicht, dass die Kanalinseln eine entmilitarisierte Zone darstellten. Die Deutschen glaubten, dass hartnäckigere Methoden angewandt werden mussten, um herauszufinden, was auf den Inseln vor sich ging. So kam es, dass am Nachmittag des 28. Juni Heinkelbomber in Cherbourg abhoben, um eine «bewaffnete Aufklärung» durchzuführen. Die Mission war: Bombenangriffe auf St. Helier und St. Peter Port. Das Ziel: eine Gegenwehr zu provozieren, deren Ausmass den Invasoren die tatsächliche Verteidigungskapazität und Bewaffnung der Inseln offenbaren würde.

Das für diese «bewaffnete Aufklärung» verwendete Flugzeug war die Heinkel He 111, der von der Luftwaffe zu Anfang des Krieges am meisten verwendete Bomber. Dieser zweimotorige Mittelstreckenbomber war, mit einer Spitzengeschwindigkeit von 330 km pro Stunde bei voller Beladung, zugestandenermassen etwas langsam. Aber er war mit dem mörderisch effizienten 7,92 mm Maschinengewehr ausgestattet, dem MG15, das mit einer Frequenz von tausend Schuss pro Minute feuern konnte, jede Kadenz mit einer Geschwindigkeit von 2'721 km/h. Kein Zweifel, die Heinkel He 111 war eine höchst wirkungsvolle Killermaschine. Das konnte sie an je-

nem Sommerabend des 28. Juni unter Beweis stellen, als sie sich auf die Inseln stürzte: bombardierend, beschliessend, tötend.

Die Piloten konnten Mary, Bernard und Eva womöglich nicht sehen, wie sie sich unter einer Bank kauernd am Hafen von La Rocque (Jersey) versteckten. Die Kinder aber sahen sie:

«Wir sahen die Flugzeuge. Mary Roberts, Bernard und ich standen da. Wir hatten den ganzen Tag am Strand verbracht, waren geschwommen. Mr. Gallichon, den alle Kinder Onkel Frank nannten, war auch da. Er zog uns unter die Bank, um uns zu schützen, sonst wären wir automatisch die Strasse entlang nach Hause gelaufen. Wir blieben dort, bis alles vorbei war, dann liess er uns gehen. Unsere Mutter steckte uns unter das Bett, noch bevor sie mit den Maschinengewehren schossen. Sie flogen im Kreis, schossen auf alles. Wir gingen dann runter zu Mrs. Mauger, um dort über Nacht zu bleiben, falls sie zurückkommen würden. Nach dieser Erfahrung hatte ich lange Zeit Angst vor Flugzeugen, hätte mich am liebsten unter dem Tisch versteckt – und auch jetzt mag ich sie nicht, mir dreht sich dann alles.»

Yvonne Bouteloupe erzählt von ihrer Mutter und ihrem Bruder, die wie durch ein Wunder entkamen:

«Ich wartete darauf, dass mein Bruder und meine Mutter nach Hause zurückkehrten. [...] Ich stand gerade an der Türschwelle unseres Hauses, das sich auf der anderen Seite von La Rocque befindet, als ich drei Flugzeuge sah. Ich dachte, es handle sich um jene Flugzeuge, die ich früher am Tage gesehen hatte, wie sie Richtung Frankreich flogen, und ich dachte, es seien dieselben, die jetzt zurückkehrten. Plötzlich hörte ich diesen pfeifenden Ton und – boom! – boom! Ich wusste, wir werden bombardiert. Ich rannte zurück den Gang hinunter zu meiner Grossmutter, die in der Küche sass. Sie war gehbehindert und wäre sowieso nirgends hingegangen, und ich versteckte mein Gesicht in ihrem Schoss und schrie: ‚Grossmutter, sie bombardieren uns!‘ Später schossen sie mit Maschinengewehren. Zu dem Zeitpunkt wusste ich nicht, wo mein Bruder und meine Mutter waren, ich machte mir grosse Sorgen. Später kehrten sie nach Hause zurück und es stellte sich heraus, dass sie wegen des Vorstellungsgesprächs bei Mr. Gallichon gewesen waren. Eddie sollte zur Lehre angenommen werden. Auf

ihrem Rückweg hatten sie ihre Fahrräder abgestellt, um mit dem Major zu sprechen, der dort auf einen Bus wartete. Sie sind dann weitergegangen, weil es Zeit war, nach Hause zu gehen. Als sie mit ihren Fahrrädern um die Ecke fuhren, fingen die Bombardierungen an und Mutter sagte ‚Oh! Komm schon Eddie! Wir müssen uns beeilen!‘ Als die Flugzeuge zurückkamen und schossen, warfen sie ihre Fahrräder weg auf die Strasse und versteckten sich dort im grünen Gebüsch.

Als meine Mutter wieder im Haus war, erkannte sie erst, wie knapp sie dem Tod entkommen war, denn sie hatte Löcher am Ärmel ihres (neuen) Mantels, durch welchen ein Geschoss gegangen war – und sie rief, ‚noch dazu dieser Mantel!‘ Aber keiner von beiden war verletzt. Wir verliessen das Haus nicht bis zum nächsten Morgen, als die Flugblätter ausgeworfen wurden. Wir erfuhren, dass die arme Mrs. Kitchen von einer direkt durch das kleine Spülküchenfenster fliegenden Kugel am Hals getroffen worden war. Mutter fand Einschusslöcher an den Wänden – vor allem am Montag, als wir grosse weisse Laken raushängen mussten, das wurde in den Flugblättern angeordnet. Wir halfen Mutter. Eddie stieg mit ihr auf das Dach, um die Laken am Schornstein festzumachen und ich lehnte mich aus einem Dachbodenfenster und machte einen Knoten, damit sie der Wind nicht wegweht. Da sah sie die Einschusslöcher. Wir hatten Glück gehabt!›

An jenem Abend des 28. Juni sass ein gewisser W. Bertram Payne, ganze 18 Jahre alt, mit seiner Mutter an der Granit-Ufermauer gegenüber dem elterlichen Bauernhof in Grouville, der den exotischen Namen Côte d’Or hatte, wenige Schritte entfernt von der Nordseite vom Hafen La Rocque. Es war 18.45 Uhr: «Ich war dabei, einige Sachen mit meiner Mutter zu besprechen – über den Bauernhof und Ähnliches, und sie sagte, ‚Sieh!‘ und im gleichen Moment sah ich drei Punkte am Himmel hinter dem Seymour-Turm. Sie kamen direkt auf uns zu und wurden grösser, und sie kamen aus Richtung der französischen Küste. Ich dachte, es wären Deutsche. Wir rannten beide über die Strasse (La Grande Route des Sablons) und wir kauerten uns hinter der Hecke zusammen, die unsere Stelle von der Uferstrasse trennte. Kein wirklicher Schutz, wenn man es bedenkt! Dann hörten wir die Flugzeuge und plötzlich geschah alles blitzschnell. Man

hörte einige wirklich sehr laute Knalle, Bomben fielen und das Geräusch von Ziegeln, die von den Dächern herunterschlitterten und herumgeschleudert wurden. Als Nächstes gingen wir zur Slipanlage unten am Hafen, wo sich einige Menschen aufhielten, die wir kannten. Ein Besucher, der dort auf einen Bus wartete, wurde getötet, und gegenüber der Strasse, an einer Hütte, die man *Harbour View* nennt, war einer der hiesigen Luftschutzbeauftragten, Mr. Thomas Pilkington, getroffen worden und lag tot bei der offenen Tür. Dort lag auch Mrs. Farrel, aus ihrem Hals strömte Blut. Ich nahm den Traktor, wir wickelten sie in einer Decke ein und legten sie auf den Rücksitz, aber sie verblutete, bevor wir ihr ärztliche Hilfe holen konnten.»

Nachdem die Heinkelbomber La Rocque bombardiert und beschossen hatten, flogen sie langsam hinunter zum Hafen von St. Helier. Sie benötigten mehr als eine Minute, um dorthin zu gelangen. Dort sahen sie eine Reihe von Lastwagen. Man war dabei, die Jersey-Kartoffeln von den Lastern auf ein Frachtschiff zu laden. Aber die deutschen Piloten wussten das nicht. Wie sie bereits bei früheren Aufklärungsflügen vermutet hatten, nahmen sie auch diesmal an, dass es sich um militärische Fahrzeuge und damit legitime Angriffsziele handelte. Erst bombardierten sie die Lastwagen, dann nahmen sie sie unter Beschuss.

Einige Jachten und kleinere Boote am Hafen wurden zerstört. Elf Menschen wurden getötet und neun wurden entweder von Granatsplittern der explodierenden Bomben oder von den Schüssen der tödlichen MGis-Maschinengewehre verletzt. Am Hafendamm selbst wurden drei Menschen getötet, Mr. L. Bryon, Mr. W. Moodie und Mr. R. Fallis.

Mit dem letztgenannten Robert Fallis hängt eine überaus traurige Geschichte zusammen. Er war als Zollwächter verantwortlich für die Einnahme der Hafengebühren, die beim Anlegen der Schiffe im Hafen fällig wurden. Diese Arbeit zog eine angenehme Vergünstigung nach sich: Er konnte eine bescheidene, aber komfortable Wohnung am oberen Promenadenweg von Albert Pier bewohnen. Als Fallis sterbend am Hafen lag, fand eine Blitzattacke ganz anderer Art am Albert Pier statt. Jemand hatte es gezielt auf das kleine Haus des Zollwächters abgesehen: Er nutzte nämlich die Gelegenheit, bei diesem von den Deutschen erzeugten Durchein-

ander unbemerkt in Fallis' Wohnung zu schleichen, eine Golduhr, verschiedene Wertgegenstände und acht Pfund zu entwenden – und sich davonzumachen. Zu dieser Zeit waren acht Pfund eine Menge Geld. Es war das Dreifache der Summe, die Mr. Fallis in der Woche als Lohn erhielt. Die *Evening Post* vom 3. Juli 1940 veröffentlichte einen Artikel mit der Schlagzeile «Verachtenswerter Dieb», parallel dazu wurden Einzelheiten über die Beerdigung des Zollwächters mitgeteilt.

Der Angriff auf Guernsey war brutaler und schlimmer als derjenige auf Jersey. Die Zahl der Todesopfer war dreimal so hoch: 27 wurden getötet und 36 verletzt.¹⁰ Um 18.45 war der Kronanwalt Guernseys, Ambrose James Sherwill, gerade damit fertig geworden, die Fragen einer grossen Menschenmenge zu beantworten, deren Befürchtungen er zu beschwichtigen versucht hatte. Er kehrte in sein Büro zurück und telefonierte mit Markbreiter vom Innenministerium:¹¹ «In dem Moment, als wir gerade dabei waren aufzulegen, hörte ich das Geräusch von Flugzeugen und das Rattern von Maschinengewehren, die aus Richtung St. Samson kamen (sie beschossen wohl das kleine Dampfschiff *Courier*, das unterwegs war von Alderney nach Guernsey, beladen mit Schweinen, die von unseren Leuten auf Alderney nach der kompletten Evakuierung der Insel zusammengetrieben worden waren). Ich erinnere mich, wie ich zu Markbreiter sagte: ‚Hier kommen sie‘, und wie ich den Hörer an das offene Fenster hielt, sodass er es auch hören konnte.»

Die ersten Bomben fielen auf Guernsey am Freitag, dem 28. Juni 1940, um 18.54 Uhr. Wir können die Zeit so präzise bestimmen, weil eine dieser (ersten) Bomben auf die Brückenwaage des Hafens fiel und die Uhr genau zu dieser Zeit zum Stehen brachte. Die Piloten der drei Bomber sahen die Lastwagen am Hafen in einer Reihe aufgestellt, wie sie sie auch in St. Helier gesehen hatten. Sie nahmen an, dass die Lastwagen militärische Kriegsgeräte transportierten, was sie zu einem militärischen Hauptziel machte. Sie griffen mit Brandbomben und Maschinengewehrfeuer an. Es brach eine Panik aus. Die Menschen suchten Deckung unter der Anlegestelle. Es war ein Segen, dass Ebbe herrschte, ansonsten hätte es dort keinen Schutz gegeben. Die Fahrer der mit Tomaten beladenen Lastwagen waren schlimmer dran. Sie warfen sich unter ihre Fahrzeuge, in der Hoff-

nung, sich so vor dem deutschen Terror zu retten. Aber natürlich boten diese minderwertig konstruierten, grösstenteils aus Holz bestehenden Lastwagen keinerlei Schutz. Ein Bombenhagel ging nieder. Mörderischer Beschuss folgte. Die vollen Tanks explodierten. Die Männer starben auf grausame Weise, ihr Blut mischte sich mit dem Saft der Tomaten, der über den Hafendamm rann und Pfützen bildete.

Es gab auch mutige Versuche, den Hafen zu verteidigen und gegen den Luftangriff anzukämpfen. Das kleine Postschiff *Isle of Sark*, das unter dem Kommando von Captain Golding stand, lag längsseits am Hafen von St. Peter Port, als die Luftwaffe angriff. Dem gegenwärtigen Kriegszustand entsprechend, war es grau gestrichen. Zudem war es mit vier automatischen Lewis-Maschinengewehren ausgerüstet. Die Schützen reagierten unverzüglich mit Sperrfeuer gegen die anfliegenden deutschen Bomber – und das mit solch einem Erfolg, dass weder die *Isle of Sark* selbst, noch ein anderes Schiff im Hafen ernsthaft beschädigt wurde. Dennoch wurde während des einstündigen Angriffs ein grosser Schaden an der Brückennaage und entlang der Esplanade angerichtet. Den Deutschen genügte das nicht und sie setzten die Beschiessung an anderen Punkten der Insel fort. Dabei ging es nicht mehr darum, militärische Ziele aufs Korn zu nehmen.¹² Sie feigten über die Insel, beschossen die Bauern beim Heumachen auf den Feldern, überhaupt jeden, der sich bewegte, genau so, wie sie es dann auf der Insel Sark machten.

Später hatte Ambrose Sherwill ein Gespräch mit dem eben angekommenen Deutschen Dr. Maass: «Ich stellte Dr. Maass wegen der Angriffe zur Rede. Er sagte, die deutschen Piloten hätten die mit Tomaten beladenen Lastwagen für militärische, mit Munition beladene Fahrzeuge gehalten. Ich fragte ihn dann, wie er erklären könne, dass das als solches klar gekennzeichnete Rettungsboot beschossen wurde. Ich erinnere mich, wie er mir erwiderte: ‚Es gibt Irre in den Streitkräften aller Nationen.›»

III.

Den Deutschen die Hände schütteln

Wie gehst du mit den Deutschen um, wenn die viel entscheidendere Frage lautet: Wie wird der Feind mit dir umgehen? Noch bevor die Truppen des Dritten Reichs die Kanalinseln überhaupt erreicht hatten, waren, wie bereits erwähnt, Geschichten von Grausamkeiten und Gewalttaten im Umlauf. Auf der Insel Alderney, die von allen Kanalinseln der französischen Küste am nächsten liegt, sammelte Frederick George French, Judge of Alderney, seine kleine Herde um sich. Er wollte nicht bleiben, um dann die Deutschen mit einem Handschlag begrüßen zu müssen. «Wir befinden uns in Lebensgefahr», verkündete er, als die Deutschen immer näher rückten und man die grossen Rauchwolken der brennenden Ölraffinerien auf der Halbinsel Cherbourg sah. «Was sollen wir tun?», fragte er sie. «Lasst uns gehen», riefen sie zur Antwort. So schnell als möglich verliessen sie die Insel. Nahezu die gesamte Bevölkerung machte sich auf zum britischen Festland. Es blieb alles stehen und liegen, Haustiere, Hunde und Katzen trieben sich auf den Strassen herum, auf den Feldern verdursteten Pferde und nicht gemolkene Kühe wurden verrückt vor Schmerzen.¹³ Kaum ein Mensch blieb auf Alderney zurück, um diesen äusserst unwillkommenen Deutschen zu begegnen.

Auch Guernsey verlor viele Bewohner. Am 23. Juni hatten 17'000 von 42'000 die Insel verlassen, einschliesslich der meisten Schulkinder. Das Oberhaupt der Gemeinde war zu diesem Zeitpunkt der 69-jährige Bailiff Victor Gosselin Carey, der – wie auch sein Amtskollege Alexander Coutanche auf Jersey – als kommissarischer Vizegouverneur vereidigt wurde.

Carey hat bei niemandem je eine gute Presse gehabt. Seine Eignung für das Amt wurde von Beginn an in Frage gestellt, sein Führungsstil während der Besetzung als kollaborativ und feige kritisiert. Sein Enkel sagte, die Briten hätten am Ende des Krieges nicht gewusst, ob sie ihn hängen oder zum Ritter schlagen sollten, so umstritten war seine Amtszeit. Im Geiste der von der britischen Regierung betriebenen Aussöhnungspolitik billigten auch die Angehörigen der Befreiungseinheit Victor Careys Ritterschlag. Ambrose Sherwill gibt uns in seinem *A Fair and Honest Book* einen Eindruck davon, wie der Bailiff Carey wahrgenommen wurde: «Victor Carey war für das Amt des Bailiff nicht besonders geeignet. Als Kronanwalt habe ich manch eines seiner Plädoyers in Strafverfahren gehört. Ich weiss nicht, welche Wirkungen diese auf die Delinquenten auf der Anklagebank hatten, ich weiss aber, dass sie mir Angst machten. Seine Fähigkeit in der schriftlichen Darstellung war sehr mittelmässig. Sein Sekretär Louis Guillemette¹⁴ und ich mussten ihn etliche Male aus einer misslichen Lage retten, etwa bei der Ausarbeitung der Vorworte für die Billets d'Etat, die er anlässlich der Einberufung von Staatsversammlungen ausfertigen musste.»

Allgemein hielt man Carey für zu alt und ungeschickt, um während der Besetzung für irgendetwas nützlich zu sein. In zwei uns bekannten Fällen hat er durch sein Handeln das Moralgefühl seiner Mitbürger verletzt und durch seinen Mangel an Rückgrat im Umgang mit der Besetzungsmacht Anstoss erregt.

Einmal war da die am 8. Juli 1941 veröffentlichte, das «Victory»-Zeichen betreffende Anzeige, die er selbst verfasst hat – ein deutscher Einfall war das nämlich nicht. Darin bot der Bailiff eine Belohnung von 25 Pfund für jeden, der Auskünfte über Personen liefern konnte, die auf den Inseln das V-Zeichen anbrachten. Das Angebot einer Belohnung, um die eigenen Landsleute wegen Widerstandshandlungen gegen die verhassten Deutschen zu denunzieren, war gewiss nicht der richtige Weg, um das eigene Ansehen zu verbessern oder den Respekt der Mitbürger zu gewinnen. Freilich wollte Carey durch diese Aktion lediglich die V-Kampagne, die epidemische Ausmasse angenommen hatte, zu einem völligen Stillstand bringen, um die Insulaner vor deutschen Repressalien zu bewahren. Seiner Ansicht nach handelte er «nach bestem Wissen und Gewissen, im Interesse

der Einwohner», schliesslich eine Handlungsmaxime, die der Innenminister persönlich den beiden Bailiffs und Generalanwälten in einem Brief vom 19. Juni 1940 auferlegt hatte. Unglücklicherweise genügte Carey dieser Pflicht auf eine sehr ungeschickte Art und Weise, wie Sherwill bemerkte. Auch die Einwohner von Guernsey sahen in dieser Bekanntmachung keineswegs einen Versuch, sie zu schützen. Vielmehr empfanden sie diese anrühige Einladung, mutige, den Besatzern Widerstand leistende Mitbürger gegen Geld preiszugeben, als Verrat. Für sie roch es nach Kollaboration.

Der Bailiff war kein beliebter Mann und er zog noch mehr Schmach auf sich, als er am 9. August 1941 eine weitere Bekanntmachung veröffentlichte, die jeden Insulaner betraf, der britische Agenten versteckt hielt: «Erhöhte Aufmerksamkeit ist auf die Tatsache zu richten, dass auf Grundlage der Verordnung über die Verhütung von Sabotagehandlungen vom 10. Oktober 1940 jede Person, die entflohenen Kriegsgefangenen Unterschlupf gewährt oder versteckt, mit dem Tode bestraft wird. Dasselbe gilt für das Verstecken und Beschützen von Angehörigen feindlicher Streitkräfte (besonders für Besatzungen von Landungseinheiten, Fallschirmjäger etc.). Wer diesen Personen zur Flucht verhilft, wird mit dem Tode bestraft.»

Wer mit Adleraugen nach Beweisen für kollaborative Umtriebe suchte, entdeckte unverzüglich Careys etwas unglücklich gewählte Bezeichnung der englischen Kommandos als «feindliche Streitkräfte». Die Autorschaft des Bailiffs ist nie vollständig erwiesen worden, aber jeder auf der Insel hat sie damals als selbstverständlich angenommen. Wenn er diese Bekanntmachung verfasst hat, bekräftigt sie allerdings Sherwills scharfe Kritik an seiner Unfähigkeit und Unbeholfenheit bei der Ausgestaltung wichtiger und sehr heikler Dokumente.

Glauben wir einem Bericht, den der mit der Untersuchung von Kollaborationsvorwürfen beauftragte britische Geheimdienst am 17. August 1945 an das britische Innenministerium schickte, gab es noch etwas Abscheulicheres als diese Verlautbarung: einen handschriftlichen Brief Careys an den Inselkommandanten vom 23. Juni 1941, in dem er ihn und ein paar seiner Offizierskameraden auf einige Drinks in sein Haus einlud. Nicht die Geste, die man in diesem Zusammenhang erwarten würde! Er

hatte zudem eine leicht unterwürfige, ja kriecherisch anmutende Art, die deutschen Besatzer in seinen Briefen anzureden; er leitete diese oft mit «Ich habe die Ehre, zu berichten» oder «Ich bitte, Sie darüber informieren zu dürfen» ein und liess sie mit «Ihr gehorsamer Diener» enden. Fehlte es diesem Mann an wahrem britischem Mut? Mit einer zu schnellen Abfertigung seiner Person sollte man sich jedoch zurückhalten. Es stimmt zwar, dass er sich gelegentlich auf eine etwas unglückliche Weise ausgedrückt hat, aber es gibt andererseits nicht den geringsten Zweifel daran, dass Carey sich zutiefst um seine Landsleute auf Guernsey sorgte. Er wurde krank aus Sorge um ihr Wohl.

Besonders ärgerte er sich über die Regierung in London, die junge, unerfahrene und unzureichend ausgebildete Guernseyer wie Nicolle und Symes auf schlecht geplanten Kommandounternehmen herüberschickte. Wie Sherwill sah auch er, dass diese Angriffe nicht nur die jungen Männer in Lebensgefahr brachten, sondern die Zivilbevölkerung insgesamt. Im privaten Kreis machte er seiner Empörung über diese Überfälle Luft und kündigte an, er würde nach dem Krieg persönlich zu Churchill gehen und ihn fragen, wie er dazu käme, Soldaten in eine demilitarisierte Zone zu senden und dabei die Gefährdung jedes Einzelnen auf der Insel in Kauf zu nehmen.

In diesem Fall unternahm Victor Carey die Fahrt nach London nicht. Hätte er es doch getan. Es wäre eine gute Frage an den grossen Kriegsführer gewesen. Geändert hätte das aber auch nichts an der Situation: Zwar war Carey nominell der Leiter der Zivilverwaltung auf Guernsey, die Führung der Insel lag jedoch in den Händen des Kontrollkomitees, das unmittelbar vor der Besetzung gegründet worden war.

Das am 21. Juni in einem nicht ganz verfassungsmässigen Verfahren auf Vorschlag von Jurat John Leale gegründete Gremium umfasste acht Mitglieder, die mit diesem flinken und anpassungsfähigen Verwaltungsorgan die Insel dabei unterstützen sollten, mit den Schwierigkeiten, Prüfungen und Sorgen fertigzuwerden, die bevorstanden. John Leale, der Ambrose Sherwill als Präsidenten dieses neuen Organs vorschlug, äusserte sich zur intendierten Politik auf Guernsey für die Dauer des Kriegs: «Sollten sich die Deutschen entscheiden, die Inseln zu besetzen, müssen wir die

Lage so akzeptieren. Da darf es keine Gedanken an irgendeine Form von Widerstand geben. Andernfalls müssen wir mit schrecklicheren Strafen rechnen. Sollten die Deutschen tatsächlich kommen, so meine ich, wird der Mann, der Widerstand auch nur erwägt, für die Deutschen der gefährlichste Mann auf der Insel und ihr grösster Feind sein. Das Militär ist fort. Wir sind Zivilisten.»¹⁵

Ambrose Sherwill

Ambrose Sherwill war ein bemerkenswerter Mann, ein Held des Ersten Weltkriegs. Als Nachrichtenoffizier war es ihm gelungen, trotz heftigen Bombardements durch den Feind, einen Signalposten seiner Einheit zu befreien. Dabei war er schwer verwundet worden. Für seine Tapferkeit erhielt er das Military Cross (Militärkreuz). Ambrose Sherwill fasste seine Auffassung über die Besetzung in Worte, die auch auf der Schwesterinsel Jersey Anklang fanden: «Ich war als Leiter der örtlichen Verwaltung auf Guernsey seit Beginn der deutschen Besetzung entschlossen, Hiobsbotschaften abzuwenden und meine Verwaltung als Puffer zwischen der Besatzungsmacht und der Zivilbevölkerung einzusetzen. Nun muss ein Puffer, um wirken zu können, vor allem anderen belastbar sein. Einmal muss er in der Lage sein nachzugeben, wenn der Druck übermächtig ist, dann wieder muss er jederzeit bereit sein, anderen und geringeren Stössen zu widerstehen.»

Auf Jersey konnte Bailiff Alexander Coutanche dem nur zustimmen. In einem etwas persönlicheren Ton als Sherwill sagte er: «So zu reden, klingt furchtbar hochtrabend, aber ich habe anfänglich versucht, soweit ich es eben konnte, die deutsche Besetzung anstelle ihrer [der Deutschen] zu organisieren, insofern es die Zivilbevölkerung betraf. Jètz erkenne ich natürlich, dass es einfältig war, so handeln zu wollen. Aber zu Beginn war die deutsche Besatzungsmacht so klein und ich stand in solch engem Kontakt mit dem Befehlshaber und seinem Stab, dass mir dies nicht unmöglich erschien.»

Ein Wirken als Puffer wäre ein wahrhaftes Regieren «im Interesse der Bevölkerung» gewesen. In den ersten Monaten der Besetzung sah es tat-

sächlich danach aus, als würde diese Strategie aufgehen. Die auf den Inseln ankommenden Deutschen waren keineswegs jene Ungeheuer, Plünderer und Vergewaltiger, die viele Insulaner ängstlich erwartet hatten. Ganz im Gegenteil: Sie sprachen mit gedämpfter Stimme, waren gebildet und insgesamt ziemlich zivilisiert. Diesen Eindruck jedenfalls erweckten sie in den ersten Monaten der Besetzung. Wie jeder andere war auch Sherwill angenehm überrascht, wenn er sagte: «Das scheint mir die seltsamste und friedlichste Invasion aller Zeiten zu sein.» Sherwill war besonders beeindruckt von dem Kommandanten, Major Dr. Albrecht Lanz (er war Doktor der Rechte). Beide, Lanz und der stellvertretende Kommandant Major Bandelow, waren gute, ehrenhafte Soldaten und angenehm im Umgang. Auch der Stabschef Dr. Maass war, so Sherwill, insgesamt ein «sehr bemerkenswerter Mann». Er besass einen Abschluss in Tropenmedizin von der Universität Liverpool und sprach fliessend Englisch. Sherwill erfreute sich an seiner Person: «Er war ein Feind, aber was für ein angenehmer.»

Drüben auf Sark teilte die eindrucksvolle Dame Sibyl Hathaway Sherwills Meinung über Lanz, während sie Maass anders einschätzte: «Da war etwas an Maass, das mein Misstrauen erregte. Sein Gesicht war zu glatt für meinen Geschmack und ich könnte mir gut vorstellen, dass er, als er in England war, eine Menge wertvoller Informationen nach Deutschland schickte, die nichts mit tropischen Krankheiten zu tun hatten.»

Sherwill traute ihm dennoch und zog geschäftliche Beziehungen mit Maass und Lanz in Erwägung. Er setzte sich mit ihnen zusammen, um die Bedingungen der deutschen Besetzung zu diskutieren und ihnen schliesslich zuzustimmen. Nach Sherwills eigenen Angaben ist das eine vernünftige und freundliche Angelegenheit gewesen. Er ging mit Ergebnissen aus dem Gespräch, die er als beachtliche Konzessionen seitens der Deutschen betrachtete: Die Bewohner konnten ihre Radiogeräte behalten, sie durften weiterhin Gebete für die britische Königsfamilie sprechen und ihre Gottesdienste in Kirchen und Kapellen abhalten. Lanz erklärte, dass er durch das Völkerrecht dazu verpflichtet sei, derartige Versammlungen zu gestatten, sofern sie nicht missbraucht würden als «Instrument für irgendeine Form von Propaganda oder Äusserungen gegen die Ehre oder die Interessen der

deutschen Regierung oder Streitkräfte – oder sogar als Angriff auf diese».

Indem Lanz im Gespräch ausdrücklich das Völkerrecht erwähnte und damit implizit auf die Einhaltung der Haager Konvention verwies, wurde Sherwill zusätzlich in seinem Glauben bestärkt, es könne ihm eine «Musterbesetzung» gelingen, wie er sie sich vorstellte und sie ihm so sehr am Herzen lag. Bei der ersten Versammlung der States von Guernsey seit Beginn der Besetzung legte Sherwill in einer Rede seine Vorstellungen dar, wie es in Zukunft weitergehen sollte. Mit Lanz und Maass an seiner Seite sagte er: «Möge diese Besetzung der Welt ein Vorbild sein. Toleranz seitens der Militärbehörden und Zuvorkommenheit von Seiten der Besatzungstruppen einerseits, und andererseits würdevolles, höfliches und vorbildhaftes Benehmen von Seiten der Zivilbevölkerung. Ich weiss nicht, wie lange die Besetzung dauern wird ... wenn sie vorüber ist, hoffe ich, dass Besatzungsmacht und besetzte Bevölkerung jeweils sagen können: verschiedene Nationen, verschiedene Ansichten, und doch haben wir in Frieden und in gegenseitigem Respekt zusammengelebt.»

Auf Jersey sahen sich der Bailiff und stellvertretende Gouverneur Alexander Moncrieff Coutanche und seine Regierungsbeamten der unmittelbar bevorstehenden deutschen Besetzung auf sehr ähnliche Weise ausgesetzt wie ihre Amtskollegen auf Guernsey, und doch gab es erhebliche Unterschiede. Wie auf Guernsey wurde zwar auch auf Jersey ein Ausschuss als Verwaltungseinheit für den Notfall einberufen, um die Inselregierung während der Besetzung noch effizienter meistern zu können. Im Gegensatz zu Guernsey jedoch blieb der Bailiff in Anbetracht seiner Kompetenzen nicht aussen vor. Coutanche besass die gesamte Kontrolle über das grossspurig als Hochkomitee (*Superior Committee*) betitelte Gremium. Er bestimmte, wie sich seine Regierung den Deutschen gegenüber zu verhalten hatte. Coutanche war hier einer Meinung mit Sherwill – nur drückt er sich etwas weniger geschwollen aus. Im Einklang mit der erhaltenen Instruktion, die Insel «nach bestem Wissen und Gewissen, im Interesse der Einwohner» zu regieren, sah sich Coutanche in der Pflicht, als «eine Art Puffer zwischen den Menschen auf Jersey und den Deutschen» zu fungieren.

Alexander Coutanche

Baron von Aufsess hielt Coutanche für raffiniert und gerissen. Alan und Mary Wood beschreiben ihn in ihrem ausgezeichneten Buch *Islands in Danger* als «geheimnisvoll und undurchsichtig, ein Alphetier und Selbstdarsteller, aber mit einem Sinn für Humor, der einiges wettmachte». Als ausgebildeter Jurist verbrachte er die meisten seiner frühen Berufsjahre abseits der Insel, zunächst in Birmingham und dann in Belgien. 1935 wurde er zum Bailiff von Jersey ernannt. Er übte dieses Amt erfolgreich aus und machte Jersey um 1939 zur wohlhabendsten der Kanalinseln. Im ersten Kriegsjahr war Coutanche 47 Jahre alt – damit 20 Jahre jünger als Victor Carey – und in Bestform. Das musste er auch sein, als er den Versuch unternahm, seine Landsleute vor der Härte der Besetzung zu schützen.

Seine erste Begegnung mit dem deutschen Kommandanten, Hauptmann Gussek, hatte allerdings etwas Komödienhaftes. Coutanche war gerade von einem ersten Treffen mit einer Gruppe nachrangiger deutscher Offiziere oben auf dem Flugplatz nach Hause zurückgekehrt. Er war wegen der schlimmen Entwicklung der Ereignisse sehr aufgebracht und suchte sich mit etwas Gartenarbeit zu beruhigen. Er nahm sich seine alten und zerschlissenen grauen Flanellhosen, zog sich ein altes Sportsakko an und begann mit seiner therapeutischen Übung.

Während er sich seiner Gartenarbeit hingab, erreichten die deutschen Invasoren in Gestalt von Hauptmann Gussek, zwei Soldaten und sechs Offizieren sein Anwesen. Coutanche liess schnell seine Hacke fallen und ging ins Haus, um sie zu begrüßen: Gusseks «Methode, seine Überraschung über mein Aussehen zum Ausdruck zu bringen, war es, ein Monokel vor sein rechtes Auge zu klemmen, um mich besser in Augenschein nehmen zu können. Zu dieser Zeit war es auch meine Angewohnheit, zu gewissen Anlässen selbst ein Monokel zu tragen und so wollte es der Zufall, dass auch ich jetzt eines in meiner Jackentasche hatte. Ich war deshalb in der Lage, das Kompliment zu erwidern und so tat ich es. Wir gewannen gegenseitig ein guten Eindruck voneinander.» Durch sein Monokel und über Erich Gusseks Schulter hinweg konnte Coutanche seinen Generalanwalt Duret Aubin sehen, der mit den Deutschen vom Flugplatz herunterge-

kommen war und sich nun am exzellenten Portwein des Bailiffs bediente, um seine Nerven zu beruhigen.

Nach diesem anfänglichen Austausch von Nettigkeiten nahmen Gussek und Coutanche die eigentlichen Geschäfte am nächsten Tag im Rathaus von St. Helier auf. Es war kein kompliziertes Treffen. Die Deutschen waren der Ansicht, der Krieg würde an Weihnachten vorbei sein und wollten für die kurze Zeit eine zweckmässige und einfache Vereinbarung treffen. Mit dem Ende der Kampfhandlungen sollten dann dauerhafte Regelungen für die Inseln getroffen werden. Militärische Zielsetzungen hatten im Juni 1940 Priorität, Anstrengungen der Zivilverwaltung mussten hintangestellt werden.

Die Jerseyer konnten ihre Selbstverwaltung unter bestimmten Einschränkungen und Veränderungen, die am 8. Juli 1940 proklamiert wurden, fortführen. Coutanche äusserte sich später zu drei Vorkehrungen, die er akzeptiert hatte und die das Rechtsverhältnis zwischen Jersey und der Besatzungsmacht festhielten:

«Die Zivilverwaltung und die Gerichte auf der Insel werden ihre Arbeit wie gewohnt fortsetzen und sicherstellen, dass alle Gesetze, Regulierungen und Verfügungen dem deutschen Kommandanten vorgelegt werden, bevor man sie verabschiedet. Eine solche Gesetzgebung, die in der Vergangenheit für ihre Rechtswirksamkeit einer Zustimmung des Kronrates seiner britischen Majestät bedurfte, erhält fortan durch die Genehmigung des deutschen Kommandanten Gültigkeit und wird sodann vom Bailiff von Jersey gebilligt.

Die bis dato durch den deutschen Kommandanten erlassenen und die zukünftig zu treffenden Anordnungen werden zu gegebener Zeit in das Register von Jersey eingetragen. Niemand wird sich auf eine Unkenntnis dieser Anordnungen berufen können. Verstösse gegen dieselben, deren Strafbarkeit durch das deutsche Militärrecht sichergestellt sind, werden durch die zivilen Gerichte geahndet. Diese werden angemessene Strafen in Hinblick auf solche Verstösse unter Zustimmung des deutschen Kommandanten erlassen.»

Kurz gesagt: Die Zivilverwaltung sollte bestehen bleiben und von den Deutschen auf möglichst zweckdienliche Weise eingesetzt werden, um ih-

re Herrschaft über die Insel durchzusetzen. Die Besatzer konnten Jerseys Beamte, Jerseys Verwaltung und Jerseys Gerichte von nun an beliebig instrumentalisieren. Coutanche akzeptierte diese Auflagen, weil er es musste. Eine Einübung in höhere Gewalt. Er erkannte allerdings, dass ihm die getroffene Vereinbarung einen Handlungsspielraum gab, um die Besatzungsbedingungen im Interesse der Insulaner abzumildern. Für ihn und für sein Hochkomitee bedeutete dies, als Puffer zwischen den Deutschen und der Zivilbevölkerung zu agieren, genau wie Sherwill und sein Kontrollkomitee es drüben auf Guernsey zu tun gedachten. Sie würden versuchen, aus dieser misslichen Lage das Beste herauszuholen.

Die Dame von Sark

Am 24. Juni hörte die temperamentvolle und gefürchtete Dame of Sark, Sibyl Hathaway, wie in St. Peter Port die Bomben explodierten, sie sah Rauchwolken in die Luft steigen und fragte sich, ob die feindlichen Flugzeuge auch Sark einen Besuch abstatten würden. Sie musste nicht lange warten. Zwanzig Minuten nach dem Angriff auf Guernsey stiessen die Heinkelbomber auf die kleine Insel herab. Sie hatten erfreulicherweise keine Bomben übrig, die sie hätten abwerfen können. Die Piloten begnügten sich, mit Maschinengewehren auf die Fischer und ihre Boote vor der Küste zu schiessen. Zum Glück der Insulaner verfehlten die deutschen Schützen aber ihre Ziele und das vermutlich, weil sie in der Zwischenzeit etwas müde geworden waren. Nicht ein Boot wurde getroffen, nicht ein Fischer verletzt. Trotzdem war es eine erschreckende Erfahrung für das Inselvolk, das nun voll Angst die Ankunft der Deutschen erwartete. Die Telefonverbindung zu Guernsey und dem Rest der Welt war abgeschnitten. Da der furchtbare Feind nun vor der Tür stand, muss sich manch einer der Insulaner verflucht haben, dem Rat der Dame of Sark gefolgt und auf der Insel geblieben zu sein. Nun konnten sie die Insel nicht mehr ohne Weiteres verlassen. Über die drohende Ankunft der Deutschen war Dame Sibyl Hathaway natürlich besorgt, sehr besorgt sogar. Der Schutz ihrer Leute hatte höchste Priorität: «Man musste einige Dinge in Betracht zie-

hen. Zuerst den Eigencharakter der Menschen auf Sark. Sie bilden eine verschworene Gemeinschaft und kümmern sich um nichts und niemanden ausserhalb ihrer Insel. Etliche von ihnen sind direkte Nachkommen der ersten vierzig Familien, die während der Regentschaft Elizabeth I. zum Schutz der Insel herübergebracht wurden. Für diese selbständigen und selbstsicheren Menschen ist jeder, der Sark besucht – sogar ein englischer Tourist – ein Ausländer, der daher als Gast behandelt wird und Höflichkeit erwarten kann, egal, wie lästig er auch sein mag.»

In ganz Europa hat es keine Reaktion wie diese auf die deutschen Invasoren gegeben. Hier, auf dieser kleinen Insel, sollten die Feinheiten sozialer Umgangsformen gewahrt werden. Der Umgang beider Parteien miteinander sollte sich innerhalb eines anständigen, zivilisierten und kultivierten Rahmens bewegen. Sibyl Hathaway wollte auf diese Weise ihre Inselgemeinde vor den schlimmsten Folgen einer feindlichen Besetzung bewahren.

Sie selbst gehörte der Oberschicht an – sie war sogar eine aristokratische Dame. Das bestärkte sie in ihrem Glauben, die Besetzung könne als höflicher Dialog zwischen ihr und den Deutschen vonstatten gehen. Sie setzte voraus, dass ihre deutschen Gesprächspartner selbst der Oberschicht angehörten. Sie sagte dazu: «Ich habe nach dem Ersten Weltkrieg einige Zeit in Deutschland verbracht. Seitdem habe ich eine hinreichende Anzahl an Deutschen getroffen, um etwas über ihre nationalen Eigenarten zu wissen. Im Umgang mit den deutschen Offizieren, die der Oberschicht angehörten, konnte ich meine Rechte und Autorität behaupten, weil Name und Status meiner Person im *Gothaischen Hofkalender* standen.» Der *Gothaische Hofkalender* oder *Almanach de Gotha* war ein angesehenes und massgebliches *Whos who* des europäischen Adels. Sibyl rechnete damit, dass die deutschen «Gäste» ihre bedeutende Stellung als europäische Adelige anerkennen und dadurch sowohl ihr als auch ihrem Inselvolk eine Vorzugsbehandlung für die Dauer der Besetzung bieten würden. Es funktionierte!

Major Lanz und Dr. Maass trafen am 3. Juli an Bord des alten Guernseyer Rettungsbootes ein. Sie wurden vom Seneschall¹⁶ zu Fuss zur Seigneurie geführt, denn Autos gab es keine auf der Insel. Nach einem länge-

ren Fussmarsch erreichten sie endlich die Residenz der Dame – wegen der Sommerhitze ganz verschwitzt. Sie putzten ihre Schuhe sorgfältig an der Fussmatte ab. Das beeindruckte die Dame sehr. Zu ihrem Mann Bob sagte sie: «Das ist sehr beruhigend. Es ist ein Zeichen von Respekt.» Die Deutschen wurden hereingebeten. Auch sie waren ungemein beeindruckt, besonders aber Major Lanz, als die Dame anfang auf Deutsch mit ihnen zu sprechen. Freilich überbrachte er die Anordnungen des Befehlshabers der deutschen Streitkräfte auf den Kanalinseln. Anordnungen, denen die Insulaner Folge leisten mussten. Um diese bittere Pille ein wenig zu versüssen, soll er hinzugefügt haben, dass die Dame sich, sollte sie einmal «auf Schwierigkeiten treffen», direkt an den «Kommandanten der Kanalinseln auf Guernsey» wenden könne. Mit anderen Worten: Es bestand so etwas wie eine besondere Beziehung zwischen den Deutschen und der Lady von Sark, von der sie ganz im Interesse ihrer kleinen Gemeinde profitieren konnte. Später berichtete sie: «Die höheren Offiziere behandelten mich mit grosser Höflichkeit. Im Gegenzug bot ich ihnen die Gastfreundschaft der Seigneurie, die allen Gästen der Insel, die mir vorgestellt werden, zuteil wird.»

Was in den Augen von Sibyl Hathaway bloss eine angemessene Höflichkeit gegenüber ihren Besuchern war, wurde vom britischen Geheimdienst bei den Nachkriegsermittlungen als Kollaboration mit dem Feind angesehen. Die Geheimdienstoffiziere der Sektion i(b), die der Befreiungseinheit 135 angehörten, berichteten: «Die Dame of Sark, Mrs. R.W. Hathaway, hat sich auch des freundschaftlichen und schmeichlerischen Benehmens gegenüber den Deutschen schuldig gemacht. Der erste deutsche Kommandant auf Guernsey, Major Albrecht Lanz, schreibt in seinem Bericht über die Kanalinseln, dass ihn bei seiner ersten Ankunft auf Sark die Dame formell und auf sehr höfliche Weise begrüsst hat. Sie habe ihm erklärt, dass ein Grossteil der Menschen auf Sark von den aus dem Norden kommenden Wikingern abstammte. Nach Abwicklung der offiziellen Geschäfte wurde Major Lanz mit seinem Stab zu einem guten Mittagessen eingeladen.»

Auf den Kanalinseln wurde man dagegen während der Kriegsjahre keineswegs verurteilt, wenn man aus patriotischen Gründen sein Recht wahrnahm, den Feind zum Essen oder zu einem Drink einzuladen, als wäre er

so etwas wie ein Freund. Offizieren des britischen Geheimdienstes wie Stopford, Dening und d'Egville, deren Nachkriegsermittlungen zu Kollaborations- und Hochverratsanklagen führten, wäre dagegen nie im Leben eingefallen, einen höflichen Umgang mit den deutschen Kommandanten anzustreben, in der Hoffnung, diese würden im Gegenzug zum Vorteil der Insulaner und ihres Wohlergehens handeln. Aber wie die Dame sagte: «Diese feudalen Umgangsformen haben mir gute Dienste geleistet. Zum Beispiel war ich im Verlauf höflicher Gespräche oft dazu in der Lage, Informationen zu beschaffen, die auf andere Weise nicht verfügbar gewesen wären. Wir sagten auf freundliche Weise und ohne in Streit zu geraten oder grob zu werden, dass uns Hitlers Regime oder die deutsche Prahlerei nicht sehr beeindruckten.»

Ganz anders verhielt sich der Bailiff auf Jersey. Er organisierte keine Hummer-Festessen in seinem Haus und bot keine Weine an; er schloss solche gesellschaftlichen Anlässe sogar aus: «Schmettow und ich trafen früh eine Vereinbarung, die über seine gesamte Zeit auf der Insel Bestand hatte. Wir stimmten beide darin überein, dass wir Feinde waren und dass es keine Form von gesellschaftlichem Umgang welcher Art auch immer zwischen uns geben durfte. Trotz dieser Einschränkung konnten wir uns dennoch wie Gentlemen benehmen.» Alexander Coutanche, auf den Kanalinseln einer der wohl weltgewandtesten und besonders staatsmännischen Anführer, wusste, wo die Grenze zu ziehen war, und dass es unter diesen schwierigen Bedingungen der Besetzung einen bestimmten Verhaltenskodex einzuhalten galt. Ihm sollten derartige Fehler nicht unterlaufen, wie sie Ambrose Sherwill, Victor Carey und Sibyl Hathaway machten, indem sie auf eine sehr unschickliche und – ja – unbritische Art mit dem Feind verkehrten.

Gedankt wurde Coutanche und der Regierung von Jersey dafür nicht. Ganz im Gegenteil, vielerorts und besonders von den jüngeren Insulanern wurde die Regierungsclique als «eigennützig Oligarchie» beschimpft. Coutanche und seine Mitarbeiter wurden beschuldigt, jeder deutschen Forderung unterwürfig zugestimmt zu haben. In den Augen vieler unzufriedener Insulaner machte sich die Regierung durch dieses (bestenfalls) kleinnützig oder (schlimmstenfalls) verräterische Verhalten der Kollaboration

schuldig. Einen solchen Eindruck konnte ein uninformierter Beobachter in der Tat gewinnen. Es gab nur wenige Fälle, so schien es, in denen das Komitee auf Jersey nicht dem deutschen Geheiss entsprochen hätte. Die Gerichte auf Jersey haben eine überwältigende Zahl deutscher Anordnungen ohne jeglichen Einwand zugelassen. Egal nach welchen Informationen die Deutschen verlangten, man hat sie ihnen in gebotener Eile zusammengestellt: Listen von Personen und Tieren, Lebensmittelbestände, Verzeichnisse von Treibstofflagern. Man stellte keine Fragen und verschwendete keine Zeit. Auf diese Weise konnten die Juden erfasst, verfolgt, deportiert und ausgeraubt werden. Auf diese Weise konnten britischstämmige Insulaner, Männer, Frauen und Kinder, aus ihren Häusern vertrieben werden, um dann, eingepfercht in stinkenden Booten, auf die andere Seite des Meeres geschafft und dort in Lager verbannt zu werden.

Man kann es dem unbeteiligten Beobachter nachsehen, wenn er zynisch feststellt, die Deutschen hätten Coutanche, den Rat und die Inselpolizei während der Besetzung für ihre Zwecke geradezu dienstbar gemacht. Wer aber daran festhielt, dass der einzig richtige Weg darin bestand, als Regierung im Amt zu bleiben, den deutschen Verordnungen und Anfragen nachzukommen, und sogar die deutschen Besatzungserlasse durch die zivilen Gerichte durchsetzen zu lassen, um die Gemeinde zu schützen – für den war alles gut. In diesem Fall konnte er die beinahe absolute Kooperation mit dem Feind beschönigen als Versuch, das «grösstmögliche Wohl der grösstmöglichen Zahl» sicherzustellen. Wer so dachte, konnte das Vorgehen der Inselregierung mit einer philosophischen Begründung rechtfertigen, das andernfalls als moralisch verwerflich hätte angesehen werden können.

Die Deutschen waren nur allzu gerne dazu bereit, die Illusion zu nähren, dass so etwas wie eine stillschweigende Übereinkunft zwischen der Regierung von Jersey und den Besatzern bestand. Das gab der Inselregierung einen grundlegenden Handlungsspielraum, wodurch wiederum der Frage nach einer unangebrachten Kollaboration ausgewichen werden konnte. Somit konnte einem Vertrauensverlust bei der Bevölkerung entgegenwirkt werden und die Deutschen hatten die Möglichkeit, die Inselverwaltung in ihrem Sinne zu instrumentalisieren. Wohl oder übel wurde ih-

nen jene Kooperationsbereitschaft entgegengebracht, die sie von den Verantwortlichen auf der Insel verlangten. Diese Übereinkunft entsprach der Haager Konvention, nach welcher das Leben, die Freiheit und die Unversehrtheit der Bevölkerung bewahrt und geschützt werden sollten als Gegenleistung für ordnungsgemässes, ruhiges Zivilverhalten im Einklang mit international anerkannten Regeln.

Die Inselbehörde hatte nur wenige Gelegenheiten, eindeutig Stellung zu beziehen. Grundsätzlich lautete das Motto sowohl auf Jersey als auch auf Guernsey: Wirbel keinen Staub auf, sonst wird Schlimmes über uns hereinbrechen! Es gab aber auch Ausnahmen. Die Behörden entschieden in einer Handvoll von Fällen, sich den Deutschen zu widersetzen, und hatten Erfolg damit. Im Nachhinein sagten Kritiker, die Regierung hätte mehr solcher Kämpfe austragen sollen. Sie aber musste in Gegenwart des Feindes agieren und war sich ihrer Durchsetzungskraft nicht sicher. Aus Furcht vor schlimmen Konsequenzen ging sie die Auseinandersetzungen, auf die sie sich mit den Deutschen einlassen konnte, mit grosser Umsicht an.

Für viele Aussenstehende genügte das jedoch nicht. Insbesondere die MI5-Offiziere Major J.R. Stopford und Captain Dening, die nach dem Krieg den Vorwurf der Kollaboration mit dem Feind untersuchten, monierten in ihrem Bericht an das Innenministerium: «Viele von ihnen sind Leute ohne besonders loyale Haltung und im Grossen und Ganzen mehr um ihr eigenes Wohl als um sonst etwas besorgt. Alle verfügbaren Protokolle zeigen tendenziell, dass die Amtsträger der Inseln durch ein bloss korrektes Verhalten sich auch nicht mehr Härten eingehandelt hätten, als jene, die sie trotz ihres freundlichen und kooperativen Miteinanders erdulden mussten. Die Deutschen selbst erkannten in der Haltung dieser Menschen eine bemerkenswerte Unterwürfigkeit.»

Von den drei Inseloberen, Alexander Coutanche, Ambrose Sherwill und Sibyl Hathaway, die den einmarschierenden Deutschen in diesem heissen und furchterregenden Sommer 1940 gegenüberstanden, waren beim Ende der Besetzung noch zwei im Amt. Zwar waren Coutanche und Hathaway 1945 im Vergleich zu 1940 reichlich abgemagert, doch hatten

sie noch ihre Positionen inne, Ambrose Sherwill dagegen nicht mehr. Er wurde seines Amtes enthoben, weil er zu stark in die Nicolle- Symes-Affäre involviert war und dadurch auf die – aus Sicht der Deutschen – feindliche Seite geriet. Den Vorsitz des Kontrollkomitees übernahm ein methodistischer Pfarrer namens John Leale. Der intelligente und redegewandte Leale pflegte einen sehr zurückhaltenden Umgang mit den deutschen Besatzern. Anders als Coutanche auf Jersey versorgte Leale die Nachwelt mit einem besonders umfangreichen und sehr detaillierten Bericht über die Arbeit des Kontrollkomitees während der Besetzung. Wir haben durch ihn eine umfassende Einsicht in das die Haltung und Handlungen der Amtsträger von Guernsey prägende Weltbild erhalten.

Reverend John Leale

John Leale war ein methodistischer Pfarrer und die Inkarnation eines typischen Professors aus Cambridge. Grossgewachsen und grauhaarig befand er sich, wie er selbst einräumte, «auf der falschen Seite der 50». Er war ein Mann von beachtlichem intellektuellem Scharfsinn mit besonderen Kompetenzen in Ökonomie und Finanzen, die ihm und Guernsey während der Besetzung viele Dienste leisteten. Leale war zudem ein wohlhabender Mann – was für einen Geistlichen ungewöhnlich war. Er war Eigentümer einer erfolgreichen Immobilienfirma auf der Insel. Als Ambrose Sherwill in Folge der Nicolle-Symes-Affäre aus seinem Amt als Vorsitzender des Kontrollkomitees für die States von Guernsey entfernt wurde, war es John Leale, der sich der Herausforderung stellte und dessen Verpflichtungen übernahm. Die Amtsübertragung hatte keine abrupten Änderungen zur Folge, vielmehr waren Leale und Sherwill gleicher Meinung, was die Besetzung betraf. Beide waren davon überzeugt, dass die Insulaner sich gemeinsam mit den Deutschen um eine «vorbildliche», ganz dem Geist und den Buchstaben der Haager Konvention entsprechenden Besetzung bemühen sollten. Widerstand sollte es keinen geben, «wir können ansonsten damit rechnen, dass entsetzliche Strafen auferlegt werden», so Leale, und wer

auch nur über solche Handlungen nachdachte, war als Krimineller und Staatsfeind anzusehen. Bloss keinen Staub aufwirbeln. Das Leben von Zivilisten durfte nicht durch leichtsinnige Sabotageakte oder Gewalttaten in Gefahr gebracht werden. Die Insulaner sollten ein geregeltes Zusammenleben mit dem Feind anstreben. Leale behauptete in seiner Rede, die er am Ende des Krieges vor den States gehalten hat (sie wurde zur längsten Rede, die jemals an diesem majestätischen Ort gehalten wurde), dass dieser Ansatz die erfolgreichste Methode im Umgang mit den Besatzern gewesen sei. Die schlimmsten Exzesse der feindlichen Besetzung seien dadurch im Grossen und Ganzen vermieden worden: «Die Menschen haben sich, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, anständig, vernünftig und realistisch verhalten – ganz im Einklang mit den Regeln des Völkerrechts. Während unserer Besetzung neigte keine Seite zu spektakulären Extremen. Wenn man hört, dass andernorts Kriegsverbrechen verübt wurden, dass dort Quislinge und die Gestapo¹⁷ als Hauptakteure auftraten, so atmet unsereiner erleichtert auf, dass unsere Besetzung nicht solcher Art war.»

Dennoch war es keine einfache Besetzung. Leale beklagte, dass sich die Menschen auf den Strassen von Guernsey nicht bewusst waren, welche Kämpfe hinter verschlossenen Türen zwischen dem Komitee und den Deutschen stattfinden mussten, um eine derartige «Musterbesetzung» im Interesse der Insulaner überhaupt zu ermöglichen. Sehr oft trat das Komitee den Deutschen entgegen, sehr oft musste es aber auch einen Rückzieher machen: «Es geschahen besorgniserregende Dinge, und vielleicht war es normal, dass eine überdrüssig gewordene, ängstliche und gereizte Öffentlichkeit unseren Aktivitäten manchmal mit Misstrauen begegnete. Die Menschen wussten nichts von unseren Gesprächen, Protesten und Briefen und sahen nur – aus ihrer Sicht – unnötige Ungerechtigkeiten. Sie sahen unsere Misserfolge als Zeichen dafür, dass wir den Dingen einfach ihren Lauf liessen. Sie konnte das Gesamtbild nicht sehen, sondern nur einen kleinen, dafür aber sehr schmerzhaften Teil.» Exakt dasselbe geschah auch auf Jersey.

Das schwierigste Problem, das Leale und sein Komitee angehen mussten, waren die Deportationsanweisungen von 1942. Wie Coutanche stellte auch Leale resigniert fest: «Wir mussten uns entscheiden, ob wir uns kom-

plett zurückziehen sollten mit der Begründung, dass die Sache unlauter war, oder ob wir den Standpunkt einnehmen sollten, dass wir nichts tun konnten, um die Deportationen, die ohnehin stattfinden sollten, zu verhindern. Akzeptierten wir die letztgenannte Einsicht als unseren Standpunkt, so konnten wir wenigstens sicherstellen, dass alles ordnungsgemäss ausgeführt wird. Wir konnten somit eine maximale Anzahl an Ausnahmen verhandeln und das uns Mögliche tun, um die Menschen, die gehen mussten, etwas zu entlasten. Wir haben die zweite Möglichkeit gewählt.» Wie Coutanche entschied auch John Leale, dass es sehr viel besser war, im Amt zu bleiben, anstatt zurückzutreten und so den Deutschen, und wahrscheinlich der SS, freie Hand zu lassen über die Zivilverwaltung der Insel. In diesem Fall hiess es zwar, sich geschlagen geben. Aber die Regierung blieb bestehen und war bereit, in Zukunft andere Kämpfe zu führen – und dann vielleicht erfolgreicher.

Der Generalstaatsanwalt und Leiter der Anklagebehörde Theobald Mathew¹⁸ zeigte sich ein wenig enttäuscht davon, wie die Inselbehörden auf die Deportationsanordnungen reagiert hatten. Er glaubte, dass ein stärkerer Widerstand auch bessere Ergebnisse für die Insulaner ergeben hätte. Das war eine Hauptkritik an den Zivilverwaltungen auf beiden Inseln während der Besetzung. «Wären sie nur etwas mutiger gewesen», so wurde argumentiert, «und hätten den Schneid besessen, den deutschen Schlägern standzuhalten, was für Erfolge hätten erzielt werden können!» Leale sagte dagegen: «Wäre nur einer standhaft geblieben, so hätten die Deutschen nachgegeben – das scheint eine weitverbreitete Vorstellung gewesen zu sein. Ich weiss nicht, worauf diese Theorie gründet. Ich kenne keinerlei Belege, die man vorbringen könnte, um diese Vorstellung zu bekräftigen. Im Grunde genommen besagt sie, dass sie [i.e. die Deutschen] eine Bande von Feiglingen gewesen sind. Aber selbst, wenn sie das waren, und das ist nicht bewiesen, so wird dadurch trotzdem nicht ersichtlich, was den Deutschen von Seiten der Inselregierungen hätte angetan werden können, um ihnen eine solche Angst einzujagen. Sie hatten immer das Heft in der Hand und mit Ausnahme der letzten Monate waren sie zweifellos davon überzeugt, dass sie den Krieg gewinnen würden. Sein Gegenüber zu unter-

schätzen, ist eine sehr verbreitete Form von menschlichem Fehler. Für eine Fehleinschätzung von Individuen wird man bestraft und sie ist daher schlicht töricht. Bei Regierungen wird die gesamte Gemeinschaft bestraft und die Fehleinschätzung ist deshalb unentschuldbar. Die Deutschen zu unterschätzen, in ihrer Intelligenz oder in ihrem Mut, hätte bloss noch weiteres Leid über das Volk gebracht.»

Mit anderen Worten, es wäre von den Inselbehörden verantwortungslos gewesen, in ihren Verhandlungen mit den Deutschen aggressiv-streitlustig aufzutreten. Die von der Zivilbevölkerung zu tragenden Konsequenzen hätten schrecklich sein können. Wie John Leale sagte, die Inselregierung hatte andere Dinge zu tun, als pathetische Attitüden an den Tag zu legen. Sie musste sich dem echten Leben stellen und spielte nicht in einem Melodram mit: «Es ist leicht, grossspurig zu reden, wenn man nicht in der Verantwortung steht. Wir alle kennen den Typus, der sein Maul umso weiter aufreisst, je weiter er von der Grange Lodge [der Nebenstelle der Feldkommandantur 515 auf Guernsey] entfernt ist.»

Captain J. R. Dening mochte die Verwaltung der Inseln nachträglich als «kleinmütig» charakterisieren, aber für John Leale und seinen kleinen Trupp an Helfern war es eine insgesamt erfolgreiche Übung in Kriegsdiplomatie, dabei verhielten sie sich notgedrungen zurückhaltend und vorsichtig angesichts ihres extrem gefährlichen Feindes, geleitet von der Idee, das Wohlergehen der Insulaner zu gewährleisten.

Entgegen einigen geläufigen Anschuldigungen wurde die Ehre Grossbritanniens von den Amtsträgern auf den Inseln weder kompromittiert noch besudelt, und die dankbare britische Regierung hat ihren Leistungen sehr gern Anerkennung gezollt. Victor Carey spürte am Ende nicht den Strick um seinen Hals, sondern die Berührung des königlichen Schwertes auf seinen Schultern. Im Dezember 1945 wurde er zum Ritter geschlagen, wie auch John Leale und selbstverständlich Alexander Coutanche. Ambrose Sherwill dagegen musste geduldig sein. Erst 1949 erhielt er den Titel eines *Commander of the British Empire* für seine ausserordentlichen Verdienste um sein Land am Ende des Krieges – viele würden sagen, dass er vor allen anderen diese Ehre am meisten verdient hat.

IV.

Die Übriggebliebenen

Nach den Bombardierungen begannen die Aufräumarbeiten. Die Wunden der Verletzten mussten verbunden und die Toten für die Beerdigungen vorbereitet werden. Voller Angst wurde nun die Ankunft von Hitlers unschlagbarer Armee erwartet. Deutsche Stiefel würden über britischen Boden trampeln, die Inselbewohner waren Gefangene der Wehrmacht. Was würde aus ihnen werden? Wie sah ihre Zukunft aus? Hatten sie überhaupt noch eine?

Tausende Insulaner hatten sich entschieden, die Inseln zu verlassen, und mussten sich diesen existentiellen Fragen nicht stellen. Sie hatten ihre Koffer gepackt und waren auf das vergleichsweise sichere britische Festland geflohen. Fast die halbe Bevölkerung von Guernsey und ein Fünftel der Einwohner Jerseys hatte die Flucht ergriffen. Auf Sark dagegen hatten nur wenige, aus England Gebürtige sich dazu entschieden. Auf Alderney war kaum eine Menschenseele übriggeblieben, um mitzuerleben, wie die Deutschen die Insel zu einer mächtigen Festung umgestalteten und wie sie dort die schlimmsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit begingen, die je auf den Kanalinseln geschehen sind.

Die Insulaner, die dageblieben waren, konnten sich im Juli 1940 dagegen ein erstes Bild von den Deutschen machen. Und waren sie nicht grossartig? So dachten viele, die, blinzelnd im hellen Sonnenlicht, aufgeregt den vorbeidefilierenden Deutschen zusahen. «Und jeder sagte, sie sähen gar nicht aus wie Deutsche, ganz im Gegenteil, sie sahen uns sehr ähnlich, viele von ihnen waren blond und hatten blaue Augen, sie waren so elegant. Ihre Uniformen waren sagenhaft.»

Nicht nur waren die Deutschen eine Augenweide, sie benahmen sich zudem sehr gut, wie Ambrose Sherwill es in seiner fragwürdigen Radioansprache hervorgehoben hatte. Auch Sibyl Hathaway auf Sark war beeindruckt: «Wir haben später erfahren, dass die ersten deutschen Einheiten, die auf die Inseln gesandt wurden, um diese einzunehmen, eigens dafür ausgewählt worden waren. Sie sollten der britischen Bevölkerung imponieren und den Eindruck erwecken, die Deutschen wären wohlgezogen, diszipliniert und gutherzig. Benehmen und Disziplin dieser Mannschaften waren ausgezeichnet; in dieser Anfangsphase sah man nur sehr selten einen betrunkenen deutschen Soldaten.»

Der aus Jersey stammende Historiker Michael Ginns betont dagegen, dass in Wahrheit alle deutschen Soldaten zu dieser Zeit jung, gut in Form und imposant waren; die Einheiten wurden demnach keineswegs spezifisch für die britischen Kanalinseln ausgesucht, erweckten aber den Eindruck, sie wären Auserwählte, eben weil sie so gut aussahen und sich so vorbildlich verhielten. Die anfänglichen Befürchtungen zerstreuten sich, man hoffte, bald zum Alltagsleben zurückkehren zu können. Violet Carey notiert am 3. Juli 1940 in ihrem Tagebuch: «Mr. Gorrel erzählte, dass er auf dem Feld arbeitete, als ein junger deutscher Offizier auf ihn zukam, ihm auf die Schulter klopfte und sagte: ‚Keine Angst, alter Mann, wir kämpfen nicht gegen Zivilisten.‘ Die Leute fürchten sich nicht mehr und die Deutschen sind immer noch höflich und belästigen niemanden. Einige von ihnen behaupten, der Krieg würde in drei Wochen zu Ende sein und sie würden dann in ihre Heimat zurückkehren.»

In Gestalt der auf Guernsey im *Star* und auf Jersey in der *Evening Post* abgedruckten Verordnungen bekamen die Insulaner in der Zwischenzeit erstmals mit, was es bedeutete, unter deutscher Herrschaft zu leben. Nach den Anweisungen des deutschen Befehlshabers war es den Einwohnern streng untersagt, u.a. zwischen 23.00 und 5.00 Uhr das Haus zu verlassen, den Flughafen St. Peter/La Villaize zu betreten oder Radio zu hören (mit Ausnahme deutscher Sender oder solcher, die unter deutscher Kontrolle standen);¹⁹ sie mussten ihre Spirituosen wegschliessen, es war ihnen nicht mehr erlaubt, Spirituosen zu verkaufen, zu erwerben oder öffentlich zu

konsumieren. Alle britischen Matrosen, Flugzeugführer und Soldaten, einschliesslich der Offiziere, die auf der Insel im Urlaub waren, forderte man dazu auf, sich umgehend bei der Kommandantur zu melden. Wer mit seinem Schiff, Boot oder Fischkutter den Hafen oder eine andere Anlegestelle verlassen wollte, musste bei der Militärbehörde eine Genehmigung einholen. Schliesslich war es den Einwohnern strikt verboten, zu privaten Zwecken Auto zu fahren. Diese Anweisungen erschienen vielen in Anbetracht des gegenwärtigen Kriegszustandes als nicht einmal übertrieben streng. Tatsächlich durfte man mit der Rückkehr in ein halbwegs gewöhnliches Alltagsleben rechnen. Auch schienen die Deutschen Wert darauf zu legen, Formen geselligen Lebens auf den Inseln zu fördern und selbst daran teilzunehmen. Es gab Sonderzulagen für Leute, die in der Unterhaltungsbranche – im Theater, Kino oder Tanzlokalen – tätig waren.

Es gab ein paar unerfreuliche Vorfälle: Während einer Schlägerei im Alexandra Hotel erstach ein deutscher Soldat einen Insulaner; einige «Hitzköpfe» trauten sich, ihren Unmut über einen deutschen Propagandafilm, der auf Jersey im Forum-Kino gezeigt wurde, lautstark kundzutun – aber, wie Leslie Sinel in einem Tagebucheintrag vom 31. Juli berichtet: «Nach einem Monat unter deutscher Besetzung geht das Leben auf der Insel mehr oder weniger seinen normalen Gang. Nur dass bestimmte Vorräte zur Neige gehen und einige Waren nur eingeschränkt zur Verfügung stehen. Die Schlepper und Lastschiffe der Deutschen haben im kleinen Stil Kartoffeln, Spirituosen, Kraftfahrzeuge und andere Güter weggebracht; unterdessen haben die Truppen viel eingekauft, vor allem Kleidung, Schmuck und Tabak, besonders Zigarren; die neu Ankommenden stehen mit offenem Mund vor den Schaufenstern! Kaninchenzucht ist nun inselweit angesagt.»

Die RAF machte am Montag, den 23. September, zwischen 2.30 und 5.30, einen Abstecher zu den Inseln und warf kleine Flugblätter ab, auf denen ermunternde Neuigkeiten abgedruckt waren:

«An die Insulaner: Die Untertanen Seiner königlichen Majestät auf den Kanalinseln werden sich bestimmt vor allem zwei Fragen stellen: ‚Wie lange werden wir unter deutscher Besetzung leben müssen?‘ und ‚Wie geht es unseren Freunden auf dem Festland?‘ Dieses Nachrichtenblatt

bringt euch eine trostreiche Antwort. Wir auf dem Festland sind guten Mutes. Hitler hat unsere Frauen und Kinder einer der schlimmsten Arten der Kriegsführung ausgesetzt, die die Geschichte jemals gesehen hat, uns aber damit nur den Rücken gestärkt. Die Ereignisse der letzten drei Wochen haben nur Mr. Churchills Worte vom 21. August bestätigt, dass es doch nicht ‚so lange bis zum Sieg dauern wird, wie zunächst vermutet‘. Auch ist der Tag, an dem wir euch zu Hilfe eilen, nicht mehr fern.»

Die Männer der RAF kehrten am 30. September in einer viel nachdenklicheren Gemütslage zurück. Die Flugblätter trugen den Titel *Blätter und Neuigkeiten*:

«Das Herbstlaub fällt herab, so wie diese Flugblätter mit Nachrichten aus England. Vielleicht erscheinen sie wie eine düstere Erinnerung daran, dass der Sommer zu Ende ist und ein zweiter Kriegswinter bevorsteht, diesmal unter der Befehlsgewalt der Deutschen, die entschlossen die Kriegsherrschaft anstreben. Aber vergesst nicht, dass den Deutschen diese Blätter noch unheilverkündender erscheinen müssen, denn sie erinnern sie an das Versprechen Kaiser Wilhelms aus dem Jahre 1914: ‚Ehe noch die Blätter fallen, seid ihr wieder zu Hause‘, und auch an Hitlers beabsichtigte Siegesparade, mit der er die Einnahme Londons im August feiern wollte. Wenn sich in den kommenden Winternächten die Einwohner ihrer grossen Industriestädte in Luftschutzbunkern zusammendrängen, wird unter ihnen allmählich der Verdacht aufkommen, dass der Krieg nicht zu gewinnen ist, dass ihr Traum, die Welt zu beherrschen und zu plündern, nur ein Traum war und dass in naher Zukunft die Sonne über einem Europa der souveränen Völker aufgehen wird, das frei ist von Verbrechern.»

Am 5. Oktober kam die RAF erneut zurück, diesmal allerdings nicht, um Flugblätter abzuwerfen, sondern Bomben. Die Insulaner waren über das Erscheinen der Flugzeuge erfreut. Am 5. Oktober schreibt Violet Carey in ihrem Tagebuch:

«Mehr Geschützfeuer um 17.15 Uhr auf die britischen Flugzeuge – Granatsplitter regneten überall auf den Inseln herab, das meiste davon im Braye Road Distrikt. Die Anekdote des Tages: Gestern Abend hielt ein deutscher Offizier einen Mann aus Guernsey beim Grange [Nebestelle

der Feldkommandantur] an; zuerst rief er ‚Heil Hitler!‘ und fragte dann in gebrochenem Englisch, wie man zum Kino komme. Der Mann aus Guernsey antwortete ihm: ‚God save the King! Die erste links.‘ Eine andere Anekdote, die ich Anfang der Woche in der Westminster Bank hörte: Ein englischer Anwohner ist der Meinung, die Menschen aus Guernsey seien unter allen Untertanen des Königs die patriotischsten, als McDude ihn fragte, warum er so denke, sagte er: immer, wenn sie zu den Luftschutzräumen geeilt waren und dann Entwarnung gegeben wurde, hiess es ausnahmslos: ‚Mist!›‘

Entgegen den britischen und deutschen Voraussagen ging der Krieg nicht so bald zu Ende. Die Deutschen lebten sich ein. Der Alltag auf den Inseln änderte sich. Die Besatzungsreichsmark wurde eingeführt, der Wechselkurs betrug ca. sieben Reichsmark für ein Pfund Sterling.

Es herrschte Brennstoffmangel. Alle Privatfahrzeuge wurden von den Strassen entfernt. Jachten und leistungsstarke Boote wurden beschlagnahmt. Es wurden Pferdekutschen als Transportmittel verwendet. Aus Frankreich kamen Lastschiffe, um tonnenweise Kartoffeln für die deutschen Truppen auf dem europäischen Festland zu holen, und Flieger, um Tomaten mitzunehmen. Die Einkommenssteuer wurde von 9 Pence pro Pfund Sterling auf 40 Pence angehoben und, was am meisten Angst machte, sechs Tage nach ihrer Ankunft rationierten die Deutschen die Lebensmittel.

Am 6. Juli wurde bekannt gegeben, dass die Fleischversorgung auf 375 g pro Person und Woche²⁰ begrenzt würde; auch die zugeteilte Menge an Butter, Speisefett und Zucker sollte einer Einschränkung auf ca. 100 g pro Person und Woche unterliegen. Diese Anordnung liess erahnen, was an Mangel und Entbehrung in den nächsten fünf Jahren noch auf die Menschen zukommen würde. Die Hauptsorge sowohl der Besatzer als auch der Besetzten galt der Versorgung mit Nahrungsmitteln. Die Jahre vergingen, die Vorräte schwanden und im kalten Winter des Jahres 1944 hiess es hungern – die Inseln hatten ihren «Hungerwinter».

Essen

Noch geht es uns gut, wir werden nur dünner,
Zum Tee gibt's wenig, und kaum was zum Dinner.
Obwohl wir nicht am Hungertuch nagen,
Dem Schinken mussten wir entsagen.

Wir sollen nach der Mode gehen
Und täglich in der Schlange stehen,
Stund um Stund für Mehl und Salz,
Für Zucker, Tee und Butterschmalz.

Es gibt keinen Hopfen, und daher kein Bier
Den Kindern fehlen die Lollis hier.
Was uns ausserdem bestürzte,
Dass man uns die Kohle kürzte.

Im Frieden will jedermann schlanker sein
Durch Fasten, Massage und Turnverein.
Sagt es den Dicken von jeder Nation:
Die Lösung, ganz klar, heisst Okkupation!

Der anonyme Dichter endet damit:

Der Krieg hat uns schon arg lädiert,
Das kleine Jersey bombardiert.
Wir werden jedoch nach all den Plagen
Den Kopf ein ganzes Stück höher tragen!

In der Zwischenzeit musste man versuchen, sich über Wasser zu halten; etliche hungrige Mäuler mussten gestopft werden. Obwohl im Juni viele Einwohner evakuiert worden waren, blieben immerhin noch 41101 Männer, Frauen und Kinder auf Jersey übrig. Zwar hatten 17'000 Menschen Guernsey verlassen, es waren aber fast 23'000 übriggeblieben; auf Sark lebten noch 470 Personen. Eines war sicher: Sie konnten sich nicht selbst

mit Nahrungsmitteln versorgen. Die Inseln waren von Schiffslieferungen abhängig. Bevor die Deutschen die Inseln eingenommen hatten, waren diese aus Frankreich und vor allem aus England gekommen. Die Inselobrigkeiten zögerten nicht, dieses Problem von Anfang an anzugehen. In aller Eile wurde eine Kommission zum Nahrungsmittelankauf gegründet. Sie begab sich nach Granville an der Küste der Normandie, um dort den Einkauf dringend benötigter Waren zu organisieren. Der äusserst geschäftstüchtige oberste Landwirtschaftsbeauftragte (*Chief Agriculture Officer*) Raymond Falla, der aus Guernsey stammte, leitete die Kommission. Er sprach fließend Französisch (das sich von dem auf Guernsey gesprochenen Patois unterscheidet) und hatte ein hervorragendes Händchen dafür, auf dem eher zwielichtigen französischen Schwarzmarkt gute Geschäfte zu machen.

Finanziert wurde das Unternehmen von den Deutschen selbst. Sie zahlten – selbstverständlich nicht in Sterling, sondern in Reichsmark – für alle von ihnen beschlagnahmten Fahrzeuge. Auch von den Behörden auf Guernsey wurde die Kommission finanziell unterstützt. Sie verschafften ihr zusätzliches Geld, indem sie Antiquitäten, Teppiche und Gemälde versteigerten, die dem früheren Lieutenant Governor von Guernsey, Major General J. R. Marshall-Ford²¹ gehört hatten. Falla machte sich, vollbepackt mit ramponierten Koffern und alten Zuckerdosen, in denen er das Geld verstaut hatte, auf den Weg über den Kanal. Im Granville Hotel schlug er sein Lager auf; von hier aus organisierte er den Wareneinkauf für die Inseln. Doch auch er konnte nicht verhindern, dass die Nahrungsvorräte auf der Insel in den folgenden Jahren allmählich zur Neige gingen.

Der Historiker Joe Miere²² – als bekennender Unruhestifter und Patriot den Deutschen stets ein Dorn im Auge – hat bereits nachdrücklich die Rolle der Frauen auf den Inseln hervorgehoben. Sie seien die wahren Heldinnen der Besatzungsjahre gewesen: Die Hausfrauen und Mütter – natürlich nicht jene, die in der Horizontalen kollaboriert, sondern jene Mehrheit der Frauen, die «kulinarischen Widerstand» geleistet hätten. Es spricht einiges für seine These. Diese Frauen mussten fünf Jahre lange hart arbeiten, um Essen auf den Tisch zu bringen. Sie mussten stundenlang anstehen, um übel schmeckendes «Brot», ein bisschen Gemüse – manchmal nicht mehr

als eine Karotte oder zwei – und eine winzige Menge Fleisch, von dem es immer weniger gab, zu ergattern.

Am 10. April 1944 schreibt Reverend Ord in sein Tagebuch: «Der Lebensmittelhändler in der Stadt sagte mir, er könne diese Woche nur vier Dinge anbieten: Butter, Zucker und zwei weitere Nahrungsmittel. Natürlich nur in der wie üblich begrenzten Menge. Jeden Monat muss man seinen Gürtel etwas enger schnallen. Hätten sie uns sofort diese Kost aufgezungen, wir wären noch vor dem ersten Weihnachten gestorben. Auch diese Woche nur eine winzige Fleischration. Leere Mägen machen gewissenlos. Ich erinnere an die Worte einer deutschen Frau während der Blockade im Jahre 1918: ‚In der Zeit ging mein Gewissen dahin.‘ So ist es nun auch bei uns.»

Oft hungerten Mütter, damit ihre Kinder etwas zu essen hatten. Es mangelte an allem. Gegen Ende des Jahres 1944 gab es noch nicht einmal mehr Katzen und Hunde, die man hätte schlachten und essen können.

Was können wir essen?

John Lewis, der kluge und gutmütige Arzt auf Jersey während der Besetzung, äussert sich wie folgt über jene Zeit: «Ich möchte klarstellen, dass die Deutschen grundsätzlich, und soweit dies ihre eigenen Interessen erlaubten, die individuelle Grundfreiheit und das Wohlergehen der Inselgemeinschaft sicherten. Weder am Vorratsmangel noch an der daraus resultierenden Entbehrung, die wir zu erleiden hatten, hatten die Deutschen gänzlich Schuld; eher lag es an diesem Meeresstreifen, der uns vom französischen Festland trennte. Der beträchtliche Beschuss (insbesondere gegen Ende) durch unsere RAF bereitete den Deutschen Schwierigkeiten und infolgedessen auch uns.»

Was auch immer die Gründe der Lebensmittelknappheit waren, eines war sicher: die Insulaner, wenige Personen ausgenommen, verloren Körpergewicht. Auch die Kräftigen litten darunter. Am Ende der Besetzungszeit wirkte Alexander Coutanche nicht mehr wie der schlaue Fuchs, als

den von Aufsess ihn beschrieben hatte; er erinnerte viel mehr an einen ausgezehrten Bluthund. Drüben auf Guernsey verlor Victor Carey viel von der üppigen Rundlichkeit, die er 1940 noch besessen hatte. In der Zeit nach der Befreiung sah er abgespannt und ausgezehrt aus. Sein Gewicht fiel von fast 90 auf 50 kg. Als Sibyl Hathaway im Juli 1940 zusammen mit ihrem Ehemann Bob fotografiert wurde, wie sie lächelnd Albrecht Lanz und Dr. Maass empfing, wog sie 80 kg. Sie verlor beinahe 40 kg und wog 1945 nur noch 44 kg – und das obwohl sie zu Ostern jenes Jahres zusammen mit Zachow und Schneeberger Hummer zu Abend gegessen hatte, weswegen man sie später scharf kritisierte. Die aus dieser Zeit stammenden Aufnahmen von ihr zeigen eine bis auf die Knochen abgemagerte Frau (freilich nahm sie rechtzeitig für ihren grossen Auftritt an der Seite von Bob Hope und Bing Crosby in Hollywood im Jahr 1946 wieder zu).

Die Hungersnot betraf so gut wie jeden. Die unverheiratete, 56-jährige Ruth Ozanne, die mit ihrer betagten Mutter in St. Peter Port lebte, schrieb schon 1941: «Ich bin jetzt ziemlich schlank und wiege 62 kg. Ich wünschte, ich wüsste, wie viel ich vorher gewogen habe, aber ich habe sicherlich 20 kg verloren, oder mehr. Auf der Strasse erkennen meine Freunde mich häufig nicht und allen fällt auf, wie sehr ich mich verändert habe. Ich war bei einer Beerdigung und hatte dabei ein Kleid und den Mantel meiner Mutter an, da hat man gesehen, wie viel an Körperfülle ich verloren habe. Umso besser für mich, nur mein armes Gesicht ist runzelig und alt geworden. Alle haben an Gewicht verloren und sehen alt und ausgezehrt aus. Weil wir so viel Gemüse essen müssen, haben viele von uns Durchfall.»

Im Angebot war sehr oft nur Gemüse, meistens Wurzelgemüse. Es konnten mehrere Wochen vergehen, ohne dass es Fleisch zu essen gab. Überall fehlte es an Nahrungsmitteln und die Insulaner bekamen die Auswirkungen von Mangelernährung am eigenen Leib zu spüren, wie dieser Tagebucheintrag von Violet Carey vom Sonntag, den 19. April 1942 bezeugt:

«Die Nahrungsmittelverwaltung hat [in England] die Menschen dazu aufgerufen, kein Brot zu verschwenden, zu viel Brot sei in ‚Mülleimern‘ gefunden worden. Mir fehlen die Worte! Wissen die Behörden denn nicht,

dass die Mehrheit des Proletariats nur frisches Brot isst, dass sie sogar die Endstücke verschmähen! Je ärmer sie sind, umso versnobter sind sie.

Es bringt uns an den Rand der Verzweiflung und macht uns wütend, wenn wir an unsere armen Leute hier denken, die tatsächlich hungern, unsere armen Männer, die Brot und Fleisch bräuchten. Ich glaube, was ihnen mehr als alles andere fehlt, sind die zwei grossen Scheiben Fleisch, direkt aus der Rinderlende geschnitten, und die unbegrenzte Menge Brot, die früher zu jeder Mahlzeit serviert wurde. Heute kriegen sie zwei Happen Fleisch und dünn geschnittene Brotscheiben; Eltern überlassen das Brot ihren Kindern.

Es sind bereits 80 Fälle von sogenannter Okkupationsunterernährung bekannt. Die Deutschen wehren sich gegen diesen Ausdruck, er gehört aber mittlerweile zum ärztlichen Jargon.»

Die bereits heikle Situation verschlechterte sich. Ein verärgerter Lord Portsea wollte erfahren, warum keine Nahrungsmittel auf die Inseln gebracht werden konnten. Trocken antwortete ihm das verständnislose Parlament, es sei «unmöglich, Nahrungsmittel für die wenigen dort zurückgebliebenen Menschen» zu besorgen – wenige? Immerhin waren doch 60'000 Insulaner auf den Inseln verblieben! Weil es so gut wie an allem mangelte, war nun der Erfindergeist der Inselbewohner gefragt. Auf Jersey wurden Wassermühlen eingesetzt, längst pensionierte Müller aus dem Ruhestand zurückgeholt. Meerwasser wurde zum Kochen und Salzen verwendet, wie das M. Le Huguet im Okkupationsalphabet beschrieben hat:

A

Steht für den mächtigen Atlantik

Literweise kauften wir ihn für das Salz.

Was tatsächlich stimmte: nämlich für sechs Pence das Pint von den Wasserkarren, die die Gemeinde rücksichtsvollerweise über die Insel fahren liess. Weiter heisst es bei M. Le Huguet:

B

Für den Brombeerstrauch und den Lindenbaum
Die ihre Blätter gaben zum Ersatz für Tee.

Nicht dass all das dermassen gut geschmeckt hätte, aber die Zutaten auf legale Weise zu beschaffen, war schier unmöglich. Auf dem Schwarzmarkt konnte man sie für den überhöhten Preis von £ 16 das Pfund erstehen!

M. Le Huguet hätte in seinem Alphabet auch auf die Rüben verweisen können, wie etwa die Zuckerrübe, die zur Zubereitung eines süsslich schmeckenden Sirups verwendet wurde. Dieser wurde auf ansonsten ungeniessbare Brotbrocken geschmiert. Die Herstellung war kompliziert. Man musste sich exakt an die Kochzeit halten und dann die Temperatur rechtzeitig reduzieren. Zudem benötigte man eine grosse Menge an Zuckerrüben. Die übliche Menge lag bei einem Zentner. Die Rüben mussten mit gewöhnlichen Scheuerbürsten gereinigt werden. Gekocht wurden sie in einer Wanne oder in Metallfässern, bis sie weich waren. Anschliessend wurden sie so lange gepresst und zermalmt, bis der Saft herauskam. Dieser Saft wurde wiederum unter stetigem Rühren gekocht, bis er sich in Sirup verwandelte. Der Produktionsvorgang zog sich über drei Tage hin. Mit der in dieser Zeit aus dem ursprünglichen Zentner Zuckerrüben gewonnenen schmackhaften Melasse konnte man nun etwa ein halbes Dutzend Marmeladengläser füllen.

Unter «M» spricht M. Le Huguet vom Irländischen Moos, auch Karra-geen genannt, das überall Verwendung fand.

M

Für das schleimige Irländische Moos.
Aus Milch macht es Pudding, wenns sonst nichts gibt.

Karra-geen ist eine Art Seegrass, rot bis purpurfarben, das überall an den Küsten der Inseln wächst. Zu Besatzungszeiten wurden diese Rotalgen geerntet, auf eigens dafür eingerichteten Ablagen in der Sonne getrocknet und dann in Paketen abgepackt verkauft. Aus dem Karra-geen konnte man

durch Kochen eine Art Gelatine herstellen, aus der man wiederum, durch Süßen oder Salzen (manchmal sogar durch das Hinzufügen von Alkohol) eine Art Pudding oder Suppe machen konnte. Die Insulaner waren dankbar dafür – vor allem die Kinder. Woran es aber fehlte, war Fleisch. Manchmal konnte man wochenlang kein Fleisch bekommen, es sei denn, man war bereit, einen exorbitanten Preis auf dem Schwarzmarkt dafür zu bezahlen. Für Alexander Coutanche war es oft um einiges einfacher, Fleisch für seinen Hund zu besorgen als auf legalem Wege für sich selbst. Wer in der Nähe vom Schlachthaus lebte und ein einfallsreicher Kopf war, bat um die Reste – um das Blut und die Innereien der geschlachteten Tiere. Aus den gekochten Eingeweiden konnte man ein gelbliches Fett gewinnen, das wiederum verwendet wurde, um die aus besagtem Blut hergestellten Blutwürste zu braten.

Reverend Ord berichtet in seinem Tagebuch: «Der bei Ivy Gates wohnhafte alte Colonel Rundle starb diese Woche den Hungertod, er war völlig abgemagert und überlastet, sagt der Arzt. Dabei ist er lediglich in die Stadt gelaufen, um seine lächerlich geringe Ration abzuholen. Bei Les Banques war ein Mann gerade dabei, einen Handkarren zu schieben, als er plötzlich tot umfiel. In den Zeitungen sind unzählige Todesfälle aufgelistet und das Krankenhaus ist mit all den Fällen von Unterernährung überfordert. Betroffen sind nicht nur Menschen. Ich habe mitleidvoll mit ansehen müssen, wie ein Mann (natürlich ohne Peitsche) versuchte, seine zwei Pferde dazu zu bringen, einen mit Möbeln beladenen Transporter die Smith Street hochzuziehen, aber vergeblich. Die Tiere konnten sich nicht von der Stelle rühren. Angeblich wurden 15 Fälle von Typhus gemeldet, zwei davon Zivilisten.»

Schwarzmarkt und Tauschhandel

Geld regiert die Welt. Wer es nicht hatte, ging leer aus. Wer welches hatte, übergang das Rationierungssystem und zahlte einen hohen Preis für alles, was er haben wollte, für alles, was verfügbar war – und zwar auf dem Schwarzmarkt. Die meisten Waren konnte man für entsprechendes Geld während der gesamten Besatzungsdauer erhalten, sogar Fleisch.

Dass die in den Städten lebenden Menschen ganz andere Erfahrungen machten als die Bauern und Landbewohner, gehört zu den Banalitäten der Besatzungsgeschichte. Kurz und knapp: Die Bauern hatten in Hülle und Fülle zu essen, Städter nicht. Das war ein einseitiger Handel. Die Mehrheit der Nahrungsmittel, Fleisch und Gemüse, ging in das Rationierungssystem. Aber einiges davon blieb übrig und war dann auf inoffiziellen Wege über den lokalen Schwarzmarkt bei einzelnen Bauern «verfügbar». Wer genug Geld hatte, konnte alles erstehen. Wie gut man ass, hing stark von der Grösse des Geldbeutels ab. Nahezu jeder Insulaner – schätzungsweise 90% – war erzwungenermassen am Schwarzmarkthandel mit Nahrungsmitteln beteiligt.

Wer nicht mitmachte, musste leiden. Bob Le Sueur berichtet über den moralisierenden Pfarrer von St. Helier, Hochwürden Matthew Le Marinei, der es prinzipiell ablehnte, sich am Schwarzmarkthandel zu beteiligen. Er verlor daher 58% seines Körpergewichts. Sein Halskragen hing ihm um den dürren Hals wie ein Ring am Finger eines Skeletts. Seine Tugend, seine Ehrwürdigkeit blieben unversehrt, er selbst aber wurde sehr dünn.

Neben dem Schwarzmarkt, wo man gegen Geld so gut wie alles bekommen konnte, gab es noch den Tauschhandel. Dieser ermöglichte es vielen, Dinge zu besorgen, für die kein Geld da war. Entweder man gab Inserate in der örtlichen Presse auf oder man begab sich in eines der Tauschgeschäfte in der Stadt. Zuvor waren diese Geschäfte gewöhnliche Einzelhandelsgeschäfte gewesen, in welchen gegen Bares eingekauft werden konnte. Hierhin brachten die Insulaner nun verschiedene Besitztümer, um sie gegen andere zu tauschen, derer sie mehr bedurften. Der Ladeninhaber behielt seinerseits einen Prozentsatz auf den geschätzten Geldwert der getauschten Gegenstände. Bisweilen kam es zu bizarren Tauschgeschäften: Gummistiefel wurden gegen Eier getauscht, Schuhe gegen einen Baum, Sägemehl gegen Mehl und für Tabak bekam man so gut wie alles.

In ihrem Buch *Occupation Remembered* berichtet Sonia Hillsdon, dass in der *Evening Post* sogar Anzeigen aufgegeben wurden, in denen demjenigen, der einen verlorengegangenen Gegenstand wiederfand, Nahrungsmittel als Finderlohn versprochen wurden. In der *Evening Post* vom 26.

April 1941 wurde beispielsweise inseriert: «Verloren: Rote Pferddecke. Belohnung: 12 Eier. Antwort an Evening Post.»

Die Tauschgeschäfte waren stark frequentiert, unter den Stammkunden waren vor allem deutsche Soldaten. Nachdem sie zu Beginn der Besetzung alle Luxusartikel mit ihrer Reichsmark aufgekauft hatten, kamen sie nun mit einer neuen Wahrung daher: ihren Zigaretten. Wer einmal süchtig nach Nikotin war oder noch ist, versteht nur allzu gut, dass ein Abhängiger vor nichts zurückschreckt, um sein Verlangen nach einem tiefen Zug zu stillen. Die Deutschen machten sich das zu Nutzen und setzten ihre grosszügigen Tabakrationen ein, um beim Tauschhändler im Gegenzug alles, was verfügbar war, zu erhalten.

Wer auf diesem Wege keinen Tabak oder keine Zigaretten besorgen konnte, musste auf unkonventionellere Weise versuchen, sein Verlangen zu stillen. Jedes Blatt, egal ob von einem Busch oder sonst einer Pflanze, das getrocknet werden konnte, verwendete man zur Herstellung von Zigaretten: ob Ampfer-, Rosen- oder Huflattichblätter war einerlei – solange diese gedörrt und zerkleinert werden konnten, wurden sie auch geraucht. Der Ersatztabak musste allerdings noch in ein dafür geeignetes Papier eingewickelt werden. In der Anfangsphase der Besetzung war es naheliegend, hierfür Toilettenpapier zu benutzen (das damals etwas härter war als dasjenige, das wir heute gebrauchen), aber die Vorräte gingen schnell zu Ende. So nahmen die Insulaner die Bibel zur Hand: nicht um sich vom Wort Gottes erleuchten zu lassen, sondern um eine Zigarette aufleuchten zu lassen. Das für die Bibeln verwendete Dünndruckpapier war ideal, um daraus Zigaretten zu drehen, aber trotz der Religiosität der Inselbewohner genügte das Papier nicht, um den Bedarf zu decken.

Die Lösung kam aus Guernsey, und zwar in Gestalt grosser Mengen von Einschlagpapier, das die Insulaner zum Verpacken der berühmten Inselftomaten verwendeten. Was für ein Gottesgeschenk! Sogar auf Jersey musste man zugestehen, dass dieses Papier nicht nur zum Zigarettdrehen gute Dienste leistete. Es konnte das Toilettenpapier ersetzen oder als Brief- oder Schreibmaschinenpapier dienen. Man zeichnete und malte sogar auf diesen einfachen Blättern – was für ein Geschenk aus Guernsey.

Das Hauptproblem der Insulaner war aber immer noch das Essen oder vielmehr der Mangel daran. Wenn man nicht mehr raucht, stirbt man nicht. Aber man stirbt, wenn man nichts mehr isst – und die Insulaner assen nicht oder zumindest nicht genug. Ab 1943 verschlechterte sich die Situation der Zivilbevölkerung kontinuierlich. Im Dezember 1944 kam das Hilfsschiff *SS Vega* an und verhinderte einen Massenhungertod, wie ihn die Menschen in Holland während ihres Hungerwinters hatten erleiden müssen.

So existenzbedrohend das Nahrungsproblem auch war, den Inselbewohnern mangelte es ebenfalls an Informationen über das Kriegsgeschehen auf der Welt. Die Gerüchteküche brodelte: wildes, wunderliches Zeug wurde erzählt, viele furchterregende Geschichten, Stoff für Alpträume, wurden verbreitet und nur sehr wenige, die Ruhe und Seelenfrieden förderten. Noch einen weiteren Mangel bekamen die Insulaner sehr stark zu spüren: Es bestand keinerlei Kontakt zwischen ihnen und der britischen Regierung. Es war schlimm genug, vom Vaterland «im Stich gelassen» oder sogar «verraten» worden zu sein; dass aber nun von der anderen Seite des Kanals keinerlei tröstende oder hoffnungsvolle Nachrichten kamen, war, als riebe man Salz in eine tiefe Wunde.

Zwar kamen aus England die Kommandoüberfälle und setzten die Insulaner einer lebensbedrohlichen Gefahr aus, niemals während der gesamten Besetzung aber richtete man von dort das Wort an sie. Die Inselbewohner fühlten sich allein und im Stich gelassen. Am 6. Dezember 1940 notierte Ruth Ozanne in ihrem Tagebuch: «Es ging das Gerücht um, dass Churchill im Radio eine Rede halten und dem Land gute Nachrichten verkünden würde. Wir waren alle sehr gespannt. Wir waren uns sicher, dass irgendjemand die Rede schon hören würde. Schliesslich stellte sich heraus, dass es eine Falschmeldung war.» Weder sprach der grosse Kriegsführer jemals während des Krieges zu den Insulanern, noch besuchte er nach dem Krieg die Kanalinseln. Nannte Churchill sie auch «unsere geliebten Kanalinseln» – von 1940 bis 1945 stellten sie für Churchill und das Kriegskabinett lediglich einen rein militärischen Faktor dar.²³ Das vorrangige Anliegen war es, die Deutschen anzugreifen und zu besiegen. In diesem Kriegs-

szenario war das Wohlergehen der Zivilbevölkerung, vorsichtig ausgedrückt, zweitrangig.

Die Bewohner der Inseln bekamen die Isolation stark zu spüren. Die Behandlung, die ihnen die Briten zuteil werden liessen, stiess auf Unverständnis. Dennoch finden sich in vielen Tagebüchern jener Zeit bemerkenswert deutliche Loyalitätsbekundungen gegenüber König und Vaterland. Je länger die Besetzung andauerte und je mehr das wahre Wesen der deutschen Besatzer ans Tageslicht kam, desto häufiger wurden diese Bekehrungen. Es wurde deutlich, dass die ganze Angelegenheit keine einfache Aufgabe werden würde. Menschen würde wehgetan werden, viele Insulaner würden leiden und einige zu Tode kommen.

Eiserne Faust und Samthandschuh

Die ersten Deutschen, die auf die Inseln kamen, waren zivilisierte und gutaussehende Soldaten der Wehrmacht. Sie waren angewiesen, sich den Insulanern gegenüber höflich und zuvorkommend zu verhalten, was sie – bis zu einem gewissen Grad – auch taten. Gleichwohl gaben sie gelegentlich Anlass dazu, ihr Benehmen zu kritisieren. In den Geschäften drängelten sie sich vor, sie wollten vor allen anderen bedient werden. Wenn sie lärmend und unter lautem Gelächter auf den Bürgersteigen von St. Helier und St. Peter Port herumstolzerten, hielten sie es für selbstverständlich, dass die gebürtigen Inselbewohner ihnen den Vortritt liessen. Die örtlichen Polizisten waren dazu verpflichtet, deutsche Offiziere zu grüssen, obschon einige sich sehr bemühten, einer solchen Demütigung zu entkommen: Sie drehten sich weg, wenn sie einen Deutschen sahen, der sich ihnen näherte, oder entdeckten plötzlich etwas äusserst Interessantes in einem Schaufenster, sie wandten sich also ab, bis die Deutschen an ihnen vorbeigelaufen waren. Die Bauern und die in den Gewächshäusern arbeitenden Landwirte (insbesondere auf Guernsey) waren verärgert, dass ihnen eigens aus Deutschland eingeflogene «Experten», die von der Agrikultur der Inseln keine Ahnung hatten, Anweisungen gaben und ihnen sagten, wie sie ihre

Arbeit zu erledigen hätten. Auch die deutschen Lastwagenfahrer hatten keinerlei Erfahrung mit den Eigenheiten und Schwierigkeiten des Fahrens auf den Inselstrassen. Einige fuhren, wie es auf dem Kontinent üblich war, auf der rechten Seite und zudem viel zu schnell. Hitlers Werk musste vollbracht werden, da war die öffentliche Sicherheit von geringer Bedeutung. Als am 3. Juni 1941 offiziell der Rechtsverkehr eingeführt wurde, kam es zu zahlreichen Unfällen: Ein Mann wurde getötet, etliche schwer verletzt, viele waren verängstigt.

Die Frauen auf den Inseln entschieden sich, den Invasoren mit Gleichgültigkeit oder eisiger Höflichkeit zu begegnen. Ganz der englischen Art entsprechend brachten sie mit übertrieben guten Manieren ihre Verachtung der unwillkommenen deutschen Besucher zum Ausdruck. Es gab jedoch auch Frauen, die man auf den Inseln nicht für vornehme Damen hielt und deren Verhalten den jungen Invasoren gegenüber in die entgegengesetzte Richtung ging: die berüchtigten «Jerry bags» oder horizontalen Kollaborateurinnen, die jeder Art von Beziehung mit dem deutschen Militär frönten, gleichgültig, ob einfacher Soldat oder Offizier der Wehrmacht. Die Männer konnten so ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigen und die Mädels (meistens waren es tatsächlich sehr junge Frauen) erhielten als Ausgleich etwas zu essen und zu trinken, kleinere Geschenke, wie etwa Zigaretten, und wurden mit dem Auto durch die Gegend gefahren.

Man darf jedoch nicht zynisch oder voreingenommen über diese Liaisons mit den Besatzern urteilen; manch eine Beziehung erwies sich als wahre Liebe, es wurde sogar geheiratet. Es ist umstritten, wie viele Kinder von deutschen Vätern stammten. Die britische Presse, die gerne mal etwas ungenau berichtet, wenn es um die Kanalinseln geht, schätzte ihre Zahl auf 2'000-3'000. Dies übersteigt jedoch die Anzahl aller während der Besatzungszeit geborenen Säuglinge um ca. 1'000. Die Deutschen selbst vermuteten, dass lediglich 80 Kinder von deutschen Soldaten stammten. Von ihrer Seite hiess es, dass alle diese Kinder samt ihren Müttern nach Deutschland geschickt würden, sofern sie bestimmte rassische Anforderungen erfüllten; ausserdem sollten von Deutschen schwangere Frauen in Lebensborn-Heimen in Frankreich untergebracht werden.

Lebensborn, also Lebensquelle, war der Name, den Heinrich Himmler dem Programm gegeben hatte, das «rassisch reinen» und biologisch geeigneten Ariern medizinische und finanzielle Unterstützung zusicherte. In den besetzten Ländern Westeuropas dienten die Heime insbesondere der Versorgung unverheirateter Mütter, die in einer Beziehung mit Deutschen lebten.

Viele dieser Frauen wurden von der eigenen Gemeinde ausgestossen. Die Lebensborn-Heime boten diesen Frauen, die Hilfe benötigten und Rückhalt suchten, Zuflucht. Hier kümmerte man sich um Mutter und Kind. In dieser völlig von eugenischem Gedankengut geprägten SS-Organisation mussten die Frauen, um der Hilfe wert zu sein, selbstverständlich bestimmte rassistische Kriterien erfüllen: Sie mussten arisch sein oder wenigstens gewisse arische Charakteristika aufweisen. Und hier scheiterten die meisten Frauen von den Kanalinseln. Den deutschen Protokollen zufolge entsprachen sie nicht den von ihnen geforderten Standards. Sie mussten auf den Inseln bleiben und waren dem Risiko der Schande und Ächtung ausgesetzt.

Allerdings wurden diese Frauen und ihre Kinder innerhalb der Inselgesellschaften weder verschmäht noch misshandelt. Die britische Presse berichtete nicht, wie die Kinder deutscher Soldaten nach dem Krieg behandelt wurden; wahrscheinlich passten diese Geschichten nicht zu ihrem Plan, das Ansehen der Inseln zu schädigen.

In vielen Ländern wurden Frauen, die mit deutschen Soldaten verkehrt und mit ihnen Kinder gezeugt hatten, auf schreckliche Weise behandelt. Man schnitt ihnen die Haare ab, sie wurden verbal oder körperlich angegriffen – und manchmal sogar getötet. Oft nahm man der Mutter das Kind weg, wie beispielsweise in Norwegen. Die schöne Sängerin von ABBA, Anni-Frid Lyngstad, musste Höllenqualen ausstehen, weil sie das Kind eines deutschen Vaters war. Ihre Mutter sah sich gezwungen, über die Grenze nach Schweden zu flüchten; zu gross war der Hass, der ihr und ihrem Kind entgegenschlug. Ähnlich erging es vielen Frauen in ganz Europa – nicht aber auf den Kanalinseln. Hier wurden sie samt ihren Kindern in die Gesellschaft integriert. In den Nachkriegsjahren gab es kaum einen Fall, in dem eine Mutter oder ein Kind geächtet oder ausgegrenzt worden

wäre. Auf dieses Verhalten in einer intoleranten und ziemlich unmenschlichen Nachkriegswelt darf man auf den Inseln stolz sein.

Leslie Sinels Hoffnung, dass das Leben auf den Inseln zur Normalität zurückkehren würde und die Einwohner mit den Invasoren auskommen könnten, schwand mit jedem Tag, der unter deutscher Herrschaft verging. Einzelne Ereignisse offenbarten das wahre Wesen des NS-Regimes auf den Inseln. Zwar kamen einige deutsche Gelehrte und Adlige – sogar ein paar Fürsten – auf die Kanalinseln, deren Kultiviertheit und hohe Abstammung ihre Wirkung nicht verfehlte und so waren viele tatsächlich zunächst vom zivilisierten Auftreten der Deutschen beeindruckt. Jedoch, um Donald Rumsfelds berühmt gewordenen Ausspruch zu zitieren: «stuff happens», im Krieg passieren nun mal gewisse Dinge – so auch auf den Kanalinseln.

Es ereigneten sich einige gewaltsame Zwischenfälle; zahlreiche, für die Zivilbevölkerung bedrohliche Bekanntmachungen wurden auf den Inseln ausgehängt. Die Nachricht von der Hinrichtung eines Franzosen, der wegen Taubenzucht erschossen worden war, verbreitete sich überall. Die Deutschen vermuteten, dass er die Tauben benutzt hatte, um dem Feind Informationen zukommen zu lassen. Implizit wurde damit gesagt, dass jeden Insulaner, der aus denselben Gründen Tauben hielt, das gleiche Schicksal träfe. Die gesamte Haltung von Tauben²⁴ war in den Augen der Deutschen eine Bedrohung ihrer Sicherheit. Auch wer feindlichen Agenten half oder ihnen Zuflucht gewährte, riskierte den Tod durch Erschiessen.

Die Deportationen

Auf den Inseln war trotz der Evakuierung vom Juni 1940 eine beträchtliche Anzahl englischer Staatsbürger zurückgeblieben. Diese Menschen befanden sich ohne eigenes Verschulden in grosser Gefahr. Winston Churchill, der notgedrungen seine Abscheu überwand und mit den Russen zusammenarbeitete, entschied, dass in Persien Massnahmen zu ergreifen waren, um die Versorgung der Roten Armee mit Öl und sonstigem Nachschub zu sichern. Ungefähr 4'000 deutsche Ingenieure, Techniker und Berater be-

fanden sich im Lande; sie waren alle bestrebt, an seine Ressourcen zu kommen, um damit die deutsche Kriegsmaschinerie an der Ostfront zu versorgen. Im August 1941 wurden Truppen nach Persien entsandt, um dort die Interessen der Alliierten durchzusetzen. Der Schah musste abdanken und sein Sohn Mohammad Reza Pahlavi wurde auf den Pfauenthron gesetzt, und zwar unter der Bedingung, dass er die Vorgaben der Alliierten ausführen würde, insbesondere im Hinblick auf alle deutschen Staatsangehörigen in seinem Land.

Am 12. September 1941 kündigte das britische Kriegskabinet die Inhaftierung aller deutschen Staatsangehörigen in Persien an, die sie verdächtigten, an Tätigkeiten gegen die Alliierten beteiligt zu sein. Dieses Vorgehen verstieß gegen das Völkerrecht, das sowohl forcierte Regimewechsel als auch feindliche Einfälle in neutrale Staaten ausdrücklich verbot. Churchill gestand ein: «Wir hatten zwar eine Rechtfertigung für das, was wir taten, aber kein Recht dazu.»

Hitler war dermassen verärgert, dass er Vergeltungsmassnahmen gegen britische Staatsbürger auf den Kanalinseln anordnete. Für jeden inhaftierten Deutschen in Persien sollten zehn Insulaner in die gefürchteten Pripjet-Sümpfe²⁵ im Grenzgebiet von Polen und Russland verschleppt werden – dorthin brachte man alle, die im neuen Deutschen Reich «unerwünscht» waren. Mit anderen Worten waren die Insulaner zu Bauern auf dem Schachbrett des Krieges geworden. Das oft beschworene «besondere Verhältnis» zwischen Besatzern und Besetzten, das auf gegenseitiger Achtung von Leben und Freiheit beruhte, spielte in diesem Fall keinerlei Rolle. Nicht einmal ein Lippenbekenntnis zu den internationalen Konventionen, nach denen Repressalien gegen eine unschuldige Zivilbevölkerung verboten waren, wurde abgelegt. Es war sehr einfach: In dieser Angelegenheit hatten die Insulaner keinerlei Rechte. Das Leben der Inselbevölkerung zählte nur, so lange die Deutschen es für ihre Kriegsabsichten einsetzen konnten. Hitler hatte sicherlich eine Weisung zur Deportation aller britischstämmigen Inselbewohner erteilt, diese ging aber vermutlich bei der Übermittlung zwischen Berlin und Paris oder zwischen Paris und den Kanalinseln verloren; zumindest wurde sie über ein Jahr lang nicht ausge-

führt. Die genaueren Gründe dieses Versäumnisses sind weitgehend unbekannt, die meisten der relevanten Dokumente, die den Sachverhalt hätten erhellen können, wurden verbrannt.

Im August 1941 wurde auf den Inseln eine Volkszählung durchgeführt. Der Geburtsort aller Insulaner wurde aufgenommen. Auf Anweisung der Deutschen wurden Ende des Jahres 1941 bestimmte Namen, die anlässlich jener Volkszählung registriert worden waren, von den Inselbehörden auf eine andere Liste gesetzt. Die Behörden wussten nicht, dass die Anweisung, diese neue Liste zu erstellen, direkt von Hitler kam. Er hielt für seine «Vergeltungsaktion» nach britischen Bürgern auf den Inseln Ausschau. Das britische Auswärtige Amt hob hervor, dass es sich dabei um eine von der Haager Konvention ausdrücklich verbotene Massnahme handelte.

Die Listen wurden von der stets gefügigen Inselregierung erstellt. Die Deportationsverordnung sollte unmittelbar in Kraft treten. Aber das tat sie nicht. Die Verordnung war ihrem Wortlaut nach zweideutig. Unklar war, ob die Deportationen tatsächlich sofort ausgeführt werden sollten oder ob abzuwarten war, bis sich eine «vorteilhaftere politische Gelegenheit» ergeben würde. General Warlimont, der die Frage klären sollte, was aus der Anweisung des Führers geworden war, schlussfolgerte:²⁶ «Das Aussenministerium glaubte, dass die Militärbehörden die Deportationen nach Plan ausführten, während die Militärbehörden annahmen, dass das Aussenministerium diese aus politischen Gründen verschieben wollte.»

Wie auch immer es sich in Wahrheit verhielt, Tatsache war, dass eine direkte Anordnung Hitlers im Nebel eines bürokratischen Missverständnisses verloren gegangen war. Natürlich war der «Führer» nicht erfreut, als er herausfand, dass sein Wille nicht geschehen war. Erst zwölf Monate später entdeckte er dieses frevelhafte Versäumnis – und das auch eher zufällig.

Die Schweiz, ein neutraler Staat und eine vermittelnde Macht, initiierte im August 1942 Gespräche mit den Deutschen über den möglichen Austausch von schwerverletzten Kriegsgefangenen. Von schweizerischer Seite wurde vorgeschlagen, die in Grossbritannien geborenen Insulaner, die auf das Festland zurückkehren wollten, in die Gruppe der zum Aus-

tausch vorgesehenen britischen Kriegsgefangenen aufzunehmen. Weil dieser Plan der Schweizer tausende britische und deutsche Kriegsgefangene betraf und er deswegen von grosser Bedeutung war, wurde er Hitler persönlich vorgelegt. Hitler fragte gereizt nach, warum noch britische Staatsangehörige auf den Kanalinseln verblieben waren. Waren sie nicht alle, seinem Willen entsprechend, vor einem Jahr deportiert worden? Nein, das waren sie nicht.

Erneut erliess Hitler den Befehl – diesmal mit einer Vehemenz und Unzweideutigkeit, die dafür sorgten, dass er nun schnell und gründlich ausgeführt wurde. Die britischen Staatsangehörigen auf den Inseln hatten ohne ihr Wissen eine zwölfmonatige Schonfrist genossen, nun aber war die Zeit gekommen. Jeglicher Protest war vergebens – und es gab grossen Protest. Coutanche schalt Knackfuss und drohte mit Rücktritt. Knackfuss konnte zwar mit dem Bailiff mitfühlen, beteuerte aber, dass der Befehl direkt von Hitler komme und Widerstand zwecklos sei.

Die Deportationsanweisung wurde am 15. September 1942 überall auf den Inseln bekanntgegeben: «Auf Anordnung von oben werden folgende britische Staatsangehörige evakuiert und nach Deutschland überführt:

- a) Personen, die ihren festen Wohnsitz nicht auf den Kanalinseln haben, z.B. vom Kriegsausbruch dort Überraschte,
- b) alle nicht auf den Inseln geborenen Männer von 16-70 Jahren, die englische Staatsbürger sind, samt ihren Familien. Nähere Weisungen ergehen von der Feldkommandantur 515.»

In einem Tagebucheintrag vom 15. September äussert sich Leslie Sinel zu dieser Bekanntmachung: «Die Wirkung dieser Anordnung kann gar nicht in Worte gefasst werden, im Vergleich dazu verblassen die Evakuierungen von 1940. Der Befehl kommt direkt von Hitler und die Deportationen müssen schnell durchgeführt werden. Der Bailiff, der Attorney General (Kronanwalt) und die Constables wurden einberufen und erhielten von den Deutschen den entsprechenden Befehl. Sowohl der Bailiff als auch der Attorney General protestierten vehement, die Constables lehnten es ab, den Menschen mitzuteilen, dass sie nach Deutschland überführt würden. Es gab keine vernünftigen Gründe für diesen schrecklichen Befehl, er wurde aus reiner Bosheit erlassen, als Vergeltung dafür, dass die RAF Deutschland bombardierte.»

Dies waren schlechte Nachrichten für Marie Françoise Augustine Richards, ebenso für ihre zwei Schwestern und ihre Eltern. Sie erzählt vom Tag ihrer Deportation, dem 18. September:

«Um 12.00 Uhr erhielten wir Nachricht, dass wir uns entweder um 14.45 zur Parish Hall oder um 15.15 zur Kirche St. Nicholas begeben sollten. Wir entschieden uns für die Kirche. Wir eilten hoch nach Oakhurst, um uns von Mutter und Vater zu verabschieden. Beide waren sehr hilfsbereit. Liessen sich ihren Kummer nicht anmerken. Wir eilten wieder nach Hause. Bert trug unsere Sachen hinunter und verstaute sie in seinem Anhänger. Eine plötzliche Hitzewelle und wir trugen mehrere Schichten warmer Winterunterwäsche! Zwei Stunden lang in der Sonne warten. Busse kamen – keine freien Plätze – wir warten weiter und schliesslich befinden wir uns in der ... Weighbridge Hall – grosse singende Massen in der Stadt. Fröhliches Wiedersehen mit Freunden. Alle sind guter Dinge. Schlagfertige Antworten – deutsche Beamte sind die Höflichkeit in Person. Personalien werden aufgenommen und Nummern verteilt. Dicks Nummer: 399, meine: 400. Gong! Nummern wurden aufgerufen, Menschen standen bei den Bussen an, wurden zum Pier gebracht. Erfrischungen. Marmelade-Sandwiches und Tassen mit Milch. Gegen 21 Uhr kamen die letzten drei Busse und die Menschen kehrten zurück.

In der Mitteilung stand, dass heute Nacht niemand mehr gehen müsse – alle sollen nach Hause zurückkehren (danke schön!) und in einer Woche wiederkommen. Busse und Autos wurden bestellt, um die Menschen nach Hause zu bringen. Deutsche Soldaten helfen, Kinder und Gepäck zu tragen – sie schienen ebenso zufrieden zu sein wie wir. Wir riefen Augie und Bert an, um ihnen zu sagen, dass wir die Nacht bei ihnen verbringen würden. Freudige Zusammenkunft, schnell Maman und Freunde telefonisch benachrichtigen.»

Montag

«Eifrig Sachen aussortieren und umpacken – Tee bei Tony und Mavis. Eine Woche voll Flickarbeit und Sortieren. Das Haus und allerlei Dinge in Ordnung bringen. Aufforderung zur Evakuation verschoben auf Dienstag, den 29. September. Alle bei Maman zum Tee. Abschiedsparty. Woche mit

schrecklichen Regengüssen. Wetter bessert sich. Montag – fallendes Barometer. Sonntagnacht Rückkehr von Maman mit ausländischen Arbeitern ausserhalb des Pavillons. Meine Knöchel sind sehr wund.»

Dienstag, den 29. September

«Alle übermütig und Bert verabschiedet uns, unser Gepäck im Anhänger. Rosie erschien bei furchtbarem Regen, um behilflich zu sein, sie war ein Schatz. Es klarte auf. Hatten herrliches Abendessen – gefüllten Markkürbis – wir gingen nicht, ehe alles aufgeessen war! – Kommen spät bei Weighbridge an. Die meisten sind schon weg – wurden informiert, dass sie mit dem Boot weg sind – einige volle Busse fahren direkt runter zum Pier. Wir mussten allein klarkommen und nach Freunden suchen. Die Watsons waren da. Parkten mit ihnen und Dodsley – Mallet geht mit der Familie Frankier. Einer aus Jersey! Weiss nicht, warum er weggeschickt wird!

„Sie“ rufen Familien herbei! Frauen und Kinder sollen sich samt Vätern aufstellen, um die besten Plätze auf dem Boot zu erhalten. Wir warten immer noch – wir haben keine Kinder, können überall parken. Wir müssen den geplagten Müttern beistehen ... Diesmal keine Erfrischungen. Sie sind am Pier und verteilen Pakete an jene, die an Bord gehen ... das Warten ist fürchterlich, so ermüdend.

Indes ... hier kommt der Gong! Alle hören gespannt zu: „Es kommt zu kleinen Verzögerungen“.

Was soll das bedeuten? Auch beim letzten Mal sagten sie das, bevor wir dann zurückgeschickt wurden. – Heisst es, dass keine weiteren Menschen deportiert werden? Unmöglich, solches Glück kann man nicht zweimal haben! – Die Gemüter erhellen sich. Die Picknickkörbe werden geöffnet – zu aufgeregt, um zu essen! Deutsche Beamte beraten sich. Scheinen aufgeregt zu sein. Was geschieht hier? Wieder heisst es warten.

Gong! Alle stehen still und hören zu: „Es wird keine weitere Evakuierung geben“ – alle jubeln! – „... vorläufig!“ Weitere Jubelrufe. „Sie können alle zurück an ihre Arbeit!“ Du lieber Himmel! Es kann nicht wahr sein! Wir schauen ungläubig drein. Alle drehten durch. Was ist nur mit unserer

üblichen Selbstbeherrschung? Jeder umarmt jeden – einige weinen vor Erleichterung – Mrs. Dodsley wirft ihre Arme um Dr. Gow und küsst ihn, dann schnappt sie sich einen anderen Mann und tanzt mit ihm eine verrückte Polka! Die Deutschen schauen zu und lachen. Arthur Chillingworth rief Augie und Maman an – Freude! Freude! Freude! Ich nahm meinen Rucksack, die Träger reißen. Ist das ein weiteres Omen? Letztes Mal brach der Griff meines Koffers ab, als ich ihn aufnahm, um nach Hause zu gehen.

Vielleicht werden wir bleiben. Transportmittel für alle, Busse und Autos. Zurück beim First Tower. Augie dreht durch vor Freude.

Nachbarn kommen, um mehr zu erfahren. ‚Ist So-und-so zurückgekehrt? Ist So-und-so mit all ihren Kindern gegangen?‘ etc. etc. etc.

In Gedanken waren wir bei all den armen Schluckern auf dem Schiff. Was stand ihnen bevor? Was ist mit all den Kindern? Klar, das alles war unnötig. Was für einen Schaden können wir Briten denn schon anrichten auf dieser von der Welt abgeschnittenen kleinen Insel?

Augie und Bert wollen, dass wir vorläufig bei ihnen bleiben, bis wir sicher wissen, woher der Wind weht. Schon kommen Gerüchte auf, dass wir nur bis Weihnachten bleiben können. Dann werden wir das alles nochmals ausstehen müssen!

Ich nehme an, das ist (unser) Schicksal und wir sollten dankbar sein, dass wir weitere drei behagliche Monate bleiben, bevor wir hinter Stacheldrahtzäune kommen. Was für ein Leben! Einige der Menschen, die heute gingen, werden ihre Häuser nie wiedersehen – einige sind krank, andere alt – und viele Kleinkinder sind dabei, die man im Arm halten muss, während einige der Frauen schwanger sind – oh das tut mir von Herzen leid. Warum gab es keinen Aufschrei, um diese schrecklichen Dinge zu stoppen? Sicherlich wird jemand für dieses Verbrechen die Verantwortung übernehmen müssen.»

Der Deportationsbefehl war verheerend für die Insulaner. Natürlich, die Besetzung war auch bis dahin keine erfreuliche Angelegenheit gewesen, es mangelte an Nahrungsmitteln, die Schuhsohlen waren abgenutzt und man trug abgerissene Kleidung. Die Ausgangssperre war lästig und man sah sich immer wieder mit kleineren Tätlichkeiten und Diebstählen konfrontiert, aber all das war nichts im Vergleich zu dieser neuen Situa-

tion: ein grosser Anteil der Bevölkerung musste die Heimat verlassen und wurde übers Meer in das teuflische Deutschland gebracht. Nicht nur Männer waren betroffen. Auch Frauen, Mütter und Kinder mussten sich am 16. um 9 Uhr zum Hafen begeben, um sich einzuschiffen. Sie durften nur wenig Gepäck mitnehmen. Die Regel war: «Nur so viel, wie du tragen kannst.» Sie mussten ihre Häuser abschliessen und die Schlüssel bei den Constables deponieren.

Schmuck und andere Wertgegenstände mussten sie zurücklassen, diese wurden in einer Bank deponiert. Knackfuss erklärte: «Wenn Sie den Befehl verweigern, wird ein Militärgericht einberufen.»

Das war allerdings nur die erste Deportationsmassnahme. Weitere folgten. Sie wurden bis Januar 1943 fortgeführt. Keiner wusste, wohin er gebracht werden würde, obgleich Coutanche auf Jersey und John Leale auf Guernsey noch versuchten, Informationen über den Bestimmungsort der Deportierten zu erhalten. Die Deutschen gaben keine Informationen heraus, was die Angst und Not der Insulaner noch vergrösserte.

Einem Gerücht zufolge sollten sie in jenen grossen deutschen Städten, die von der RAF bombardiert wurden, als menschliche Zielscheiben eingesetzt werden; vielleicht würden sie aber auch als Geiseln genommen werden, um die Verhandlungsposition der Nazis gegenüber den Alliierten zu stärken. Es war entsetzlich, das nicht zu wissen – und für manche kaum auszuhalten. Mr. John Sibley, der Metzger von Guernsey, beendete diese Ungewissheit, indem er sich mit Gas selbst tötete, dasselbe tat ein britisches Ehepaar, das in Beaumont auf Jersey lebte.

Drüben auf Sark waren elf Personen dazu aufgefordert worden, sich zum kleinen Hafen Creux zu begeben. Darunter befanden sich Major Skelton, der Landwirtschaftsbeauftragte der Insel, und seine Frau Madge. Das Boot musste aber ohne sie die Insel verlassen, denn sie waren nicht zur festgelegten Zeit am Hafen erschienen. Die Deutschen machten sich sofort auf die Suche und verteilten Flugblätter, um den Aufenthaltsort der Skeltons ausfindig zu machen. Sie lagen auf der kleinen Wiese neben ihrem Haus. Major Skelton war tot. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Neben ihm lag seine Frau Madge. Sie hatte Gift genommen, ihr Mann hatte ausserdem bei diesem gemeinsamen Selbstmordversuch auf sie eingesto-

chen. Sie blutete zwar stark und war kurz davor zu ersticken, aber sie lebte noch. Im Krankenhaus von Guernsey konnte sie gerettet werden. Die physischen Wunden heilten. Über die psychischen Wunden kann nur gemutmasst werden. Sie kehrte im Juli 1946 nach Sark zurück.

Als ehemaliger britischer Armeeeoffizier, der bei den Royal Engineers gedient hatte und einwandfrei Deutsch sprach, war Major John Skelton in den Augen der Deutschen ein Deportationskandidat ersten Ranges. Nicht nur entsprach er dem Profil eines britischen Agenten, er war ausserdem Jude. Angeblich war das auch der Grund, weshalb er sich das Leben nahm. Er wusste, welches Schicksal ihn erwartete, sobald er einen Fuss auf das Schiff *White Heather* setzte, das am Hafen Creux im Regen wartete. Sibyl Hathaway berichtet in ihren Memoiren über den Abschied am Hafen: «Düsterer konnte die Szenerie kaum sein, als wir uns am Hafen versammelten. Ein heftiger Wind wehte vom Meer her, das heute bedrohlich wirkte, und Regen prasselte aus einem bleifarbenen Himmel nieder. Mrs. Pittard machte bei Weitem die erbärmlichste Figur am Kai; sie hatte sich von dem Schock der Gefangenschaft auf Guernsey noch nicht erholt und nun erwartete sie ein ungewisses Schicksal in Deutschland. [...] Und obwohl wir alle durchnässt waren und froren und uns elend fühlten, versuchten wir – wir, die blieben, und jene, die dabei waren zu gehen – uns gegenseitig zu beruhigen.»²⁷

Noch herzzerreissendere Szenen spielten sich auf den grösseren Inseln ab, als die Insulaner ihre Landsleute verabschiedeten. Die Obrigkeiten der Inseln hatten versucht, sie vor dieser grausamen Deportation zu bewahren. Es war ihnen nicht gelungen, diese Zwangsmassnahme zu verhindern. Aber sie konnten den Menschen, die deportiert werden sollten, beistehen, indem sie ihnen Nahrungsmittel und Kleidung besorgten.

Die Mitarbeiter der kleinen aber grossartigen Fabrik Summerland, in der Wollsachen, Stiefel, Mäntel und Pullover produziert wurden, machten Überstunden, um Kleidung für die Menschen herzustellen, die die Inseln verlassen mussten. Die Gemeinde Jersey versorgte sie laut dem Tagebuch von Leslie Sinel zudem mit einem Pfund Brot, einem Glas Aufstrich, einer

Tafel Schokolade, einer Dose Milch und einem Päckchen Zigaretten pro Kopf. Auf Guernsey mussten sich all jene, die einen Befehl zur Deportation erhalten hatten, im Royal Cinema versammeln: «Nachdem die Leute längere Zeit in ihren Sitzen gewartet hatten, mussten sie vor einem Tisch Schlange stehen, an dem zwei deutsche Sachbearbeiter ihre Personalien aufnahmen. Sie wurden registriert und erhielten eine Karte. Dann mussten sie erneut warten und wurden schliesslich gruppenweise zu Murdochs Laden geschickt, um dort ihr Gepäck zu holen, bevor sie in einem anderen Laden einen Korb ausgehändigt bekamen, der zwei Pfund Brot, ½ Pfund Butter, ½ Pfund Biskuits, ½ Pfund Schokolade, jeweils eine Büchse mit Leberpastete und Sardinen, Seife, wenn jemand das wünschte, und Rasierklingen für die Männer enthielt. Die Männer erhielten ausserdem Tabak und Zigaretten.» (Tagebuch von Ruth Ozanne)

Der Bailiff Victor Carey hatte die Finanzierung dieser Hilfeleistung organisiert. Man versuchte, den Menschen zu helfen, wo man nur konnte. Und doch: «Man kann diesen jämmerlichen Zustand nicht in Worte fassen, auch wenn man selbst nicht direkt betroffen ist, so hat man doch viele Freunde, die es sind; jeder ist erschüttert und kaum ein Auge blieb trocken heute Nacht.» (Tagebuch von Leslie Sinel). All das, obwohl die Deutschen im Juli 1940 versprochen hatten: «Im Falle einer friedlichen Kapitulation werden Leben, Eigentum und Freiheit der friedlichen Einwohner garantiert.»

In Jersey wurde sogar eine musikalische Einlage gegeben: «Plötzlich fing eine ganz klare Stimme an zu singen: ‚There'll always be an England‘, und wir alle stimmten mit ein, wir kannten den Text, und dann sangen sie ‚Red white and blue, what does it mean to you?‘ Und sie sangen ‚God save the King‘ und darauf antworteten auch die Leute an Bord. Das Schiff fuhr durch den Hafen und alle stimmten ein und sangen miteinander.» (Theo Russell). Etwas stiller waren die Menschen auf Guernsey, aber sie riefen aus: «‚Au revoir, Cheerio‘ – wir hatten alle einen Kloss im Hals; all jene, die gehen mussten, lachten und winkten ihren Freunden zu. Wir waren stolz auf sie, denn sie waren wahrlich grossartig. Innerhalb von zwei Tagen nach Bekanntmachung mussten sie ihre Häuser verlassen, ihr Hab und Gut und in vielen Fällen auch ihre Liebsten zurücklassen. Ich habe

nicht eine einzige Träne fließen sehen; als wir am Eingang zusammenstanden, bestand eine liebenswürdige alte Dame darauf, uns alle zu küssen.» (Tagebuch von Ruth Ozanne)

Um sich für das den Menschen angetane Leid zu rächen, erlaubte sich ein junger Mann aus Jersey einen Streich: «Ein deutscher Offizier, der sich ohnehin schon unbeliebt gemacht hatte, filmte diese grotesken und herzzerreissenden Szenen; plötzlich sprang ein junger Mann heraus – und während sich der Typ bückte, um eine besonders gute Aufnahme zu machen, trat er ihm in den Hintern, so fest er nur konnte, und der Deutsche hat mit seinem Gesicht praktisch den Asphalt gepflügt.» (John Lewis) Eine kleine Auffieiterung für die Menschen, die deportiert werden sollten. Sie wussten aber immer noch nicht, wohin sie überführt werden würden – vielleicht nach Deutschland. Bob Le Sueur sagt: «Wir dachten, dass sie irgendwo Zwangsarbeit verrichten müssten, vielleicht in Fabriken im Ruhrgebiet, wo die RAF nachts Angriffe flog oder dass sie in Zügen durch Gebiete transportiert würden, wo die RAF Eisenbahnstrecken bombardierte. Das ist es, was die Leute dachten. Und hier waren diese Menschen nun, mit ihren Kindern, und niemand weinte. Es war unglaublich.»

Ausnahmen machte man bei sehr alten oder kranken Menschen, auch einige für die Verwaltung der Inseln wichtige Amtspersonen blieben verschont, so etwa Victor Carey, John Leale, der herausragende Gesundheitsbeamte Dr. Symons und Raymond Falla, die alle entscheidende Rollen bei der Nahrungsmittelversorgung der Insulaner spielten. Man vermutet, dass Baron von Aufsess seinen Einfluss geltend machte, um diese Männer zu retten. Ambrose Sherwill, William Sculpher, der leitende Polizeibeamte auf Guernsey, und Bob Hathaway, der Ehemann der Dame von Sark, hatten dieses Glück nicht. Sie müssen die Deutschen verflucht haben, als sie im Regen und bei schwerer See die schmutzigen Transportschiffe bestiegen, um eine ungewisse Reise anzutreten.

François Marie Scornet

In der im Westen der Insel Jersey gelegenen Gemeinde St. Ouen steht ein grosses Herrenhaus, es ist umgeben von einer beeindruckenden Rasenfläche und prächtigen Bäumen, gleich daneben liegt ein See. Auch heute noch ist es Stammsitz der einflussreichen Familie de Carteret, die auf beinahe jeder Seite der Geschichtsbücher der Inseln in Erscheinung tritt. Ein schöner und ruhiger Ort, und genau hier wurde am 17. März 1941 ein junger Franzose durch ein Erschiessungskommando hingerichtet, weil er die Briten im Kampf gegen das Deutsche Reich unterstützt hatte. Die Inselbewohner waren entsetzt über diese Exekution. Gewiss waren die Insulaner am 28. Juni 1940 Opfer der Bombenangriffe geworden und Menschen waren dabei ums Leben gekommen. Das hatte man damals aber als einen unglücklichen Vorfall abgetan, der nicht darauf schliessen liess, wie sich die Deutschen verhalten würden, sobald sie einmal auf den Inseln waren. Überdies hatten sie ja die Insulaner, unmittelbar nachdem sie die Inseln besetzt hatten, mit ihrer höflichen und zuvorkommenden Art stark beeindruckt.

Die Erschiessung François Scornets vernichtete mit einem Schlag das positive Bild, das sich manche von den Deutschen gemacht hatten und stellte klar, wie weit diese zu gehen bereit waren – sie würden sicher nicht davor zurückschrecken, die Haager Konvention zu brechen, wenn es ihnen gelegen kam. Im Falle von François Scornet kam es ihnen gelegen.

François Marie Scornet war erst 20 Jahre alt, als er mit 15 Gefährten in einem offenen Boot in See stach, um an die Südküste Englands zu gelangen. Dort angekommen wollten sie dem französischen Widerstand (*La France libre*) unter Führung de Gaulles beitreten und den Kampf gegen die Deutschen fortsetzen. Das Vichy-Regime hatte sie schmachvoll im Stich gelassen. Die 16 jungen Männer waren guten Mutes, als sie von der bretonischen Nordküste ablegten. Sie waren dabei, die Ehre Frankreichs zu retten und dem verhassten Feind einen Schlag zu versetzen. Die Nacht war dunkel und die See stürmisch. Der patriotische Eifer der jungen Männer war grösser als ihre Navigationskünste. Nachdem sie sechs Stunden lang auf den rauen Gewässern vor Cotentin hin- und her geschleudert wur-

den, erspähten sie Land. Sie dachten, es sei England. Sie irrten sich. Es war nicht Englands Südküste, sondern der Strand von Vazon bei Guernsey. Dort wurden sie bereits von deutschen Soldaten erwartet, die Waffen im Anschlag. Die jungen Franzosen hatten keine Möglichkeit mehr, umzukehren. Sie warfen sofort ihre Waffen ins Wasser und ergaben sich.

Das Hauptquartier der Wehrmacht befand sich zu Anfang der Besetzung auf Jersey. Daher wurden die 16 Männer nach St. Helier gebracht, um dort vom Oberbefehlshaber vernommen zu werden. Nach dem Verhör wurden sie vor das deutsche Kriegsgericht gestellt, das im Amtsgebäude der staatlichen Behörde am Royal Square untergebracht war. Gemäss dem von Deutschen und Franzosen im Juni 1940 vereinbarten Waffenstillstand musste jeder freigelassene französische Kriegsgefangene, der Aktionen gegen die deutschen Streitkräfte unternahm, mit der Todesstrafe rechnen. Auf François traf das zu und so musste er für den gesamten Vorfall die Verantwortung übernehmen. Zwei weitere aus der Gruppe wurden zum Tode verurteilt. Nach einer Revision wurde das Strafmass herabgesetzt, sie erhielten eine lebenslange Haftstrafe und kamen in Konzentrationslager. Das Todesurteil gegen François jedoch wurde aufrechterhalten.

An einem trüben Morgen im März machte sich von St. Helier aus ein seltsamer Konvoi auf den Weg zu dem Gutshaus in St. Ouen. Inmitten der Kolonne fuhr ein Laster mit einem Sarg darin. Auf dem Sarg sass François Scornet. Das deutsche Erschiessungskommando sass zu beiden Seiten Scornets und hielt die Gewehre bereit. Direkt hinter dem Laster fuhren ein paar örtliche Taxis, in denen deutsche Offiziere sassen; der Pfarrer der katholischen Kirche St. Thomas in St. Helier, Père Marie, begleitete sie.

An diesem elenden Morgen fuhren sie also zunächst die Esplanade entlang, bogen dann ab in Richtung Norden, den steilen Beaumont Hill hinauf, liessen St. Peters Village hinter sich und fuhren schliesslich durch den steinernen Torbogen auf das Grundstück des Herrenhauses in St. Ouen. Der sich tapfer haltende Franzose stieg vom Wagen und ging sein letztes Stück Weg, bis zu einer Esche, die sich im Senkgarten vor den östlich gelegenen Mauern befand. Man band ihn an dem Baum fest. Er wollte nicht,

dass man ihm die Augen mit einer Binde verdeckte. Père Marie umarmte ihn und hielt ihm das Kruzifix hin, damit er es küsse.

Das Erschiessungskommando griff zu den Gewehren. Scornet rief laut aus: «Vive Dieu! Vive la France». Die Deutschen schossen ihn nieder. In seinem letzten, an die Eltern gerichteten Brief schrieb François Scornet: «Ich glaube, das Ende ist gekommen. Ich werde für Frankreich sterben, dem Feind mutig entgegentretend. In einer Stunde wird alles zu Ende sein ... Seid versichert, dass ich als guter Christ sterben werde ... Ein letztes Mal umarme ich euch.» Wo die Esche stand, die es schon lange nicht mehr gibt, befindet sich heute eine kleine Gedenktafel, die zu Ehren dieses kühnen jungen Franzosen dort angebracht wurde.

Man kann die Auswirkung, die diese Exekution auf die Inselbewohner hatte, gar nicht überschätzen. In ihren Augen war es eine unverzeihliche und beschämende Tat, ein widerwärtiger Akt der Barbarei, der die Hassgefühle, die sie ohnehin schon gegenüber ihren Besatzern hegten, seit der Krieg von einem kurzen Schlagabtausch zu einem sich lange hinziehenden Ringen geworden war, noch verstärkte.

Die Einwohner der Inseln befanden sich bestimmt in einer schrecklichen Situation; sie waren verängstigt und abgeschottet von der Welt, waren ihrer Rechte beraubt worden und durch ihre deutschen Herren ständig bedroht. Doch so entsetzlich ihre Lage auch war, sie begegneten Menschen, denen es noch schlechter ging – so etwa den Zwangsarbeitern der Organisation Todt (OT).

«Untermenschen»

Da Hitler die Inseln als strategisch enorm wichtig einstufte und sie aus seiner Sicht auch für die Propaganda eine wichtige Rolle spielten, erliess er am 13. Juni die Anweisung, sie zu befestigen. Hitler sah sich in seinem Vorhaben bestätigt, als sich der Krieg im Osten verschärfte. Er war davon überzeugt, dass die Alliierten einen Angriff starten und zuallererst versuchen würden, die Kanalinseln einzunehmen – und das musste um jeden Preis verhindert werden. Daher war es an der Zeit, die Inseln in unein-

nehmbare Festungen zu verwandeln: Geschützstände, gewaltige Minenfelder, kilometerlange Untergrundtunnel zu Lager und Krankenhäusern und riesige Seewälle, um Eindringlinge abzuwehren.

Weil Hitler dieses Vorhaben ernsthaft anstrebte, erliess er am 20. Oktober 1941 persönlich den Befehl zur umfassenden Befestigung der Inseln Guernsey, Jersey und Alderney. Dr. Fritz Todt wurde auf die Inseln entsandt.²⁸ Als Leiter der OT war es seine Aufgabe, einzuschätzen, was zu tun war, um Hitlers Wünsche zu verwirklichen. Er war damit beauftragt, die menschlichen und materiellen Ressourcen, die für eine derartige Befestigung benötigt wurden, zu beschaffen. War er auch der Meinung, Deutschland könne den Krieg nicht für sich entscheiden, hinderte ihn dies nicht daran, alles zu tun, um den Bedarf des Dritten Reichs an Arbeitskräften zu decken. Die meisten der eingesetzten Arbeiter kamen aus Russland. Die Deutschen waren erst spät zu der Einsicht gelangt, dass es «sinnvoller» war, gefangen genommene Russen für sich arbeiten zu lassen, als sie millionenfach in stacheldrahtumzäunten Lagern oder in offenen Eisenbahnwagen verhungern zu lassen. In Deutschland herrschte während der Kriegsjahre zunehmend Arbeitskräftemangel. Daher beschloss das NS-Regime, Zwangsarbeiter aus seinem neuen Imperium zu «importieren». Auf diese Weise kamen viele Russen auf die Kanalinseln; sie kamen und gossen Beton, hoben Gräben aus und errichteten Mauern, um die Inseln zum wohl stärksten Abschnitt des mächtigen Atlantikwalls zu machen, der sich entlang der westeuropäischen Meeresküste von Norwegen bis hin zur Nordküste Spaniens erstreckte. Bereits der Anblick dieser Arbeiter entsetzte die Inselbewohner, noch mehr schockierte sie aber die Art und Weise, wie diese Menschen von den Deutschen behandelt wurden.

Zwar mögen die Insulaner wenig zu essen gehabt haben, aber verglichen mit den russischen Zwangsarbeitern lebten sie in Saus und Braus. Obschon die Zwangsarbeiter Schwerstarbeit leisten mussten, war der Kaloriengehalt ihrer Essensrationen extrem gering; verglichen mit den Rationen der Inselbewohner bekamen sie weniger als die Hälfte an Kalorien. Sie erhielten kaum oder gar kein Fleisch zu essen, dafür aber viel wässrige Gemüsesuppe, meistens Kohl, kleine Stücke Brot aus grob gemahlenem

Mehl und eine bestimmte Menge Ersatzkaffee. Ihre Kleider bestanden aus Lumpen, meist trugen sie altes Sackleinen, Schuhe hatten sie im Regelfall keine, stattdessen wickelten sie Tücher um ihre Füße. Sie waren ungewaschen und voller Ungeziefer, extrem mager und hohläugig. Zu sehen, wie brutal diese armen Kreaturen aus dem Osten misshandelt wurden, verstärkte den Abscheu der Insulaner vor den Deutschen. Alexander Coutanche beschwerte sich bei von Schmettow, nachdem er hatte mitansehen müssen, wie die OT-Arbeiter von ihren Aufsehern auf entsetzliche Weise malträtirt wurden. Diese scheuten nicht davor zurück, Peitschen und Schlagstöcke zu verwenden oder sogar Hunde auf diese verlausten, dreckigen und unterernährten Wesen zu hetzen. Viele Insulaner mussten miterleben, wie gnadenlos brutal die Deutschen mit den russischen «Untermenschen» umgingen, so etwa dieser Junge, der zusah, wie eine Gruppe von Russen eine Heerstrasse auf Jersey erbauten: «Sie arbeiteten hart. Sie trugen keine richtige Kleidung; einer hatte nicht einmal Schuhe an, er tauchte seine Füße in Teer und klebte Kies an seine Fusssohlen und so musste er arbeiten.» (Messervy Norman) Dr. John Lewis erinnert sich an seine erste Begegnung mit den russischen Zwangsarbeitern:

«Als ich eines Morgens in aller Frühe zu einem Patienten in St. Lawrence eilen musste und gerade bei der Meadow Bank vorbeilief, bemerkte ich plötzlich einen extrem unangenehmen Geruch – es roch nach Urin und Fäkalien, vor allem aber nach Mäusen. Als ich um die Ecke ging, sah ich eine Kolonne von Männern, die von NS-Soldaten getrieben wurde (das ist genau das treffende Wort). Männer aller Altersgruppen, bärtig, einige trugen völlig kaputte Schuhe, viele hatten die Füße nur mit Lumpen umwickelt. Sie sahen erschöpft und abgemagert aus, und ein alter Mann, der sich auf eine Hecke stützte, würde es wohl niemals lebend auf den Hügel schaffen ... später erfuhr ich, dass diese Männer aus einem Dorf im von den Deutschen besetzten Russland stammten, wo irgendeine Art von Sabotage verübt worden war. Als Vergeltungsmassnahme trieben die Deutschen alle Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren zusammen und pferchten sie auf Lastwagen. Als Zwangsarbeiter wurden sie durch ganz Europa transportiert. Ohne einen Fuss nach draussen gesetzt zu haben und ohne

jegliche sanitäre Anlagen im Innern des Lasters – der nicht geöffnet wurde, bis die Männer in Frankreich ankamen – war es ein kleines Wunder, dass sie nicht noch schlimmer stanken.

Ich habe sie nicht wiedergesehen, ausser von Ferne bei der Arbeit. Ich glaube, dass sie in einem Lager irgendwo bei Ville du Bas in St. Lawrence untergebracht waren. Später machte ich die Bekanntschaft eines Russen aus diesem Lager ... er erzählte mir, dass viele Männer bereits wenige Tage nach ihrer Ankunft gestorben waren.»

Die Insulaner versuchten, diesen verschleppten und unter furchtbaren Bedingungen lebenden Russen zu helfen. Sie gaben ihnen heimlich zu essen, was riskant war. Einigen Russen – etwa «Bill» Polykapovitch – gelang die Flucht und sie erhielten Unterschlupf bei Inselbewohnern. Die Mehrheit dieser Arbeiter aber blieb im Gewahrsam der Deutschen. Obwohl sie sich in einer schlimmen Lage befanden und am Hungertuch nagten, erledigten sie ihre Arbeit, so gut sie konnten, und das oft vor den Augen der Einheimischen. Diese Erfahrung prägte ihre Sicht auf die Deutschen und die Besatzungszeit entscheidend.

«Die Deutschen haben hier ein grosses Lager, in dem russische Gefangene untergebracht sind, die für sie arbeiten; sie befinden sich in einem schrecklichen Zustand, sie hungern und leben im Dreck. Diese armen Kerle sterben weg wie die Fliegen; hier in der Nähe haben sie auf einem Feld einen ‚Fremdenfriedhof‘ eingerichtet, wo diese armen Teufel begraben werden. Sie schachten ein grosses Grab aus. In dieses legen sie den Ersten hinein. Das Grab lassen sie aber offen, bis genug Särge vorhanden sind, um es zu füllen – dann schaufeln sie es wieder zu. Sie werden begraben, als wären sie Hunde, man spricht kein Gebet für sie, keine Anstandsformen irgendeiner Art sind zu erkennen. Ich denke, sie verhungern oder sterben an Überanstrengung; keiner hat gehört, dass eine bestimmte Krankheit unter ihnen grassieren würde. Die Menschen auf dem Land fürchten sich sehr vor ihnen, da sie kommen und so viele Nahrungsmittel stehlen, wie sie nur mit den Händen tragen können. Ein Hauseigentümer ertappte die Diebe, sie gerieten aneinander; er wurde getötet und sie konnten flüchten. Die Deutschen konnten nicht herausfinden, wer von den Männern, die aus dem Lager ausgebrochen waren, den Mann aus Jersey umgebracht

hatte; daher erschossen sie alle Verdächtigen, einfach um auf Nummer sicher zu gehen! Die armen Kerle – es ist schrecklich für sie, keiner spricht ihre Sprache – es ist fürchterlich, daran zu denken, was für ein Elend auf dieser kleinen Insel herrscht.» (Tagebuch von Alice Mainland, Jersey)

Reverend Ord schreibt: «Es gab grosse Veränderungen – bei uns und bei den Deutschen. Vorbei ist es mit der anfänglichen ‚Höflichkeit‘, vorbei ist es auch mit ihrer Unbekümmertheit. Unsere Leute sind zunehmend entschlossener.» Und, hätte er hinzufügen können, zunehmend leiden sie Mangel.

Kein Radio

Im Laufe der langen Besetzung nahm man den Insulanern einiges weg: Essen, Freiheit, Wohlstand und in manchen Fällen gar das Leben. Besonders schmerzhaft war die Konfiszierung ihrer Radios – und es fällt nicht schwer zu verstehen, warum. Während der Besetzung befand sich das gefangen gehaltene Inselvolk in einem Zustand grosser Angst – oder, wie sie selbst sich ausdrückten: «Wir leben am Rande des Nervenzusammenbruchs». Reverend Ord schreibt 1941 in sein Tagebuch: «Wir spüren ab und zu, wie sich unser Herzschlag verlangsamt, nicht weil wir daran zweifeln, wie die ganze Sache letztlich ausgeht, sondern weil wir nur abwarten können und keinerlei Handlungsmöglichkeiten haben. Es ist, als würde ein Hund, der jederzeit wild werden kann, ohne Leine unter uns herumstreunen.»

Reverend Ord schätzte die Gefahr richtig ein. Die Menschen auf den Inseln waren sich dessen bewusst, dass die deutschen Gäste, käme es hart auf hart, sehr wahrscheinlich nicht vor drastischen Repressalien zurückschrecken würden. Aber nur wenige Insulaner teilten, zumindest in den ersten zwei Jahren der Besetzung, die optimistische Einstellung des Pfarrers, was den Ausgang des Konflikts anbelangte. Sie wussten nicht, was geschehen würde. Schenkte man Goebbels Propaganda Glauben, so musste man annehmen, dass der Krieg mit der Niederlage Russlands und einem glorreichen weltweiten Sieg Deutschlands enden würde. Man würde für immer in deutscher Gewalt bleiben!

Die Insulaner lebten in einer ungewissen Welt, einer Welt, in der Gerüchte umgingen, die manchmal zum Teil wahr, manchmal einfach erfunden waren. Ihr Leben und ihre Zukunft standen auf dem Spiel. Ihr Verlangen nach Informationen über das, was wirklich geschah, war demnach gross. Um herauszufinden, wie der Krieg tatsächlich verlief, wandten sie sich, natürlich, an die BBC. Sie sehnten sich nach Worten des Trostes von Churchill oder vom König. Zwar erhielten sie Informationen, aber die erhofften Worte der Ermunterung, in denen die Kanalinseln namentlich erwähnt worden wären, kamen nicht. Ihre Enttäuschung war gross, sie bekamen ihre Isolation noch stärker zu spüren. Immerhin wurden sie aber auf dem Laufenden gehalten und erhielten über das Radio halbwegs wahrheitsgetreue Kriegsberichte. Dieses war die einzige den Insulanern zur Verfügung stehende Art und Weise, mit der Aussenwelt zu kommunizieren, ihr einziger Halt in einer zunehmend zerrütteten Welt.

Im Herbst 1940 wurden erstmals Radios konfisziert. Eine simple Vergeltungsmassnahme der Deutschen für die den beiden Offizieren und Angehörigen des britischen Kommandotrups, Nicolle und Symes, geleistete Hilfe, als diese zu einer Aufklärungsmission nach Guernsey gekommen waren. Die Geräte wurden ihren Besitzern wenige Wochen später zurückgegeben. Aber im Juni 1942 mussten die Radios erneut abgegeben werden – und diesmal blieben sie bis zum Ende der Besetzung bei den Deutschen in Verwahrung. Wer dennoch ein Radio besass, musste damit rechnen, dass er inhaftiert oder gar deportiert werden würde. Der Konfiszierungsbefehl kam direkt aus Berlin und war nicht zu umgehen; das jedenfalls wurde Coutanche so mitgeteilt, als er sich 1944 bei von Schmettow und dessen Stellvertreter von Helldorf beschwerte.

Die Deutschen waren der Meinung, dass sie allen Grund dazu hätten, den Insulanern die Radios wegzunehmen. Sie vermuteten, dass es im Westen demnächst zu einer zweiten Front kommen würde und dass die BBC in London die Bürger aller besetzten Länder aufrufen würde, hinter den deutschen Linien den Aufstand zu proben und die Alliierten zu unterstützen, wenn diese über den Kanal kamen. Sie nahmen an, dass die Alliierten auf den Kanalinseln einmarschieren würden, dass ferner die Insulaner den

Aufrufen aus London Folge leisten und die Besatzer mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln angreifen würden. Aus deutscher Perspektive war es daher durchaus sinnvoll, durch Konfiszierung der Radios den feindlichen Kommunikationsweg zu kappen.

«Es ist schrecklich – überall herrscht Angst und ein Gefühl von: ‚Was wird als Nächstes passieren?‘ Kann man sich ein Leben ohne Briefe, ohne Zeitungen oder Radio vorstellen? Apropos Radio: man hat sie uns vor sechs Monaten weggenommen. Wer mehr als ein Radio besass, gab eines ab und versteckte das andere für die Zeit nach dem Krieg, denn jenes würde man natürlich nie wiedersehen. Ich habe mein zweites Radio sorgfältig versteckt – und ich glaube nicht, dass sie es finden würden, wenn sie das Haus durchsuchen kämen. Neuigkeiten erhalten wir nur tröpfchenweise von jenen Leuten, die sich trauen, Radio zu hören. Mein Pfarrer teilt mir alles mit, was er so mitbekommt, und an einem Sonntag war ich sehr früh in der Kirche, er hatte gerade etwas im Altarraum zu erledigen und sah mich hineinkommen. Da kam er auf mich zu und gab mir einen Zettel, worauf geschrieben stand: ‚Singe heute aus voller Kehle das *Te Deum* – gute Nachrichten – die amerikanischen Truppen sind in Tunesien!‘» (Alice Mainland)

Ausserdem ist hinzuzufügen, dass die Deutschen ab Juni 1942 erkannten, dass der Krieg entgegen ihren anfänglichen Erwartungen etwas schwieriger werden und sich in die Länge ziehen würde. Es würde nicht ein glorreicher Sieg dem anderen folgen. Goebbels und sein Propagandaministerium mussten sehr behutsam mit Rückschlägen und Niederlagen, mit Schwankungen und Rückzügen umgehen. Insbesondere die von deutschen Radiosendern ausgestrahlten Neuigkeiten von der Front mussten sprachlich so verpackt werden, dass eine Niederlage wie ein Sieg daherkam, ein sinnloser Tod wie eine heroische Aufopferung wirkte und eine grössere Katastrophe nur als überwindbares Hindernis auf dem Weg zum unweigerlichen Triumph erschien. Keinesfalls durfte die Moral des deutschen Volkes oder der Kampfgeist des deutschen Heers durch schlechte Neuigkeiten unterminiert werden. Um das sicherzustellen, mussten alle Radioübertragungen kontrolliert werden – in Deutschland und in allen besetzten Territorien. Sendungen, in denen den Feinden des Dritten Reichs

Hoffnung und Ermutigung zuteil wurden, durfte es nicht geben, deshalb durfte niemand die BBC hören! Die einfachste Art und Weise, dies zu erreichen, bestand darin, alle Radios einzuziehen.

Einige Inselbewohner behielten trotz der Konfiszierungsanordnung ihre Radiogeräte, für die sie dann die unterschiedlichsten Verstecke fanden. Auf Jersey versteckte Louisa Gould ihr Gerät in ihrem Garten, unter der Treppe, die zum Hühnerstall führte. Einige verbargen ihre Geräte in Aborten oder Scheunen, andere unter der Fensterbank oder im Kamin. Auf Guernsey versteckte der Organist Kennedy Bott sein Rundfunkgerät im Kino Regal, und zwar in der Konsole der Orgel. Von Weitem sahen die Knöpfe des Radios aus wie deren Register. So kam es, dass der Apparat, obwohl er offen dalag, während der gesamten Besatzungszeit von niemandem entdeckt wurde.

Im Jerseyer Kino lief es dagegen weniger gut. Die Geheime Feldpolizei entdeckte das Radio des Kinobesitzers und schickte ihn umgehend in ein deutsches Internierungslager. Er liess eine sowohl bei der militärischen als auch bei der zivilen Bevölkerung überaus beliebte Quelle der Unterhaltung zurück.

Die Leinwand

Die Nazis liebten Filme. Ganz Deutschland liebte Filme. Natürlich kamen die meisten Filme aus Hollywood, doch während der 30er und 40er Jahre folgte Deutschland knapp dahinter an zweiter Stelle. Hitler selbst verbrachte Unmengen Zeit vor der Kinoleinwand – Zeit, in der er, wie einige Kritiker meinten, besser nach einem Ausweg aus dem militärischen Schlammassel gesucht hätte, in das er sein Land geführt hatte. Ähnlich war es bei Göring. Wenn dieser oben bei Karinhall nicht gerade zu therapeutischen Zwecken auf der Jagd war oder Diamanten liebte, liebte der fette Reichsmarschall nichts mehr, als in seinem privaten Kino mit 60 Sitzen zu verweilen und sich Filme anzusehen. Auch Goebbels hatte ein grosses Interesse an Filmen und kontrollierte direkt oder indirekt beinahe die ganze deutsche Filmproduktion. Er war sich des Potentials der bewegten Bilder

bewusst und wusste es zu Propagandazwecken einzusetzen. Zudem fiel es Goebbels schwer, den Reizen der schönen Schauspielerinnen zu widerstehen, die man zu dieser Zeit in den romantischeren Filmen zu sehen bekam. An erster Stelle stand für ihn aber, wie er mit diesem Medium die Bürger des Dritten Reichs beeinflussen konnte. Filme wie *Der ewige Jude* oder *Jud Süß* konnten die nationalsozialistische Rassenideologie so dramatisch untermauern, dass sie im Kampf um Geist und Herz unentbehrlich wurden. Diese beiden einflussreichen Filme, die dafür bekannt sind, Juden und alles, was jüdisch ist, zu schmähen, wurden während der Besatzungszeit in den Inselkinos gezeigt. Die Aussage beider Filme ist eindeutig: Juden sind geldgierige, bestialische, widerliche Verbrecher und den deutschen Ariern rassisch unterlegen. In *Jud Süß* werden sie als Räuber und im Falle des Protagonisten als Vergewaltiger dargestellt. Zwar ist *Jud Süß* technisch ein fantastisch gedrehter Film, die Kamerafahrten sind flüssig und ziehen den Zuschauer in ihren Bann, die einzelnen Kameraeinstellungen sind brillant – doch die Botschaft des Films ist so dumm wie abscheulich: Die Juden sind als Rasse so weit entfernt von der zivilisierten Gesellschaft, dass sie die Ausrottung verdienen.

Die Zuschauer liessen sich beinahe überzeugen, wie beispielsweise der aus Jersey stammende Junge Peter Hassall, der, nachdem er den Film gesehen hatte, sagte:

«In der Schlusszene kämpft das deutsche Fräulein darum, ihre Tugendhaftigkeit vor dem jüdischen Bösewicht (Jud Süß) zu retten, während der prototypische Arier dutzende Treppen hinaufrennt. Der Film endete mit tosendem Applaus. [Im Publikum sassen sowohl Deutsche als auch Einheimische; Peter Hassall vermerkt nicht, wer am stärksten applaudierte.] Als der Jude sein Ende fand [er wurde erhängt, ein gütiger fiktionaler Tod verglichen mit dem realen Tod, den viele Millionen von Juden durch den Holocaust erleiden mussten] muss ich leider zugeben, dass ich, als ich das Kino verliess ... doch ein wenig davon beeinflusst war. Wie die Deutschen dann aber die Handvoll Juden, die auf den Inseln übriggeblieben waren, behandelten, liess alle antijüdischen Gefühle verschwinden, die möglicherweise unbewusst in mir schlummerten.»

Mag sein, dass Coutanche keine Kenntnis davon hatte, dass die Juden auf den Inseln litten. Peter Hassall hingegen scheint davon gewusst zu haben. Er hat später am eigenen Leib die Misshandlungen erfahren müssen, die einem die Deutschen antun konnten. Er wurde nämlich auf Grundlage der Nacht-und-Nebel-Gesetze wegen eines Fluchtversuchs zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Darauf werden wir noch eingehender zu sprechen kommen.

In den Kinos der Inseln wurden selbstverständlich auch noch eindeutiger Propagandafilme gezeigt. Jedes Buch über die Besatzungszeit enthält vermutlich eine Abbildung des Kinos auf Jersey oder desjenigen auf Guernsey, wie sie stolz den deutschen Film *Sieg im Westen* ankündigen. Dieser für die Einheimischen mit Untertiteln versehene Film zeigte, wie es Hitler gelungen war, innerhalb kürzester Zeit ganz Westeuropa zu unterjochen. Gute Zeiten für die Deutschen. Einige Insulaner, die derartige Propagandafilme sahen, bekundeten ihr Missfallen durch Buhrufe und Pfiffe. Bei einer Gelegenheit sangen sie sogar die berühmte Version des Lieds «Run Rabbit, Run Rabbit, Run, Run, Run» von Flanagan und Allen, das diese zu «Run Adolf, Run Adolf, Run, Run, Run» umgedichtet hatten. Das freche Inselvolk sang diese neue Version, wann immer Hitler auf der Leinwand erschien. Die Deutschen fanden diese lautstarken antinationalsozialistischen Kundgebungen nicht sonderlich witzig²⁹ und erliessen umgehend eine Anordnung, in der die Kinobesitzer angewiesen wurden, dem Publikum durch Aushänge in den Eingangshallen mitzuteilen, dass sowohl Beifallsbezeugungen als auch Unmutsäußerungen verboten seien. Zuwiderhandlungen würden zu einer achttägigen Schliessung führen und die Anstifter müssten mit einer harten Strafe rechnen.

Späterhin änderte man die Anordnung. Den Kinobesuchern war es dann erlaubt, den Filmhelden zuzujubeln und, natürlich, zu applaudieren, sobald der «Führer» auf der Leinwand erschien. Es wurde sogar obligatorisch, ihm Beifall zu klatschen – eine Anweisung, die eher durch Verstoss als durch Einhaltung Beachtung fand, jedenfalls bei den Insulanern, die auf der linken Seite des Parketts sassen. Die Deutschen sassen rechts. Die Inselpolizei hatte dafür zu sorgen, dass diese Anordnung eingehalten wurde. Aber all die deutsche Hartnäckigkeit konnte die Witzbolde und

«Rowdys» doch nicht davon abhalten, ihre Meinung kundzutun. Drüben auf Guernsey schrieb Reverend Douglas Ord 1942 in sein Tagebuch:

«Man bekommt pro Woche mindestens einen neuen Witz auf Kosten der Deutschen zu hören. Hier ist einer: Auf Jersey wurde ein deutscher Propagandafilm gezeigt, in dem britische und amerikanische Soldaten zu Hunderten im Kampf fielen, während die Deutschen kein einziges Opfer zu beklagen hatten ... Am Ende gab es eine Szene, in der das Begräbnis des Deutschen zu sehen war ... dem Helden wurde die letzte Ehre erwiesen. Der Sarg wurde inmitten der respektvollen Stille der Zuschauer langsam weggetragen, als eine düstere Stimme aus dem Parkett den Zauberbann brach: ‚Dieser Mann starb an Verstopfung.‘ Ein grosses Gelächter liess das Haus erbeben. Schnell reagierten die Deutschen. Sie unterbrachen die Darbietung, schlossen die Türen ab und bemühten sich, den Schuldigen zu identifizieren, aber vergebens.»

Als die Inseln besetzt wurden, gab es auf Jersey und Guernsey einige Musical- und Spielfilme, meistens amerikanische. Zwar fanden diese bei den Menschen auf den Inseln viel Gefallen, aber es waren nicht genügend, um den Bedarf für die gesamten fünf Jahre zu decken. Freilich tauschten die ‚Esel‘ (*donkeys*, Bewohner von Jersey) und ‚Kröten‘ (*crapauds*, Bewohner von Guernsey) die Filme, die sie in ihren kärglichen Beständen hatten, untereinander aus, aber auch so gab es nicht genügend Filme, um die Nachfrage zu stillen. Diese Versorgungslücke konnten die Deutschen nur unzureichend schliessen. In ihrem Sortiment befanden sich hauptsächlich mit englischen Untertiteln versehene Propagandafilme. Alle Inselbewohner, die die Deutschen nicht in jenem Licht sahen, in das diese sich selbst gerne stellten, waren an diesen Filmen nicht interessiert. Anstatt sich Filme anzusehen, in denen die Errungenschaften der zunehmend verhassten Deutschen gepriesen wurden, hielten sie Ausschau nach anderen Möglichkeiten, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Menschen kehrten dem Kino den Rücken und wandten sich scharenweise dem Theater und damit dem heimischen Unterhaltungsprogramm zu.

No Business Like Showbusiness

Im Oktober 1945 schrieb Basil C. de Guerin aus Guernsey in *Theatre World*: «Die Besetzung der Kanalinseln durch die Deutschen hatte eine belebende Wirkung auf das Theater, das auf den Inseln immer so eine grosse gesellschaftliche Rolle spielte. Nach anfänglicher Anpassung an die Herrschaft der Nationalsozialisten begannen die Leute, der Zwangsinjektionen mit deutscher Propaganda in den Kinos überdrüssig zu werden, und da es woanders keine alternative Quelle gab, suchte man in den eigenen Reihen ein Gegenmittel. Die Suche war sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht erfolgreich. Allein auf Guernsey gab es nicht weniger als fünf verschiedene Theatergruppen, zwei auf Singspiele spezialisierte Ensembles und eine Variétégruppe; die häufig stattfindenden ‚Concert Parties‘ waren immer gut besucht.»

Allein die Royal Players brachten während dieser Kriegsjahre 16 Stücke auf die Bühne, darunter *The Wind and the Rain*, *Night Must Fall*, *A Murder Has Been Arranged* und selbstverständlich das wunderbar dramatische Stück von Arnold Ridley: *The Ghost Train*. Auf Jersey waren die Schauspieler bei der Auswahl der Stücke noch ehrgeiziger. Sie wählten Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig*.

In Anbetracht der extremen Empfindlichkeit – oder eher Gefühllosigkeit – der Deutschen, was die Juden anging, war vorhersehbar, dass Schwierigkeiten auftreten würden. Zuerst erhob der deutsche Zensor Einwände gegen Mr. Whinnerers Darstellung von Shylock, der ihm nicht gemein genug erschien. Er interpretierte die Rolle nicht so, dass sie dem abstoßenden, von den Nationalsozialisten erschaffenen Stereotyp des Juden entsprochen hätte. Im Gegenteil spielte der Schauspieler aus Jersey Shylock, als handle es sich dabei um einen Menschen! Das war inakzeptabel, denn es widersprach der nationalsozialistischen Lehre, nach der ein Jude ein Bazillus war, der Krankheiten hervorrief; keineswegs war er einem menschlichen Wesen gleichzusetzen, für das man Mitgefühl empfinden könnte.

In einer in der *Evening Post* erschienenen Besprechung des Stückes wurde die einfühlsame Darstellung des Juden hervorgehoben und angedeutet, dass einige Leute, wie z.B. die Deutschen, die jüdische Diaspora viel-

leicht, nur vielleicht, falsch einschätzten. Der fanatische Zensor war über diesen subversiven Gedanken dermassen verärgert, dass er den Verfasser des Artikels zur Rechenschaft ziehen wollte. Die Rezensenten verwendeten stets ein Pseudonym. Der deutsche Zensor, der auf den passenden Namen Hohl hörte, verlangte vom Herausgeber der *Evening Post* M. A. Harrison, dass er den Namen des ketzerischen Journalisten preisgab. Aber Harrison wusste nur zu gut, was das bedeutet hätte. Immerhin hatte seine Zeitung, noch bevor die Deutschen die Inseln besetzten, zahlreiche Artikel und Meldungen veröffentlicht, in welchen über Juden und die Haltung der Deutschen ihnen gegenüber berichtet wurde. Er wusste ziemlich genau, was mit einem «Judenfreund» geschehen konnte, geriet er erst einmal in die Hände der Nationalsozialisten. Er weigerte sich, den Namen des Rezensenten zu nennen. Hohl insistierte. Harrison war hartnäckig und verweigerte jede Information. Hohl verliess die Redaktion, finstere Drohungen ausstossend. Zu dieser Zeit hatte Hohl durchaus die Mittel, seine Drohungen wahr zu machen, egal wie finster sie auch waren. Indes geschah nichts – aus welchen Gründen ist nicht bekannt. Der Rezensent blieb unentdeckt und Harrison unbehelligt. Ein glücklicher und seltener Sieg für die Pressefreiheit. Noch viel wichtiger allerdings war, dass bei der Darstellung Shylocks das Menschliche und Sympathische erhalten blieb. Ein unerwarteter Triumph in der Besatzungswelt.

Ausserhalb des «Opera House» (so der Name des Theaters auf Jersey) sahen die Dinge nicht so rosig aus. Der Krieg schien nicht enden zu wollen. Wie nie zuvor bekamen die Insulaner ihre Isolation zu spüren. Nahrungs- und Treibstoffknappheit wurden schlimmer und die Anwesenheit der Deutschen war zunehmend unerträglicher und bedrohlicher. Widerstand war ausgeschlossen und es gab kaum eine Möglichkeit, dem König und dem Land gegenüber seine Loyalität zu bekunden; eine Kirchengemeinde auf Guernsey lud wenigstens dazu ein: «Gehen Sie am Ende des Gottesdienstes gedanklich die Nationalhymne durch.» Ansonsten fühlten die Inselbewohner bei jedem Schritt die Besatzer im Nacken, sie waren gefangen und zum Schweigen verurteilt. Aber schliesslich bekamen sie doch die Gelegenheit, ihrer Loyalität Ausdruck zu verleihen. Anlass war allerdings der

unglückliche Untergang der HMS *Charybdis*. In seiner Trauerrede auf dem Friedhof Foulon sagte Graf von Schmettow: «Das Herz kennt keine Grenzen und die Trauer wirkt grenzüberschreitend, wenn Menschen sterben, während sie ihre Pflicht erfüllen.»

Die HMS *Charybdis*, ein Kreuzer der Dido-Klasse, wurde am 23. Oktober 1943 um 2.30 Uhr vor der Küste der Normandie durch nicht weniger als sechs feindliche Torpedos versenkt. Der Kreuzer kam zusammen mit fünf weiteren Schiffen der Royal Navy bei der Operation *Tunnel* zum Einsatz. Die Besatzung hatte den Auftrag, deutsche Konvois anzugreifen, die entlang der französischen Küste fuhren. Bei einem kurzen Gefecht wurden die britischen Streitkräfte von den deutschen Begleitschiffen komplett ausmanövriert. Nicht nur wurde die *Charybdis* getroffen und versenkt, auch ihr Schwesterschiff HMS *Limbourne* wurde torpediert. Die *Limbourne* sank nicht sofort, obwohl ihr vorderer Teil weggeschossen wurde. Aber sie war tödlich verwundet worden – und nur kurz nach dem Gefecht zerstörte man sie gänzlich, damit sie «nicht den Feinden in die Hände fiel».

Es war ein gewaltiger Sieg für die Deutschen. Zwei Schiffe der Royal Navy hatten sie vernichtet und 464 britische Soldaten waren dabei ums Leben gekommen. Für die Briten dagegen war es eine vernichtende Niederlage im Kanalkrieg.

Einige Tage nach diesem schwarzen Samstag im Oktober 1943 gab das Meer die Toten frei. Die Leichen von 19 Besatzungsmitgliedern der Royal Navy und der Royal Marine wurden bei Guernsey an Land geschwemmt. Von Schmettow ordnete an, dass die Toten mit den ihnen gebührenden militärischen Ehrungen am Mittwoch, den 17., auf dem Friedhof Foulon beigesetzt werden sollten. Überall auf der Insel wurde die Beisetzung bekanntgegeben. So kam es, dass an einem kalten, aber sonnigen Herbstnachmittag 19 Säрге, jeder von ihnen mit einem Union Jack drapiert, von deutschen Soldaten auf den Friedhof Foulon getragen wurden. Nicht nur die Deutschen erwiesen den Toten die Ehre. Der Bailiff Victor Carey war anwesend, zusammen mit 5'000 Bürgern aus Guernsey, die 900 Kränze zu Ehren der gefallenen Seeleute mitbrachten und daraus an der Mauer des Friedhofs einen grossen Blument Teppich bildeten. Der Dekan von Guern-

sey lief von Grab zu Grab und sprach leise den letzten Segen. Auf dem grössten Blumenkranz stand in Grossbuchstaben geschrieben: «VON DER RAF – WIR WERDEN WEITERMACHEN.»

Es muss eine äusserst bewegende Erfahrung gewesen sein, auf dem Friedhof Foulon zusammen mit 5'000 Mitbürgern den Männern der *British Royal Navy* die letzte Ehre zu erweisen. Die Deutschen erkannten schnell, dass die Zeremonie zu einer grossen Manifestation antideutscher Gefühle wurde. Sie sorgten dafür, dass es nie wieder zu solch einer Feierlichkeit kam.

Victor Carey schämt sich

Nicht alle Insulaner legten ein solch aufrichtiges und ehrenhaftes Verhalten an den Tag wie die 5'000 Bürger auf dem Friedhof Foulon – bei Weitem nicht alle. Am Ende einer ihn beschämenden Gerichtsverhandlung richtete Victor Carey folgende Worte an die Verurteilten:

«Als Polizeibeamte müssen sie erkennen und verstehen, dass Sie über jede einzelne Seele auf der Insel Schande gebracht haben. Weil Sie die Uniform von Polizeibeamten tragen, hat Ihnen die deutsche Besatzungsarmee einige Privilegien zugebilligt, wie z.B. die Erlaubnis, sich nach der Ausgangssperre draussen aufzuhalten. Keinem anderen wurde der Ausgang nach Sperrstunde erlaubt, nur Ihnen, und was haben Sie, uniformiert, wie Sie waren, getan? Sie sind in Ihr eigenes Besitztum eingebrochen, Sie haben gestohlen und sich auf die schrecklichste Weise benommen; Sie verdienen alles, was sie wahrscheinlich bekommen werden, und alle Ihre Mitbürger werden Sie mit Verachtung strafen. Ich kann Ihnen versichern, dass ich ihretwegen mit Scham erfüllt bin. Ich bedauere sehr, dass wir heute keine härtere Strafe gegen sie verhängen konnten.» Sechzehn Polizisten aus Guernsey wurden daraufhin zum White Rock gebracht und auf ein schmutziges Kohleschiff überführt, das gerade geleert worden war. Sie wurden in den Laderaum gesteckt und, nachdem sie den Kanal überquert hatten, in das Gefängnis von Caen geschafft. Ein schmachvolles Ende eines kriminellen Unternehmens, das den Ruf der Polizei Guernseys ruinierte.

Was war geschehen? Die verurteilten Polizeibeamten aus Guernsey waren in Geschäfte eingebrochen, vor allem in Lebensmittelgeschäfte, die nicht nur dem deutschen Militär und der OT gehörten, sondern teilweise auch Zivilisten. Selbst die staatliche Molkerei Guernseys hatten sie systematisch geplündert. Die erbeutete Menge an Lebensmitteln war nicht gering; ganze Säcke und unzählige Konservendosen mit verschiedenen Nahrungsmitteln waren gestohlen worden. Wirklich abscheulich war aber vor allem die Tatsache, dass die Beschuldigten gemeinsam das Geschäft für Grundnahrungsmittel am Trinity Square in St. Peter Port geplündert hatten, in dem die für die Zivilbevölkerung vorgesehenen Vorräte lagerten. Sie bestahlen ihre eigenen Mitbürger, die eigenen Freunde und Verwandten. Auf diesen Diebstahl bezog sich der Bailiff, als er die Beamten beschuldigte, «in Ihr eigenes Besitztum eingebrochen» zu sein. Sie hatten hungernden Menschen die wenigen Nahrungsmittel, die sie noch hatten, entwendet. Der Polizeiwachtmeister (*police constable*) Bill Burton verteidigte den schweren Diebstahl mit knappen Worten: «Gemeinsam mit anderen Polizisten drangen wir in deutsche Geschäfte ein, um dort Nahrungsmittel zu entnehmen und sie an Bedürftige zu verteilen. Ungefähr 75 % oder 80 % der entwendeten Sachen stammten aus den Läden der Deutschen. Der Restbestand stammte von Leuten, die direkt mit den Deutschen Geschäfte machten und in ihrem Namen Waren auslieferten.»

Sie hatten demnach Robin Hood gespielt; sie nahmen von den Reichen und gaben den Armen. Sehr löblich. Aber sowohl das Militär- als auch das Zivilgericht, vor dem die Beschuldigten sich zu verantworten hatten, lehnten mildernde Umstände ab. Es steht ausser Zweifel, dass die Gerichte bei der Urteilsfindung die ungeheuerliche Menge gestohlener Güter, die man in den Häusern der Angeklagten gefunden hatte, in Betracht zog.

Die deutschen Vernehmungsbeamten, angeführt von dem berühmten Karl-Heinz Wölfle von der Geheimen Feldpolizei, misshandelten die Beschuldigten; z.B. kam es im Laufe der Vernehmungen zu einem tätlichen Angriff auf den Polizisten Fred Short: «Sie brachten mich nicht zur Grange Lodge, um mich zu vernehmen, sondern zum Ash House gleich nebenan. Ich wurde in einen Raum im oberen Stockwerk gebracht, dort prügelte man

gebracht, dort prügelte man auf mich ein. Sie zerrissen meine Uniform und schlugen mir ins Gesicht, dabei rissen sie mir die Lippe auf und zerschmetterten mir mein Gebiss. Das Erste, was Major Öser tat, war, seinen Revolver aus dem Halfter zu ziehen und ihn vor mir auf den Tisch zu legen. Er sagte demonstrativ und in gebrochenem Englisch: „Diese Dinger sind dafür bekannt, dass sie versehentlich losgehen.“

Genau so ging es dann weiter. Man schlug den Polizeiwachtmeister Short bewusstlos, bedrohte ihn erneut mit der Waffe, schlug ihm den Kopf gegen die Wand. Schliesslich unterschrieb er ein «Geständnis», das auf Deutsch verfasst war, eine Sprache, die er nicht verstand.

Sehr ähnlich ging man mit allen anderen Beschuldigten um. Ihre Geständnisse wurden mit Schlägen erzwungen. Ambrose Sherwill, der die Angeklagten vor dem Militärgericht vertrat, merkte an: «Die deutsche Feldgendarmerie teilte mir mit, dass die Angeklagten mich als ihren rechtlichen Vertreter vor Gericht wünschten. Ich erhielt dann die Genehmigung, sie zu besuchen und zwar ohne Anwesenheit eines Deutschen. Man hatte einige von ihnen geschlagen, um ihre Schuldeingeständnisse zu bekommen; ich verurteilte zwar die Art und Weise, wie diese Geständnisse eingeholt wurden, dennoch stimmten diese mit der Wahrheit überein.»

Weil Sherwill von der Schuld der Angeklagten überzeugt war, fiel es ihm schwer, sie angemessen zu verteidigen. Daher plädierte er auf mildernde Umstände. Die Beschuldigten waren bestimmt nicht sehr erfreut, als sie hörten, wie der ehemalige Attorney General zu Beginn seiner Verteidigungsrede sagte: «Hätte ich in diesem Fall als Staatsanwalt wirken müssen, ich hätte womöglich auf das gleiche Strafmass plädiert, das der deutsche Ankläger fordert.»

Wie Carey war auch Sherwill empört darüber, was diese Männer getan hatten: «Die Gerichtsverhandlung hat Schmach und Schande über die Insel gebracht, die Menschen waren zutiefst beunruhigt und entsetzt.» Der deutsche Ankläger setzte sich durch. Alle sechzehn Angeklagten – ausser einem gewissen Sergeant E. Pili – wurden schuldig gesprochen und zu Haftstrafen verurteilt, die von vier Jahren und sechs Monaten Zwangsarbeit für Sergeant J. Harper bis zu gerade einmal vier Wochen Gefängnis ohne Zwangsarbeit für Constable P. Bretel reichten.

Die ganze Zeit über fragten sich alle: Was wusste der Chief Inspector William Sculpher von all dem?³⁰ Und selbst wenn ihm nicht bewusst war, was unter seiner Ägide ablief, sollte er nicht wenigstens formell die Verantwortung für das Handeln seiner Männer übernehmen und unverzüglich von seinem Amt zurücktreten? Beweise dafür, dass Sculpher auch nur die leiseste Ahnung davon hatte, was seine Männer getan hatten, gab es keine. Eugen Fürst zu Oettingen-Wallerstein (ein weiterer Aristokrat, den die Deutschen auf die Inseln schickten, um die Briten zu beeindrucken), der bei der strafrechtlichen Verfolgung der Polizeibeamten eine wichtige Rolle spielte, war der Meinung, dass Sculpher unschuldig war. Weder sei er an den Raubüberfällen beteiligt gewesen, noch hätte er gewusst, in welche kriminellen Machenschaften seine Männer involviert waren. Dieser ehemalige Sergeant aus Brixton, so dachte der Fürst, war ein fauler, unfähiger Polizeibeamter, der keinerlei Interesse hatte an dem, was um ihn herum geschah. Daher hatte er auch nichts von den unlauteren Handlungen seiner Angestellten mitbekommen. Aber das genügte. Der Mann musste gehen. An seine Stelle trat Mr. Langmead, dessen Amtsbefugnisse jedoch stark eingeschränkt wurden. Fürst von Oettingen erteilte Anweisungen: «In Zukunft unterliegt die gesamte Inselpolizei der direkten Überwachung durch die Feldkommandantur. Der Polizeichef wird sich für die ordnungsgemäße Erfüllung der polizeilichen Pflichten unmittelbar mir gegenüber verantworten müssen.»

Diese Massnahme zog eine Verschärfung der deutschen Gewalt nach sich – genau das, was Sherwill, Leale und das gesamte Kontrollgremium immer zu verhindern versucht hatten. Und nun war es die eigene kriminelle Polizei, die den Deutschen einen Vorwand geliefert hatte, ihre Kontrolle über die Inseln auszudehnen. In dieser neuen Organisationsform wurde die Polizei auf Guernsey zu einem verlängerten Arm der deutschen Feldgendarmerie. Das war der hohe Preis, den man für diese schimpfliche Vernachlässigung der Pflicht zahlte.

Unterdessen verschlechterte sich die Nahrungsmittelsituation. Das Essen reichte nicht für alle aus. Zu viele Truppen, zu viele Inselbewohner. Die Inseln waren zu klein, die Versorgungswege zu leicht angreifbar. Reverend Ord berichtet:

«Am Nachmittag war ich zu Besuch im Haus einer Familie, die offensichtlich schwer unter dem Mangel litt, die Eltern fürchteten, sie würden ihre zwei Kinder, die in England lebten, nie wiedersehen. Das Telefon klingelte, während ich da war. Eine Verwandte, fürchtete man, lag im Sterben, sie war zuvor bereits mehrmals ohnmächtig aufgefunden worden. Die Ärzte sagten, dass keine Arzneimittel helfen würden, selbst wenn man welche besorgen könnte. Sie brauchte zu essen und das gab es nicht. Nur deutsche Offiziere höheren Ranges hätten es beschaffen können.

Menschen, die sich einer Operation zu unterziehen hatten, zogen es vor, diese zu verschieben, da es nichts gab, um sich danach zu stärken. Geschwollene Füße und Beine gehören zum alltäglichen Anblick und auch hier sind die Ärzte hilflos. Die Auswirkungen der grausamen Kürzung der Brotration, der Streichung der Fleischration und die Verringerung des Zuckers, zusammengenommen mit dem generellen Mangel an allem wurden offensichtlich.

Man ist ganz erschrocken, wenn man Menschen sieht, die wie ein wandelndes Gerippe herumlaufen, denen die Haut schlaff über den Gesichtsknochen liegt. Es kann geschehen, dass man einer Person auf der Strasse begegnet, ohne sie wiederzuerkennen – so sehr kann man sich innerhalb weniger Wochen verändern. Die Geschäfte sind fast leergeräumt. Alles, was ein Gemüsehändler diese Woche anbieten konnte, waren einige Kopfsalate, Radieschen und etwas Lauch, der schon Blüten gebildet hatte. Was auch immer noch vorhanden ist, es ist wenig. Und die Deutschen schleichen oft hinter die Theke und holen sich, was sie benötigen. Hinzu kommt die von jedem empfundene Anspannung, die schwindende Hoffnung. Kein Wunder, dass viele deprimiert sind. In ihrer Verzweiflung glauben einige nicht mehr daran, dass sie die Befreiung noch miterleben werden.»

Graf von Schmettow hat sich in einem aufschlussreichen Interview, das er während seines Aufenthalts auf Jersey im Jahr 1967 der Zeitschrift *Topic* gab, über die besondere Behandlung geäußert, die man den Insulanern dank seiner gütigen Fürsprache beim deutschen Oberkommando gewährt hatte: «Meine zugunsten der Kanalinseln eingelegten Einsprüche wurden ins Lächerliche gezogen. Ich erinnere mich, wie mich ein Generaloberst,

Kommandant der 16. Armee, besuchte und das Gespräch eröffnete, indem er sagte: ‚Es geht wohl wieder um ihre besonderen Umstände?‘; ich konnte ihm antworten, dass in der Tat die Umstände besondere waren, verglichen mit den Sabotagen, den Widerstandshandlungen und Schwierigkeiten, denen er sich in Frankreich ausgesetzt sah. Ich erhielt gleich nach meiner Ankunft die Erlaubnis, auf eigene Verantwortung die Bestimmungen zu ändern, nach denen die Inseln regiert wurden.»

Wie wohlwollend von Schmettow gegenüber den Inselbewohnern auch war, er war machtlos, wenn es darum ging, die Verschlechterung ihrer Verhältnisse in den letzten zwei Jahren der Besetzung zu verhindern, die insbesondere nach den Landungen am D-Day rapide zunahm. Doch litt nicht nur die Zivilbevölkerung. Auch von Schmettows eigene Truppen hatten zu leiden, weil ihnen das zum Leben Notwendige fehlte. Vielleicht war ihr Leid noch grösser als das der Insulaner, denn sie waren zur Untätigkeit verdammt, während ihre Heimat bombardiert, zerschlagen und pulverisiert wurde. Deutschland stand kurz vor einer katastrophalen Niederlage.

«Auf ihrem Weg zu den Inseln wurde ein deutscher Soldat für zehn Tage freigestellt, um in Mannheim seiner Familie einen Besuch abzustatten. Er verliess den Zug seiner Truppe an einem Verbindungsbahnhof und wollte den nächsten Zug nehmen, der ihn in wenigen Stunden nach Hause bringen sollte. Aber die Züge fuhren nicht. Abgesehen von einer Mitfahrgelegenheit musste er die ganze Strecke laufen. Er benötigte zwei Tage, um Mannheim zu erreichen. Ein Fahrrad konnte er sich weder für Geld noch für gute Worte beschaffen. Während er sich seiner Heimatstadt näherte, sah er zerstörte Dächer und Fenster in vielen Dörfern, aber als er in Mannheim ankam, erlebte er eine böse Überraschung. Seine Stadt lag in Schutt und Asche – und dort, wo einst sein Haus gestanden hatte, war jetzt nur noch ein grosses Loch. Die restliche Urlaubszeit verbrachte er damit herauszufinden, wo seine Frau und seine Kinder verblieben waren, aber ohne Erfolg. Er war völlig erledigt und machte Hitler für alles Leid auf der Welt verantwortlich. Bei der ersten Gelegenheit ergab er sich den Briten als Kriegsgefangener.» (Tagebuch von Reverend Ord)

Kaum einer der deutschen Soldaten hatte bei den schweren alliierten Bombenangriffen auf die grossen deutschen Städte nicht wenigstens einen Freund oder eine Liebste, die Mutter, den Vater, eine Schwester, einen Bruder, einen Sohn oder eine Tochter verloren.

«Es geht ein seltsames Gerücht um, dass die Bombardierung der deutschen Städte das Rückgrat und das Nervensystem der Menschen in Mitleidenschaft zieht. Auch wird erzählt, dass ein deutscher Soldat eine Zündholzschachtel mit weissen Haaren darin herumzeit: ‚das Haar meines kleinen Kindes‘. Dessen Haar, so heisst es, sei vor Furcht weiss geworden. An Karfreitag, während John Stainers ‚Crucifixion‘ gesungen wurde, gingen in dem Moment die Lichter aus, als sie die Worte ‚Und überall herrschte Dunkelheit‘ sangen.» (Tagebuch von Reverend Ord)

Die Zukunft Deutschlands und seiner Soldaten sah düster aus. Die deutsche Garnison auf den Inseln konnte sich zwar nicht beklagen, denn sie musste nicht gegen eine brutale und erbarmungslose Horde Bolschewiken kämpfen, die immer weiter in Richtung der deutschen Ostgrenze vordrang. Trotzdem hatten auch die Kanalinseln sich verändert. Waren sie zu Beginn der Besetzung für die meisten dort stationierten Deutschen das Land, wo Milch und Honig fliesst, hatten sie sich mittlerweile in eine Art Kriegsgefangenenlager verwandelt, in dem die Deutschen, wie es schien, entweder vor Hunger sterben oder ausgelöscht werden würden.

«Wir hörten heute Morgen, dass draussen vor einem Haus in St. Martin, als die Hausherrin die Tür öffnete, ein deutscher Soldat stand und kraftlos um ein Glas Wasser bat. Die Frau, die gerade Kaffee gekocht hatte, bat den Mann herein in die Diele und brachte ihm eine Tasse Kaffee. Als sie zurückkehrte, war dem Soldaten der Kopf auf die Brust gesunken, er tat seinen letzten Atemzug. Sie bat ihren Mann um Hilfe, aber der arme Kerl war bereits tot. Vor zwei Wochen musste der Florist Mr. Brouard 60 Kränze für die Deutschen flechten.» (Anonymer Tagebuchschreiber)

Mit der sich verschlechternden Situation wuchs die Unzufriedenheit der deutschen Soldaten. Sie waren derart frustriert, dass mehr und mehr eine Meuterei in der Luft lag. Aber auch die befehlshabenden Offiziere

der Garnison waren sichtlich nervös, da sie erkannten, wohin Hitler sie führte: Geradewegs auf den Abgrund zu. Und es schien, als würden die Insulaner ihnen folgen. Eine Katastrophe stand bevor.

«Der Bailiff von Jersey hat einen Bericht an die Besatzer geschrieben, in dem er sie über den aktuellen Stand der Dinge auf Jersey informiert – sie sind dort schlimmer dran als wir hier. Sie haben seit dem 2. September kein Gas, und seit Mitte Oktober keine medizinische Versorgung, kaum Brennstoff zum Heizen der Krankenhäuser oder zum Kochen in der Gemeinschaftsküche, kein Paraffin oder Benzin. Ihre Kleidung und ihr Schuhwerk sind absolut mangelhaft, es gibt kein Heizöl für die Wohnungen von Zivilisten usw.» (Tagebuch von Ruth Ozanne, 16. Oktober 1944)

Dieser Eintrag wurde ungefähr zu der Zeit niedergeschrieben, als die Deutschen versuchten, Nahrungsmittelkürzungen durchzusetzen. Das war eine direkte Vergeltungsmassnahme dafür, dass die RAF Schiffe bombardiert hatte, die «freundlicherweise von der deutschen Armee bereitgestellt» Nahrungsmittel transportierten. Reverend Ord erzählt, was geschah: «Am Freitagnachmittag, dem 30. April, konfrontierten die Deutschen das Kontrollgremium mit der Bekanntmachung, dass die Rationen ‚mit sofortiger Wirkung‘ gekürzt werden sollten. Jeder sollte jetzt statt 2 kg Brot nur noch 1 kg erhalten, statt 100 g Fleisch nur noch 50 g und nur noch 5 g Speisefett. Da dies für viele das Todesurteil bedeutete und schweren körperlichen Schaden für alle, legte das Komitee energisch Einspruch ein und versuchte Zeit zu gewinnen.»

Man fragte am Ende der Feindseligkeiten den Bailiff auf Jersey, Alexander Coutanche, wie er sich während der Besatzungszeit verhalten hätte. Er antwortete, er hätte «protestiert». In diesem Fall entsprach seine Aussage tatsächlich der Wahrheit. Selbst Victor Carey erhob Einspruch gegen den Befehl der Deutschen, der seiner Ansicht nach einem Kriegsverbrechen gleichkam. Coutanche sandte am 31. August 1944 ein mittlerweile berühmt gewordenes Kommuniqué an den überlasteten von Schmettow. Er selbst bezeichnete es als «vielleicht eher schwülstig». Die Beamten des britischen Geheimdienstes, die nach Kriegsende die geheimen Absprachen und die Kollaboration seitens der Inseloberen untersuchten, hatten sicherlich ihre Freude an der Lektüre:

«Früher oder später wird der bewaffnete Konflikt zu Ende sein, und die Mächte werden zusammenkommen, nicht nur um über die Möglichkeiten eines dauerhaften Friedens nachzudenken, sondern auch um Urteile zu fällen über die zivilen und militärischen Behörden, deren Auffassungen von Ehre, Gerechtigkeit und Menschlichkeit das Schicksal von Menschen und Orten und nicht zuletzt von besetzten Völkern und Gebieten bestimmt haben.

Die Inselregierung glaubt, dass sie und diejenigen ihrer Mitglieder, die solange überleben, an diesem Tag mit reinem Gewissen dastehen werden; sie ist überzeugt, dass sie weder ihre Pflichten gegenüber den Bürgern Jerseys vernachlässigt, noch sich, was die Auslegung und Einhaltung internationalen Rechts angeht, etwas vorzuwerfen hat.

Mag der Inselregierung erspart bleiben, zu den Problemen beizutragen, mit denen sich die Machthaber konfrontiert sehen werden, wenn man behaupten wird, dass sie durch eine nicht zu rechtfertigende Ausdehnung der Belagerung Jerseys die Gesundheit und das Leben der Menschen auf Jersey gefährdet hätten.»

Und das Leben der Insulaner war in der Tat bedroht. Die Deutschen wollten der Regierung die Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Bürger entziehen. Sie beabsichtigten, die Inselbewohner auszuhungern und sterben zu lassen.

Im Oktober 1944 zeichnete Abraham Laine ein erschreckendes Bild der Lage, was die Versorgung der Inseln mit dem Lebensnotwendigen anging. Das Mehl würde noch knapp bis Weihnachten reichen. Fleisch war nicht vorhanden, ebenso wenig Steinkohle oder Koks. Es gab kein Benzin zum zivilen Gebrauch. Die Versorgung mit Elektrizität sollte ab dem 1. Januar aufhören, das Gleiche galt für Gaslieferungen. Medizinische Versorgung war quasi inexistent. Es gab keine Medikamente, um die Leiden der Insulaner zu lindern, die nun aufgrund von Unterernährung für allerlei Krankheiten anfällig waren. Im September 1944 stand den Kanalinseln ein Hunger winter bevor, der fast an den «Honger winter» heranreichte, den die Holländer zu erleiden hatten.

Aus genau denselben Gründen befanden sich auch die deutschen Truppen in einer erschreckenden Notlage: «Der Hunger nimmt unter der Truppe gefährlich zu. Überall werden Hunde und Katzen geschlachtet. Ein

Antrag ging auf Erlaubnis zum Abschuss aller Seevögel wie Möven mit Karabinern, dieser Antrag wurde zum Glück von Oberst Heide schon aus Gründen der Gefährdung abgelehnt. Im Januar wurden bisher von der Truppe 900 Zentner Kartoffeln gestohlen. Einbrüche, Raub, Amtsanmassung am laufenden Band. Die Möbel werden verbrannt, Fussböden herausgerissen.»³¹ Aufsess schrieb ausserdem: «Eindruck der hiesigen Insel [i. e. Guernsey] noch mehr wie drüben auf Jersey der eines Sanatoriums voller siecher, müder Leute. Die Soldaten sehen bleich und ausgezehrt aus, die Zivilbevölkerung noch mehr.»³²

Den Deutschen stand ein dramatischer Versorgungsengpass bevor. Es war einfach nicht genug Nahrung vorhanden, um den sowohl militärischen als auch zivilen Bedarf zu decken. Man dachte sogar darüber nach, die restlichen Lebensmittelvorräte allein den deutschen Truppen zur Verfügung zu stellen und die Insulaner sterben zu lassen. Aber selbst dann hätte der Vorrat nur für wenige Monate, bis Neujahr ausgereicht. Baron von Aufsess dachte wie folgt über die schwierige Situation auf den Inseln: «Die Frage stellt sich also nochmals. Ist zum Zwecke bloss des längeren Aushaltens um einige unentscheidende Monate ein Verhungernlassen der hiesigen Zivilbevölkerung zu verantworten. Es ist die Art des Deutschen und die Ehrauffassung des Soldaten, ohne Nutzen für die Heimat diese Grausamkeit nicht zu begehen und zum Vollstrecker des Todes einer Zivilbevölkerung zu werden.»³³

Man richtete das dringende Ersuchen an das britische Kriegskabinett, der Zivilbevölkerung beizustehen und sie mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Das lehnte Churchill ohne Umschweife ab, und das, wie man annimmt, aus rein militärischen Gründen. Jegliche Nahrung aus Grossbritannien, so dachte er, würde schliesslich in deutsche Hände kommen. Man kann nicht den Feind bekämpfen und ihn zugleich mit Nahrung versorgen.

In diesem Zusammenhang fielen die Worte des britischen Kriegsführers: «Lasst sie hungern». Wohlwollende Kommentatoren haben behauptet, Churchill habe damit nicht die Bevölkerung «unserer geliebten Kanalinseln», sondern nur die Deutschen auf den Inseln gemeint. Allerdings standen die Insulaner, versorgte man sie nicht schnell mit Nahrungsmitteln, tatsächlich vor dem Hungertod. Im November 1944 spitzte sich die Situa-

tion zu. Tausende von Menschenleben waren bedroht. Es musste etwas geschehen.

Alexander Coutanche, der sich des furchtbaren Szenarios bewusst war, das sich entwickelte, wandte sich über den Schweizer Botschafter in Berlin an die Schutzmacht, um auf die extreme Notlage der Insulaner hinzuweisen. Hilfe sei dringend nötig. Coutanche sagte zwar später, es habe keine Absprache gegeben, aber fast gleichzeitig bat auch Victor Carey aus Guernsey das Rote Kreuz um Unterstützung. Mehr konnte man nicht tun. Die Insulaner konnten lediglich warten und beten, dass bald lebensrettende Hilfe kommen würde. Der Einsatz der Inseloberen zeitigte die erhoffte Wirkung, sie erhielten rasch Rückmeldung – und zudem positive. Am 8. Dezember überbrachte von Schmettow persönlich die Nachricht, dass ein Schiff des Roten Kreuzes, beladen mit Nahrungsmitteln, demnächst Lissabon verlassen und sich auf den Weg nach den Kanalinseln machen werde.

Am 13. Dezember veröffentlichte Coutanche folgende Bekanntmachung:

«Der Befehlshaber hat mich darüber informiert, dass der Innenminister im Unterhaus (*House of Commons*) wie folgt Stellung genommen hat: «Nahrungsmittel, Medikamente und Seife werden auf die Kanalinseln verschifft. Die deutsche Regierung hat sich im Hinblick auf eine Belieferung der Kanalinseln mit Nahrungsmittelvorräten an die englische Regierung gewandt. Angesichts der vorliegenden Berichte hat die britische Regierung entschieden, zusätzliche Pakete mit Medikamenten, Seife und Nahrungsmitteln zu versenden. Die Nahrungspakete entsprechen den an die Kriegsgefangenen gesandten Paketen. Endgültige Vereinbarungen wurden nicht getroffen, aber es ist anzunehmen, dass das Schiff nächste Woche auslaufen wird. Das schwedische Schiff wird aus Lissabon kommen. Wir hoffen, dass ein Repräsentant des Internationalen Roten Kreuzes auf dem Schiff sein wird, um weitere Untersuchungen über den aktuellen Zustand der Inselbevölkerung anzustellen und um weitere Versorgungsgüter zu arrangieren.»

Auf Guernsey liess die Presse Ähnliches verlautbaren. Grenzenlos war die Freude auf den Inseln. Das Schiff SS *Vega* würde sich bald auf den Weg machen und, mit ein bisschen Glück, sogar das Frachtgut rechtzeitig

zu Weihnachten ausliefern. Leider liess dieses «Bisschen Glück» auf sich warten. Die Abfahrt der *Vega* aus Lissabon verzögerte sich wegen Stürmen im Golf von Biskaya und sie erreichte die Kanalinseln erst am 27. Dezember. Das Schiff legte an einem kalten Winterabend, um 18 Uhr, am White Rock in St. Peter Port auf Guernsey an.

«Das war einer jener Momente in unserem Leben, an den wir uns für immer bis ins kleinste Detail erinnern werden. Während das Schiff abgeladen wurde, stand so gut wie jeder von uns unten bei der Esplanade, um es zu bewundern und ihm seine Ehrerbietung zu erweisen; es brachte uns die nächste und übernächste Mahlzeit, es brachte uns das Leben. Ich stand auf der Esplanade und bewunderte das Schiff mit der schwedischen Flagge, die am Heck flatterte, und brachte einen stillen Toast aus: *Vega*, Gott segne dich.» (Bill Green auf Guernsey)

Drüben auf Jersey war auch Leslie Sinel begeistert von der Ankunft der *Vega*, auch wenn er sich etwas zurückhaltender ausdrückte: «Nach Wochen voller Angst sind unsere Gebete um 5.45 Uhr (30. Dezember) erhört worden, als ein Schiff des Internationalen Roten Kreuzes im Hafen von St. Helier einlief und an dem Liegeplatz am Ende vom Albert Pier anlegte.»

In ihrer Neujahrsbotschaft erklärte die *Jersey Evening Post*, durchaus der Wahrheit entsprechend: «Nur wer weiss, wie so viele der ärmeren Einwohner während der letzten Monate gelebt haben, kann sich vorstellen, was dies bedeutet. Sanitätsartikel, Nahrungsmittel, Seife, alles, was dringend benötigt wurde, wird jetzt bereitgestellt, und eine Kommission wird entscheiden, was sonst noch nötig ist. Das Jahr endet hoffnungsfroh und wir treten ins neue Jahr mit der Kenntnis, dass, obwohl wir weiterhin schweren Zeiten entgegensehen, unsere Lage weniger schlimm ist, als sie es hätte sein können.»

Das letzte Jahr

Da nun die *Vega* ihre Fracht entladen hatte, beruhigte sich die Lage auf den Kanalinseln zwar ein wenig, blieb aber weiterhin prekär – und zwar für alle, insbesondere für die deutschen Truppen. Sie hatten das Ausladen und

die anschliessende Lagerung der Pakete des Roten Kreuzes überwacht; sie hatten die Pakete direkt vor Augen – und doch war es ihnen nicht gestattet, sie anzurühren. Für sie bedeutete das: zurück zu Ersatzkaffee und Kohlsuppe, während die Insulaner sich an den mit Schinken, Sardinen, Pflaumen, Käse und Marmelade gefüllten Dosen gütlich tun konnten, ganz zu schweigen von dem Tee und der Schokolade in jedem der Pakete, für die Kanada und Neuseeland bezahlt hatten. Welch eine Qual für die deutschen Soldaten, so viel Grosszügigkeit um sich zu sehen und doch nicht daran teilhaben zu können.

Sie mussten sich damit begnügen, Katzen und Hunde zu töten, Möwen abzuschliessen, mit blossen Händen Mauern aufzukratzen, um Schnecken ausfindig zu machen und in der eiskalten Erde nach Würmern und Eiern zu graben – alles, aber auch wirklich alles, als Nahrung zu nehmen.

Weitverbreitet war auch der gemeine Diebstahl. Verzweifelte Menschen versuchen alles Mögliche, auch wenn es aussichtslos ist, und die deutschen Truppen waren während dieser letzten Monate des Krieges zunehmend verzweifelt. Die Anzahl der – teilweise brutalen – Raubüberfälle stieg rapide an. Insulaner wurden oft angeschossen oder niedergestochen, wenn sie versuchten, sich gegen diese Angriffe auf ihre Lebensmittelvorräte und ihr Eigentum zu wehren. Nichts war vor den Soldaten sicher: Saatkartoffeln, Karotten, Kohl, Blumenkohl, Holz, ja sogar Handkarren und Werkzeug. Meistens kamen sie allein oder zu zweit. Dennoch genügte das alles nicht annähernd, um den Bedarf zu decken. Obschon die Lage der deutschen Soldaten katastrophal war, rührten sie kein einziges Paket des Roten Kreuzes an. Man sagt, ein leerer Magen kenne keine Moral, aber dieser Fall bildete eine rühmliche Ausnahme: Das Leid der Soldaten war unermesslich und doch hielten sie sich zurück. Wie sehr sie geschwächt waren, zeigte sich daran, dass jegliche Form von körperlicher Aktivität verboten war und sie zu einem Mittagsschlaf verdonnert wurden, um ihre kümmerlichen Reste an Energie aufzusparen. Wie Sinel am 30. Januar in seinem Tagebuch notierte: «Bei einer Versammlung haben die deutschen Ärzte sich besorgt über die Gesundheit der Trupps und den Mangel an medizinischer Versorgung geäussert. Viele Soldaten sehen sehr krank aus

und einige kollabieren auf der Strasse; die Reveille beginnt nun eine Stunde später, nachmittags müssen sie sich ausruhen, jegliche Form von Sport wurde eingestellt.»

Auch den Einheimischen wurden, obgleich in geringerem Ausmass, sportliche Aktivitäten verboten. Im Februar des Jahres sagte man sämtliche Fussballspiele ab, weil die Gesundheitsbehörden der Meinung waren, dass die Nahrungsmittelknappheit, insbesondere was das Brot betraf, das Leben der Spieler gefährdete.

Die deutschen Befehlshaber waren sehr betroffen, dass ihre Truppen die Zivilbevölkerung und insbesondere die Bauern bestahlen. Auf Guernsey wie auch auf Jersey hatten die Plünderungen ein bedenkliches Ausmass angenommen. Mit folgender Mitteilung, die auch im *Star* veröffentlicht wurde, wandte man sich direkt an die Bauern: «Um Diebstahl auf den Feldern effizienter als bisher zu verhindern, werden Wachen und Patrouillen eingesetzt, die am 5. April 1945, um 20.00 Uhr ihre Arbeit beginnen und folgende Befehle haben: Bei Tag: jeden Diebstahl von Feldern und aus Gewächshäusern zu verhindern, indem sie Diebe verhaften und, sollten diese versuchen zu flüchten, sofort von ihren Schusswaffen Gebrauch machen. Bei Nacht: ohne vorherige Warnung scharf zu schiessen und auf jede Person zu zielen, die dabei ist zu stehlen (d.h. sich bückt, um Gemüse oder Kartoffeln einzustecken oder in ein Gewächshaus einbricht).»

Dermaßen gross war die Verzweiflung. Es waren harte Zeiten für die Besatzer. Und die deutschen Befehlshaber planten trotz der offensichtlichen körperlichen Schwäche ihrer Männer und ungeachtet der aus militärischer Sicht zunehmend hoffnungslosen Lage einen riskanten und waghalsigen Angriff auf Granville an der Küste der Normandie.

Ein letztes Hurra!

Die Operation *Port Granville* wurde zweimal in Angriff genommen. Ziel war es nicht nur, Ressourcen der Alliierten zu zerstören, sondern hauptsächlich «durch das Kapern von Frachtschiffen notwendige Versorgungsgüter für die Inseln zu beschaffen». Diese aussergewöhnliche Unterneh-

mung, aus Verzweiflung heraus entstanden, sollte von einer 200 Mann starken Einsatztruppe durchgeführt werden. Der erste Vorstoss auf Granville fand in der Nacht des 7. Februar 1945 statt, aber ein Gewitter zog auf, es herrschte schwerer Seegang und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, versagten die Antriebe der Sturmboote. Die Deutschen brachen die Mission ab und schleppten sich zurück auf die Kanalinseln.

Einen Monat später, am 8. März, versuchten sie es erneut und diesmal waren die Götter der Wellen und Winde mit ihnen – die Bedingungen waren perfekt. Die gut genährten 200 Soldaten, für die man eigens Nahrung beiseite gelegt hatte, landeten im französischen Hafen. Von Schmettow berichtet über das Wagnis: «Um 2.00 Uhr drang die Einsatztruppe in den Hafen von Granville ein und landete im nördlichen Stadtteil. Das Boot des Kommandanten, ein Minenräumer, war während des Anlegens am Hafen auf Grund gelaufen und musste in die Luft gesprengt werden. Die Stosstrupps drangen planmässig in das Hafengebiet und in den nördlichen Teil der Stadt ein. Bei den folgenden Kämpfen musste der überraschte Feind grosse Verluste hinnehmen.»

Ein Konvoi von Artillerietransportern traf südwestlich von den Chausey-Inseln auf ein amerikanisches Schiff, ein Wachboot PC 564, setzte es ausser Gefecht und nahm die Besatzung gefangen: «Die Stosstrupps nahmen 30 Männer gefangen, unter ihnen einen Lieutenant Colonel (Oberstleutnant). Fünf Schiffe mit einer Tonnage von insgesamt ca. 4'800 Tonnen konnten erfolgreich in die Luft gesprengt werden. Vierzehn Kräne, Lokomotiven, Bahnwaggonen und Treibstofflager wurden in die Luft gejagt oder auf andere Weise zerstört. Die Schleuse wurde erneut zerstört. Der Hafen brannte. Man befreite 55 deutsche Fallschirmspringer und nahm sie mit. Das Dampfschiff *Eskwood* wurde gekapert und mit eigenem Antrieb zurück zu den Inseln gebracht. Leider war die Fracht der am Hafen liegenden Dampfschiffe bereits entladen worden.»

Der eigentliche Zweck des wagemutigen Angriffs war indes verfehlt worden. Es konnten keine von der Garnison auf den Kanalinseln so dringend benötigten Lebensmittel beschafft werden. Stattdessen hatten die Deutschen 30 Amerikaner gefangen nehmen können, einige von ihnen be-

finden sich auf dem von den Artillerietransportern gekaperten Schiff südwestlich von den Chausey-Inseln. Trotz der Befreiung der deutschen Fallschirmjäger kein gutes Resultat. Man kehrte mit 85 weiteren hungrigen Männern auf die Inseln zurück, die man aus den bereits geringen Vorräten versorgen musste. Überflüssig zu erwähnen, dass die amerikanischen Gefangenen nicht gerade beeindruckt waren von der gebotenen Menge an Nahrungsmitteln, geschweige denn von deren Qualität; Pakete des Roten Kreuzes erhielten sie auch keine.

Die Amis kommen ... und gehen

Die bei Granville gefangen genommenen Amerikaner waren nicht die ersten, die auf die Inseln überführt wurden. Bereits seit August 1944 steckte Captain Edward Clark auf Jersey fest. Als er nahe der französischen Stadt Dinan nach seinem Verband suchte, lief er einem Trupp von Deutschen regelrecht in die Arme, die gerade das kleine Dorf Lanna Valle einnahmen. Er und sein Fahrer Sidney wurden umzingelt und – Besonnenheit ging vor fatalem Wagemut – ergaben sich umgehend.

Die deutschen Geiselnnehmer schienen grösseres Interesse daran zu haben, ihnen ihre Zigaretten wegzunehmen, als Informationen über den Feind einzuholen. Sie boten den beiden Männern Cognac an. Sidney, der Fahrer des Jeeps, nahm dankbar an, Edward lehnte ab – und dann lief man los: «Wir liefen in die Stadt Dinan. Am Strassenrand standen Franzosen, die uns anstarrten. Keiner von ihnen lächelte und keiner begrüßte uns. Dennoch sahen wir gelegentlich, wenn wir genauer hinschauten, wie sie mit den Händen an den Seiten oder hinter dem Rücken das V-Zeichen machten.»

Die Vernehmung der beiden Männer war, gelinde gesagt, oberflächlich: weder wurden sie eingeschüchtert oder angeschrien, noch wandten die Deutschen Gewalt an. Der fließend Englisch sprechende Vernehmungsoffizier war nicht darauf aus, Clark vertrauliche militärische Informationen zu entlocken. Stattdessen wurde er reumütig und sagte zu Clark, «er sei verheiratet und habe zwei Kinder und dass er des Krieges überdrüs-

sig sei. Er sagte, dass ich nichts zu befürchten hätte, da in naher Zukunft er mein Gefangener sein werde. An dieser Stelle bot er mir eine Zigarette an, und ich war damals so weit, jede Zigarette anzunehmen, die man mir anbot.»

Edward Clark brauchte seine Dosis Nikotin. Er erinnert sich mit Freude daran, wie ein jüdischer Hotelier dem anfahrenden Güterwagen hinterherlief, der ihn nach St. Malo bringen sollte, und ihm Zigaretten reichte und wie dankbar er für diese kleine Gefälligkeit war. Clark und eine kleine Gruppe amerikanischer Gefangener verliessen zusammen mit zehn Verwundeten (einige schwerverletzt) St. Malo während eines Bombenangriffs per Schiff. Die klare Mondnacht war nahezu perfekt für einen Bombeneinsatz, man konnte die kleinen Schiffe auf dem Meer gut erkennen. Aber irgendwie gelang es dem Schiff doch, St. Helier zu erreichen. Er berichtet weiter: «Die Leute auf den Strassen starrten uns an. Keiner winkte uns zu. Sie starrten nur. Schliesslich wurden wir in einem Lager untergebracht, das sich später als ein altes englisches Straflager für kriminelle englische Soldaten herausstellte.»

Und man behandelte diese grossen und forschenden Männer aus der Neuen Welt sehr gut, ja nahezu fürstlich, jedenfalls im Vergleich zu den russischen Zwangsarbeitern. Clark standen sogar «ein exzellentes Bett mit einer guten Springfedermatratze und Betttücher» zur Verfügung. Zwar war das Angebot an Nahrungsmitteln für die Standards des Besatzungsjahrs 1944 reichhaltig, jedoch bei Weitem nicht das, was gut zulangende Amerikaner erwarteten: «Wir haben praktisch immer das Gleiche gegessen, nur dass es immer weniger wurde. Zum Frühstück hatten wir zwei Scheiben Schwarzbrot und eine Tasse Ersatzkaffee; wir hätten schwören können, dass er aus im Stall zusammengefegtem Stroh gemacht war. Mittags erhielten wir erneut eine Tasse Ersatzkaffee, dazu gab es entweder einen Teller mit Kartoffeln und ziemlich wässrigem Bratensaft oder eine Suppe, die aus verschiedenen Gemüsesorten oder Kohl bestand und in der Ungeziefer herumschwamm. Zwei bis drei Mal die Woche bekamen wir zum Abendessen idiotisch kleine Fleischbällchen und zwei Scheiben Brot, das wie üblich schwarz war. Zu Tode hungern mussten wir uns nicht, aber hungrig waren wir immer.»

Doch durch die Hilfe des Jerseyer Arztes Dr. Shore standen die Insulaner den amerikanischen Gefangenen bei. Sie schickten saisonale Früchte wie Äpfel, Trauben und Pfirsiche, verschiedene Gemüsesorten, und gelegentlich – der Gipfel des Luxus – Brötchen oder Kuchen! Alles in allem führte Edward Clark gar kein so schlechtes Leben im Kriegsgefangenenlager. Es entwickelte sich zwischen ihm und dem glühenden Nationalsozialisten Unteroffizier Kammon sogar so etwas wie eine Freundschaft. Wenn der eine gerade keine Zigaretten zur Hand hatte, half der andere aus. Clark erinnert sich, wie Kammon «von seiner Frau in Deutschland [erzählte]. Er erzählte mir von dem letzten Brief, den er von ihr erhalten hatte. Er erzählte mir von seinen Überzeugungen. Er glaubte an Hitler und hasste die Juden. Er war sich sicher, dass die Amerikaner den Krieg gewinnen würden. Er war ein netter Kerl, aber er sagte, dass er, wenn die Juden nach Deutschland zurückkehren würden, sie töten würde und dass jeder andere Deutsche ebenso handeln würde. Er war ungefähr 38 Jahre alt.»

Das weiche Bett, die einigermassen sättigenden Essensrationen, die anspruchsvollen Gespräche, ganz zu schweigen vom fließenden Wasser und den sanitären Einrichtungen, machten Clarks Aufenthalt im Lager durchaus erträglich. Aber Edward Clark war kein glücklicher Mann. Er wollte aus dem Lager fliehen und die Inseln verlassen. Obwohl im Januar eisige Kälte herrschte und eine Flucht während eines der wohl kältesten Winter auf den Inseln überhaupt schier unmöglich schien, plante Clark seinen Ausbruch. Er hatte Glück – Glück im Unglück, denn es gab noch einen anderen zur Flucht entschlossenen Amerikaner auf der Insel:

Leutnant Haas war ein Luftaufklärer der 6. Panzerdivision, der über Frankreich abgeschossen worden war. Dem Piloten gelang es, in einem Obstgarten notzulanden, er starb aber durch den Aufprall. Haas brach sich beim Absturz das Bein. Leutnant Haas' Bruch war aber schnell auskuriert, so dass er bald mit anderen zusammen einen Fluchtversuch aushecken konnte. Sie wollten von der Latrine aus, wo sie vor den Augen der Deutschen geschützt waren, einen Tunnel unter der Umzäunung graben. Zum Pech der Gefangenen, die vorhatten zu flüchten, waren die Deutschen etwas wachsamer als ihre fiktiven Pendants in *The Great Escape* (Gespreng-

te Ketten) und der arme Leutnant Haas, der gerade dabei war zu graben, wurde auf frischer Tat ertappt. Man überführte ihn ins Gefängnis Gloucester Street in St. Helier. Als er für den Transport abgeholt wurde, munterten ihn seine Mitgefangenen auf, indem sie «If I Had the Wings of an Angel» und «Should Auld Acquaintance be Forgot» sangen. Haas lächelte, obwohl er annehmen musste, dass man ihn dort, wo man ihn hinbrachte, nicht gut behandeln würde. Doch alles kam ganz anders und das sehr zum Vorteil von Clarks Fluchtplänen.

Man steckte Leutnant Haas in Einzelhaft. Aber in den Zellen gleich nebenan hielt man jene Einwohner Jerseys fest, die gegen die Vorschriften der deutschen Obrigkeit verstossen hatten, etwa die von den Amerikanern und der RAF abgeworfenen Flugschriften gelesen, ein Radiogerät versteckt oder Radio gehört oder auch versucht hatten, die Moral der deutschen Truppen zu unterminieren etc. Haas kommunizierte mit den zivilen Häftlingen mittels der Rohrleitungen, die in den Gefängnismauern verliefen, und durch ein Loch in der Decke seiner Zelle. Er konnte die Namen und Adressen jener Personen in Erfahrung bringen, die den Amerikanern bei der Flucht helfen wollten und auch konnten.

Nicht nur die anderen Häftlinge halfen Haas, Informationen zu sammeln. Unterstützung erhielt er von einem deutschen Unteroffizier und bekennenden NS-Gegner, der für den Trakt zuständig war, in dem Haas festgehalten wurde. Er liess Haas auf sein Zimmer, damit dieser dort die ihm mitgeteilten Adressen anhand einer Wandkarte von Jersey mit grossem Massstab überprüfen konnte. Es wurde ihm sogar erlaubt, BBC zu hören und an dem Weihnachtessen teilzuhaben, das Jerseyer Bürger ihren eingesperrten Landsleuten gebracht hatten. Zudem hatten einige «anständige Deutsche» ihm nicht weniger als neun Bettdecken beschafft, damit er sich in den eiskalten Dezemberrächten warmhalten konnte. Als Haas wieder zu seinen Freunden in das Kriegsgefangenenlager zurückkehrte, hatte er immer noch ein Lächeln auf den Lippen.

Haas überbrachte einem hocheufreuten Clark diese Neuigkeiten. Da ihm nun die nötigen Informationen zur Verfügung standen, konnte er die Flucht wagen. Sie wollten die Einzäunung überqueren und ausserhalb des

Lagers die Personen kontaktieren, die ihnen helfen konnten, ein Boot zu besorgen. Sie wollten nach Frankreich und in die Freiheit – was für eine berauschende Aussicht! Clark und Haas stiegen in der Nacht vom 7. Januar über den Zaun, sie benutzten dabei Haas' Krücken, die er klugerweise zurückbehalten hatte; zusammengefügt konnte man sie als eine Art Sturmleiter verwenden. Ein umgebogenes Schüreisen wurde am Ende der improvisierten Leiter angebracht, es diente als Haken, mit dem die Leiter oben am Zaun befestigt werden konnte. Sobald sie auf der anderen Seite waren, rannten sie über ein Feld und kletterten über einen zweiten kleineren Stacheldrahtzaun. Keine Wächter! Sie liefen ungefähr drei Meilen die Strasse hinunter zum ersten Zielort, Oscar Laurens' Haus. Entgegen ihren Erwartungen erhielten sie dort allerdings keinen Unterschlupf. Mr. Laurens war nicht willens, sie in sein Haus zu lassen. Er war sehr nervös und dazu hatte er auch allen Grund, denn am 8. Januar war überall auf den Inseln unmissverständlich bekannt gegeben worden: «Jeder, der Captain Clark oder Leutnant Haas aufnimmt oder ihnen auf andere Weise Hilfe zukommen lässt, wird gemäss § 9 der Verordnung zum Schutz der Besatzungstruppen mit dem Tode bestraft.»

Aber Laurens tat, was er konnte. Er wies die beiden Männer zu einem Ort hinter einer Reihe kleiner Bäume und Büsche, die als Windschutz dienten. Hier versteckten sie sich zwei Tage lang in Schnee und Hagel. Mrs. Laurens versorgte sie mit Tee und etwas Brot. Sie erhielten sogar eingelegte Sardinen aus Laurens' Paket vom Roten Kreuz. Trost fand Clark aber vor allem in den zwei Päckchen Zigaretten, die er bei sich trug.

Dann mussten sie weiterziehen. Die nächste Etappe war Bertrams Bauernhof, der auf dem Weg zum Hafen von Gorey lag, wo sie ein Boot für ihre Flucht ausfindig machen wollten. Die Familie Laurens rüstete die beiden Männer für die Seefahrt aus; sie gab ihnen einen Kompass und ein grosses Messer mit, ausserdem ausreichend Tee und Nahrungsmittel für die gesamte Reise. Man machte sich offensichtlich keine Gedanken darüber, wie sie auf offener See Tee kochen sollten. Hingegen wurde ziemlich schnell klar, dass der Mann auf Bertrams Bauernhof den beiden Amerikanern nicht helfen würde. Nein, er würde sie nicht im Haus verstecken, bis

der Wind nachliesse, und nein, er gäbe ihnen nichts zu essen. Auch hätte er kein Boot, das er ihnen überlassen könnte. Er konnte und wollte nichts tun, ausser ihnen zu sagen, dass «sein Cousin am Ende der Strasse vielleicht helfen könnte, da er bereits im Sommer einige Zivilisten aus Jersey bei der Flucht unterstützt hatte». Das waren gute Nachrichten. Der Cousin war niemand anders als der angesehene Jerseyer Bürger und Parlamentsabgeordnete William J. Bertram, der auf der Farm namens East Lynne bei Fauvic lebte.

Er war ein Geschenk des Himmels. Ja, sie durften hereinkommen. Ja, er wisse, wer sie seien. Ja, er würde ihnen zu essen geben. Es schien, als läse er ihnen jeden Wunsch von den Lippen ab. Die zwei frierenden Soldaten wurden ins Haus geführt und durften sich vor das Feuer setzen, das dank der «Baumwurzeln, die man aus der Erde gegraben hatte», im Kamin brannte. Sie erhielten heisse Milch, dann Spiegeleier und Kartoffeln. Dann grub William buchstäblich sein widerrechtlich zurückbehaltenes Radio aus; buchstäblich, da er es tagsüber im Garten vergrub. Sie hörten die Nachrichten der BBC. Zum ersten Mal seit fast sechs Monaten hörte Clark echte Nachrichten, aber sie waren nicht wirklich gut. Die Ardennenoffensive hatte begonnen, General Guderians deutsche Truppen drängten die überraschten amerikanischen Streitkräfte zurück. Es war noch viel schlimmer, als es in den Nachrichten gemeldet wurde: Die Männer unter dem Kommando des eifrigen Nazikommandeurs Joachim Pipon machten keine Gefangenen, sondern sie töteten kaltblütig unbewaffnete US-Soldaten. Das war die Lage in den Ardennen. Die zwei amerikanischen Offiziere auf Jersey dagegen waren wenigstens für eine Weile sicher.

William Bertram gewährte den beiden Flüchtigen ganz in der Nähe Unterschlupf, in einem Haus, das einem 1942 deportierten englischen Paar gehörte. Er riet ihnen dringend davon ab, den Hafen von Gorey für ihren Fluchtversuch zu wählen. Er erzählte ihnen, dass der Hafen umfassend bewacht werde und dass zu jeder Zeit mindestens drei Wächter im Dienst wären, ein jeder mit uneingeschränkter Sicht auf den gesamten Hafen.

Trotz aller Warnungen beschlossen Clark und Haas, den Fluchtversuch wie geplant durchzuziehen. Ihr Plan schien einfach, war aber riskant: Sie

wollten durch hüfthohen Schlamm bis zum Ende des Piers waten, anschliessend weitere vierhundert Meter hinauslaufen, wo drei Fischerboote vor Anker lagen; an Bord klettern, den Anker lösen und das Boot dann von der Flut in Richtung Frankreich treiben lassen. Im Schutze der Dunkelheit begannen die beiden Männer hinaus ins Meer zu waten, auf dem Weg dorthin mussten sie den Hafen durchqueren, der voll war von deutschen Booten. Sie konnten die deutschen Marine-Soldaten auf dem Deck plaudern und lachen hören. Plötzlich kam unerwartet ein starker Wind auf, der ihnen nichts ausgemacht hätte, wenn er nicht aus der falschen Richtung gekommen wäre. Ein heftiger und böiger Wind, der von Osten nach Westen blies, also weg von Frankreich und direkt auf Jersey zu. Ein herber Rückschlag. So konnte ihr Boot unmöglich Richtung Frankreich wegtreiben. Stattdessen würden sie wohl nach Jersey zurückgeweht werden. So war an Flucht nicht zu denken.

Sie verbrachten den Rest der stürmischen Nacht in der Kabine eines halb zerstörten Bootes, das im Hafen lag. Auch den gesamten nächsten Tag waren sie dazu verdammt, in dem kalten und feuchten Zufluchtsort zu bleiben. Sie konnten durch die Luke hindurch die Deutschen sehen, die zusammen mit einigen Einheimischen im Hafen arbeiteten. Sie konnten aber vor allem sehen, dass in ihrer Nähe zwölf kleine Ruderboote festgemacht waren. Ihre Gebete waren erhört worden: Mit einem dieser Boote würden sie durch die Meerenge Richtung Normandie rudern können; das Boot, das sie sich aussuchten, war ein knapp vier Meter langes Fischerboot.

Bei Einbruch der Dunkelheit kehrten sie zurück zu William Bertram. Sie teilten ihm ihren neuen Plan mit. Sie wollten sich mit neuem Proviant eindecken, und, noch wichtiger, mit trockenen Socken. Anschliessend hiess es warten, bis der Wind und die See für die Überfahrt nach Frankreich günstig waren.

Schliesslich kam der grosse Tag. Zwar war die Wettervorhersage nicht allzu gut, aber sie war auch nicht allzu schlecht. Sie konnten nicht länger warten. Nach einem äusserst emotionalen Abschied von William und seiner Familie, ihren Mentoren und Rettern, die ihr eigenes Leben für sie riskiert hatten, begaben sie sich erneut zum Hafen.

Clark und Haas versteckten sich erneut in dem halb zertrümmerten Boot und warteten auf den Einbruch der Nacht. Am Morgen ging heftiger Wind und die Wellen schlugen seitlich gegen ihr Refugium. Gegen Mittag legte sich der Wind und die Wellen liessen nach. Es sah gut aus. Als bei Anbruch der Nacht auch noch eine leichte Brise aufkam, diesmal weg von Jersey und nach Osten auf die französische Küste zu, kletterten die beiden aus ihrem Unterschlupf und schlichen sich zu dem kleinen Ruderboot. George Haas postierte sich am Heck, Edward Clark nahm mittschiffs das Ruder. George sass an der Pinne:

«Ich war so verängstigt, wie ich es nie wieder in meinem Leben war. Ich erwartete jederzeit das Krachen einer 38 mm. Mir kam der unangenehme Gedanke, dass die Deutschen vielleicht Katz und Maus mit uns spielten. Uns in diesem Fall zu töten, wäre absolut rechtens gewesen. Ich malte mir schon aus, wie sie behaupten würden: ‚Haas und Clark versuchten mit einem Ruderboot zu flüchten, wir riefen Halt und sie reagierten nicht. Es blieb uns nichts anderes übrig als zu schiessen.‘

Während ich ruderte, sass Haas zusammengekauert im Heck und versuchte zu manövrieren, aber es gelang ihm nicht, das Boot zu steuern. Gerade als ich verwundert die Ruder ins Wasser stiess, weil das Boot sich nicht bewegte, ging der halbe Mond auf in seiner ganzen Pracht. Das war's für uns!

Nicht nur waren wir den Gezeiten ausgeliefert, wir konnten auch nicht mehr in unseren Unterschlupf zurückkehren – jetzt da wir von den Deutschen gesehen werden konnten und ihnen so ermöglicht hätten, auf unsere Kosten etwas Spass zu haben. Ich war ganz erschöpft, als wir schliesslich ans Ende des Piers gelangten. Ich konnte keines der Ruder halten, um uns das Leben zu retten. ‚George‘, sagte ich, ‚nimm du die Ruder, ich kann nicht mehr weitermachen.‘

‚Mensch Clark, bring uns von diesem Pier weg, die deutschen Wachmänner dürfen uns nicht sehen.‘

Ich antwortete: ‚Ich schaff das nicht.‘ Wir kenterten beinahe, dann nahm George die Ruder und ich die Pinne.

Als wir um den Pier herum gerudert waren, bemerkten wir, was für Trottel wir waren. Die Dünung war bis zu 15 Fuss hoch und jede Welle schien begierig zu sein, uns kentern zu lassen. ‚Ed, wir schaffen das nicht

und wir werden nie lebend nach Jersey zurückkehren. Trotzdem sind wir den Deutschen entkommene Das war kein Trost für mich. Was nützte es mir, den Deutschen zu entkommen, wenn ich später mit dem Gesicht nach unten im Wasser treiben würde. ‚George, wenn sich die Lage nicht verschlechtert, haben wir noch eine Chance.‘

In diesem Moment kam Wind auf und der freundliche Mond verzog sich wieder. Wir trieben direkt in die Richtung, die wir anstrebten. George erkannte, dass Rudern sinnlos war; daher versuchte er, mit dem Kompass unseren Kurs zu überprüfen. Das nützte allerdings wenig, denn wir mussten mit dem Wind gehen und unser Boot immer senkrecht zum Wellental halten. George behielt die Wellen, die sich hinter uns auf türmten, im Blick und neigte sich nach links oder rechts, damit wir nicht kenterten. Nach einer Zeit – uns kam es vor, als seien Stunden vergangen – glaubten wir, gute Chancen zu haben. Ich blickte zurück nach der Insel. Sie befand sich weiterhin in Sichtweite. Würden wir vor Tagesanbruch ausser Reichweite der deutschen Geschütze sein? Wenn nicht, würden sie an uns Weitschiessen üben.

Ich bekam Krämpfe und mir war sehr kalt; ich kämpfte mit der Pinne und versuchte, uns über Wasser zu halten. Später liess der Wind nach und George ging wieder ans Ruder, aber das Meer wurde kabbelig. Kurz darauf rief George aufgeregt aus, dass ich nach hinten schauen sollte. Ich sah ein schwarzes Etwas, das immer grösser wurde, und ich realisierte, dass nicht ein Lüftchen wehte. Uns wurde schlagartig klar: Das war ein Schneesturm! Der Schnee prasselte mit einem Höllentempo auf unsere nackte Haut, dazu kam noch die aufgewühlte See. Plötzlich wurde es so dunkel, dass George, der direkt neben mir sass, nur noch ein schwarzer Fleck war. Ich sah die Enden der Ruder nicht mehr. Es gab heftige Dünung, aber George sah die Wellen hinter uns nicht mehr und ich das Wellental vor uns nicht. [...] Mittlerweile hatte ich derartige Krämpfe und mir war dermassen kalt, dass ich entweder eine Zigarette rauchen oder sterben musste. Alles, was ich hatte, war selbstangebauter Tabak aus Jersey, den John mir mitgegeben hatte. George konnte nicht drehen und wollte es auch nicht versuchen, deshalb nahm ich trotz allem die Pinne zwischen meine Knie und drehte mir eine Zigarette; es gelang mir sogar, ein Streichholz zu finden, um sie an-

zuzünden. Das war ohne Zweifel die beste Zigarette, die ich jemals geraucht habe, obwohl der Tabak wohl der widerlichste der Welt war. Der Rauch belebte mich für eine Weile, aber mein Zustand verschlechterte sich danach. Ich musste meine schmerzenden Muskeln dehnen und mich bewegen, um meine Blutzirkulation in Gang zu halten. Ich konnte es so nicht länger aushalten.

„George, nimm für eine Weile die Pinne.“

„Nein, Ed, wenn ich das tue, kentern wir.“

„Und wenn ... ! Kommst du jetzt nach hinten?“

„Nein.“

„Gut, dann komme ich zurück nach vorne.“

George krabbelte zur Pinne, während ich noch rechtzeitig zum Bug gelangte, bevor wir eine Ladung Wasser mitnahmen. Gott, war ich müde. Ich kroch unter die Sitze, wo das Wasser stand. Ich war zu müde, um zu leben und mir war egal, ob ich lebte oder nicht. Gerade in dem Moment, als ich mich an die Benommenheit, in der ich dalag, gewöhnt hatte, rief George laut: „Schiffe, Ed, Schiffe! Lichter.“ Ich kroch wieder hervor und fing an zu schreien, als ich die Lichter erblickte. Verrückt wie ich war, fing ich an, Streichhölzer anzuzünden und warf sie in die Luft, in der Hoffnung, so die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, doch die Lichter verschwanden. Und trotz George verfiel ich wieder in meine angenehme Stumpfheit. Kurze Zeit darauf, unser Boot war halb überflutet, erwachte ich wieder aus der Benommenheit. Es erstaunt mich stets, wie sehr man für einen Lebensfunken zu kämpfen bereit ist. Da waren wir also, mit einem Boot, das beinahe vollgelaufen war, wir hatten nicht den Hauch einer Chance, die Pinne konnte dem Seegang überhaupt nicht mehr entgegenwirken, mächtige Wellen schlugen von allen Seiten auf uns ein. Ich hob die Ruder auf und ruderte wild darauf los.

George und ich, wir spürten beide, dass dies das Ende war. Er sprach dann in aller Ruhe darüber. Wir dachten, wir würden innerhalb von zwei Minuten im Meer versinken – das wäre nicht schlimm gewesen. Die Deutschen würden uns so wenigstens nicht mit dem Gesicht nach unten im Wasser treibend finden. Dafür waren wir schon zu weit entfernt von Jersey. [...]

Als wir uns dem Land näherten, machte ich mir Sorgen wegen der Felsen. Ich hatte gehört, dass es vor Frankreichs Küste gefährliche Riffe gab. Was, wenn wir kenterten? In dieser stürmischen See würden wir beide ertrinken.

Da setzte ein weiteres Schneegestöber ein, der Schnee bedeckte meine Hände völlig. Jetzt konnte ich tatsächlich sehen, in was für Berge sich diese Dünungen verwandeln konnten und wie kabbelig sie waren. Jeder Windstoss war schlimmer als der vorige. Alles, was ich tun konnte, war, den Ruderstock festzuhalten. Dann kam eine heftige Welle und schlug die Pinne aus ihrem Schlitz. Wir konnten sie wieder zurückholen und festmachen und George ruderte wieder wie wild drauf los.

Ich war besorgt, ob ich dieses kleine Boot durch die gegen das Ufer klatschende Brandung bringen würde. [...] George meinte, ich solle versuchen, ihn bis 200 Meter vor den Strand zu bringen, den Rest würde er schwimmen. Ich bezweifle immer noch, dass er das gekonnt hätte, aber ich weiss, dass er sein Können demonstriert hätte.

Als wir ungefähr 500 Meter vom Strand entfernt waren, fing George an, sich den Mantel und die Schuhe auszuziehen. Ich selbst zog mir nichts aus, weil ich wusste, dass ich nicht schwimmen würde – ich war zu angeschlagen. Als wir dem Festland entgegenruderten, sah George, dass dort keine Felsen waren, er bereitete sich vor und nahm vorsichtshalber die Ruder. Die brauchten wir schliesslich nicht mehr. Die Wellen schlugen von hinten an unser Boot und wir glitten regelrecht auf den Strand zu. Zu unserem Erstaunen fiel ein Schuss und Soldaten kamen angerannt. Für einen kurzen Schreckensmoment glaubte ich, wir wären auf einer der anderen Kanalinseln, auf Guernsey gelandet, und dass da Deutsche auf uns zuliefen. Aber es waren ein amerikanischer Leutnant und ein amerikanischer Soldat, die auf uns zukamen.»

Captain Edward Clark und Leutnant George Haas hatten es geschafft! Sie entkamen den Deutschen und überwandten die stürmische See, um am Ende ihren Kameraden in die Arme zu fallen. Die Reise, die ihnen wie eine Ewigkeit vorgekommen war, hatte in Wirklichkeit fünfzehn Stunden gedauert. Sie hatten Höllenqualen durchlitten, aber das alles spielte keine Rolle mehr für Edward und George, während sie nun im Befehlsstand in

Coutances dankbar ihren heissen Kaffee schlürften. Sie waren glückliche Männer.

Einen unglücklichen Mann hatten sie allerdings auf Jersey zurückgelassen, Mr. L. Godfray, den Hafenmeister von Gorey. Die erzürnten Deutschen glaubten, dass Mr. Godfray den beiden Amerikanern ein Boot zur Flucht verschafft hatte. Für eine solche Hilfeleistung wäre man zum Tod durch Erschiessen verurteilt worden. Dem Hafenmeister gelang es nach einer langen Befragung, überzeugend darzulegen, dass er von der waghalsigen Flucht aus dem Kriegsgefangenenlager in South Hill bei St. Helier nichts gewusst und er überdies sicherlich nicht erlaubt hätte, dass man sein wertvolles Boot für eine Überfahrt nach Frankreich nutzte. Der Verlust des Bootes war ein herber Schlag für Mr. Godfray und er beeilte sich, sofort nach Ende des Krieges Anspruch auf Entschädigung zu erheben.

Haas und Clark kehrten am 7. Januar 1995 nach Jersey zurück, am 50. Jahrestag ihrer Flucht. Sie enthüllten eine Tafel am Pier von Gorey, die an ihre Flucht erinnert. Eine grosse Menschenmenge hatte sich versammelt, die angeführt wurde von einem anderen bedeutenden Mann, der während der Besatzungsjahre geflüchtet war, Sir Peter Crill, dem Bailiff von Jersey. Clark hielt eine Rede, in der er sagte: «Ich werde nie erfahren, wie wir eigentlich in jener Nacht nach Frankreich gelangt sind. Jemand hielt sicherlich seine schützende Hand über uns. Ich sage es geradeheraus: Würde mir jemand eine Million Dollar anbieten, wenn ich das nochmals auf mich nehmen würde – ich würde das Angebot auf der Stelle ablehnen!»

Nacht und Nebel

Edward Clark und George Haas waren unter den Letzten, die versuchten, von Jersey zu flüchten; vor ihnen hatte es bereits viele Fluchtversuche gegeben. Dennis Vibert gelang es beispielsweise, im September 1941 mit seinem winzigen Boot *Ragamuffin* zu fliehen. Trotz eines Motorschadens und widriger Windverhältnisse schaffte er es, die knapp 250 km lange Strecke zum britischen Festland zu bewältigen. Auch der Fluchtversuch

von Roy Mourant, John Floyd und Peter Crill (des späteren Bailiffs von Jersey) war erfolgreich. Die drei Jungs stachen von Fauvic aus – von wo aus viele ihre Flucht starteten – mit der *Alouette* in See. Es gelang ihnen, in der Nähe von Coutance an der französischen Küste an Land zu gehen. Es gab viele erfolgreiche Fluchtversuche, vor allem in der zweiten Hälfte der Besatzungszeit, im Jahr 1944. Einige scheiterten aber kläglich bei ihrem Versuch, Jersey zu verlassen.

Das Meer, das die Inseln umgibt, kann sehr gefährlich sein. Rauer See- gang, wie Clark und Haas ihn am eigenen Leib erfahren mussten; der Tidenhub ist mit am höchsten in der Welt. Wer in den Wintermonaten einen Fluchtversuch wagte, sah sich mit Dunst, Nebel und Windstürmen konfrontiert; viele wurden aus ihren Booten geschleudert und ertranken im gnadenlosen Meer. Einen noch schrecklicheren Tod sollte der Jugendliche Maurice Gould erleiden, der zusammen mit seinen Freunden Peter Hassal und Denis Audrain am 2. Mai 1942 in See stach. Leslie Sinel schreibt am 3. Mai 1942 in sein Tagebuch: «Ein Versuch, die Insel zu verlassen, endete in einer Tragödie, als das Boot mit drei Jugendlichen an der südöstlichen Küste kenterte und einer von ihnen (Audrain) ertrank; die zwei anderen, Hassall und Gould, wurden von den Deutschen gefangen genommen. Später haben wir erfahren, dass die drei von Green Island zu flüchten versucht hatten und dass, als sie das Boot dorthin brachten, ihnen eine Gruppe von Deutschen half, es zu Wasser zu lassen.»

Die Jungs gingen ein hohes Risiko ein. Obwohl sie sowohl von Captain Sowden als auch vom wohlgesinnten Jerseyer Polizist Albert Le Cheminant (der es interessanterweise nicht als seine Pflicht ansah, die intendierte Straftat zu melden) gewarnt wurden, luden die Jungs ein Dinghi auf einen Pferdewagen und beförderten es vor aller Augen durch die Strassen St. Heliers, hinaus zum Havre des Pas und entlang der Ostküste bis zum Startplatz bei Green Island. Dort angekommen, half ihnen eine kleine Gruppe von deutschen Soldaten, die alle kaum älter waren als Maurice, beim Entladen des Dinghis. Es war dies die letzte glückliche Begebenheit, die ihnen an diesem Tag widerfahren sollte.

Sie wollten um zehn Uhr abends von Green Island losfahren, wenn es dunkel wäre und die Ebbe einsetzen würde, die sie unauffällig und leise

hinaus aufs Meer treiben sollte in Richtung der normannischen Küste. Doch das kabbelige Meer wurde immer stürmischer, es herrschte starke Dünung. Sie warteten, in der vergeblichen Hoffnung, dass der Wind nachlassen und die Bedingungen sich verbessern würden. Dem war nicht so. Eine Dreiviertelstunde später schlugen sie, angetrieben von ihrem jugendlichen Wagemut, alle Vorsicht in den Wind und steuerten mit ihrem Dinghi auf die offene See hinaus. Nach ungefähr 25 Metern, sobald sie von der deutschen Küstenwache nicht mehr gesehen werden konnten, wollten sie den kleinen Motor starten. Doch als sie dies versuchten, verfuhr sich das Boot in ein Wellental, es drehte sich seitlich gegen eine entgegenkommende Riesenwelle, wurde in die Höhe geschleudert und gegen die Felsen geschmettert. Das Dinghi kippte um, die drei Jungen aus Jersey fanden sich im schaumigen Meer wieder. Einer von ihnen konnte nicht schwimmen. Dennis Audrain ertrank. Peter Hassal, der ganz in seiner Nähe war, wollte ihn retten, konnte aber bei der schweren See für ihn nichts tun. Dennis wurde fortgeschwemmt und unter Wasser gedrückt. Das alles geschah innerhalb einer Minute. Unterdessen wurde Maurice Gould zunächst vom Land weggespült, schaffte es dann aber, zurückzuschwimmen und sich in Sicherheit zu bringen. Auch Peter Hassall konnte an Land schwimmen. Damit begann ein weiteres entsetzliches Martyrium für sie: Sie wurden Opfer von Hitlers Nacht-und-Nebel-Erlass.

Dieser war eine drakonische Massnahme, konzipiert, um gegen Zivilisten vorzugehen, die sich der deutschen Herrschaft widersetzen oder diese bekämpften. In der Ausdrucksweise der Nazis hiess das, «die deutsche Sicherheit gefährden». Sie verschwanden und keiner, weder Freunde noch Familienangehörige, erfuhr, was mit ihnen geschehen war.³⁴ Genau so erging es Maurice und Peter. Sobald sie aus dem Meer gekrochen kamen und an Land stolperten, wurden sie von der deutschen Polizei verhaftet. Weil die beiden Fotografien und Karten von deutschen Militäranlagen auf Jersey mit sich trugen, war es den Deutschen möglich, sie entsprechend dem Nacht-und-Nebel-Erlass als «feindliche Agenten» einzustufen. Die Deutschen konnten sie wie Terroristen behandeln, was sie dann auch taten. Zehn Tage lang wurden sie im Gloucester-Street-Gefängnis einge-

sperrt und ununterbrochenen, «strengen» Verhören unterzogen. Jegliche Kommunikation mit der Aussenwelt wurde ihnen verboten. Sie durften nicht mit ihren Eltern sprechen. Rechtsbeistand erhielten sie ebenfalls nicht. Anschliessend wurden die beiden Jugendlichen in das Gefängnis Fresnes in Paris überführt, wo weitere Vernehmungen folgten. Und diesmal waren sie tatsächlich drastisch. Man folterte sie. Sie mussten in kaltes Wasser steigen, man hielt ihnen die Köpfe für unerträglich lange Zeit unter Wasser. Die Folterer wollten sie dazu bringen, ein Geständnis abzulegen. Sie gingen davon aus, dass britische Agenten sie beim Fluchtversuch unterstützt hatten, daher sollten sie die Namen und die Aufenthaltsorte der Spione herausgeben. Peter und Maurice gaben keinerlei Information weiter und zwar aus dem ganz einfachen Grund, dass sie es gar nicht konnten. Keine britischen Agenten hatten ihnen bei der Organisation ihres Unternehmens geholfen. Die Deutschen irrten sich in ihrer Annahme.

Die beiden Jungs aus Jersey landeten schliesslich im SS-Sonderlager in Hinzert. Hier erreichte ihr Martyrium seinen Höhepunkt.

Das galt vor allem für Maurice. Er musste harte und stumpfsinnige Arbeit leisten; wiederholt wurde er von den Aufsehern im Lager brutal zusammengeschlagen. Peter erzählte nach dem Krieg, dass Maurice dermassen barbarisch verprügelt wurde, dass er den Mut verlor, gegen diese Feindseligkeit anzukämpfen. Er verlor seinen Lebenswillen. Ausgehungert, geschlagen, geschwächt und krank – in diesem Zustand wurden Maurice und Peter im Juli 1942 in ein anderes Straflager nach Wittlich gebracht. Hier waren die Lebensbedingungen um einiges besser als in Hinzert, aber für Maurice war es zu spät. Er war todkrank, litt an der im Lager grassierenden tödlichen Tuberkulose. Peter erinnert sich an diese traurige Zeit:

«Ende September 1943 hatte Maurice fast komplett aufgehört zu essen – typisch für Tuberkulose im Endstadium. [...] Als ich ihn während seiner letzten Tage pflegte, sagte er immer wieder zu mir: ‚Wenn der Krieg vorüber ist, Peter, dann komme bitte wieder zurück und hole mich. Lass’ mich hier nicht zurück.‘ Ich tat mein Bestes, ihn zu trösten, und sagte ihm, dass ich dafür sorgen würde, dass er nach dem Krieg auf die Inseln zurückkehren könnte. Es war unangenehm, mit Maurice derartige Gespräche zu

führen, mir wurde meine eigene Verwundbarkeit bewusst. Ich hätte alles gesagt oder getan, wenn ihm das auch nur für eine Sekunde etwas Trost oder Zufriedenheit gab. [...] Es war eine traurige Zeit und es gab Momente, da wusste ich selbst nicht, ob ich noch leben wollte, trotz meines Versprechens an Maurice. Nachts, wenn ich in meinem Bett liege, denke ich daran, wie tapfer Maurice war. Er hat sich nie über sein Schicksal beklagt, und manchmal, wenn ich von meiner Beklommenheit sprach, allein zurückkehren zu müssen, munterte er mich auf, indem er mir sagte, ich sei ein Held und würde sicherlich durch den Bailiff von Jersey und den Attorney General geehrt werden – bei diesem Gedanken mussten wir immer beide schmunzeln.

Am Morgen des 1. Oktober 1943 – ich war gerade dabei, einem Patienten die Kleider zu wechseln – hörte ich Geräusche, als würde jemand ersticken, und sie kamen aus der Richtung, wo Maurice lag. Als ich bei ihm war, sass er aufrecht und griff nach mir. Ich hielt seine Hände, drückte ihn an mich, umarmte ihn und hielt seinen Kopf sanft an meiner Brust. Ich bat ihn, mich nicht allein zu lassen, er aber schaute mich an und flüsterte schwach: ‚Erinnere dich, Peter, erzähle meinem Grossvater, was geschehen ist und bitte, lass mich hier nicht zurück!‘ und mit diesen Worten starb Maurice Gould, die Gefängnisuhr schlug zweimal. Es war 10.30 Uhr, am 1. Oktober 1943, und mein lieber Freund und Kamerad war tot.»

Peter blieb weitere zwei Jahre im Lager und wurde dann nach Breslau verlegt (jene «Festung», die durch die Rote Armee ein so schreckliches Schicksal erleiden musste). Dort wurde ihm ein Gerichtsverfahren gewährt. Er übernahm die eigene Verteidigung, was ihm sehr gut gelang. Er sprach flüssig Deutsch. Das Gericht war beeindruckt und er wurde nicht zum Tode verurteilt, sondern erhielt lediglich eine vierjährige Haftstrafe. Auch diesmal hatte Peter Glück. Nacht-und-Nebel-Häftlinge wurden im Allgemeinen in eines der drei Lager Natzweiler, Gross-Rosen oder Schweidnitz überführt. Die ersten beiden waren bekannt für die verheerenden Bedingungen und die hohe Todesrate, die dort herrschte. Natzweiler war das einzige Konzentrationslager auf französischem Boden; es lag im nordöstlichen Winkel Frankreichs in der Nähe der Vogsen. Es war mehr

als nur ein Konzentrationslager, es hatte Gaskammern, war also ein Vernichtungslager.

Gross-Rosen in Niederschlesien, wo Peter Hassall hätte hingebracht werden sollen, war zwar kein Vernichtungslager, aber die Gefangenen dort starben trotzdem zu Tausenden, denn in diesem Lager arbeiteten die Insassen in dem grossen Granitsteinbruch und die meisten von ihnen arbeiteten sich dort zu Tode. Einer der wohl berühmtesten dort schuftenden Inhaftierten, Simon Wiesenthal, überlebte das Lager und wurde in den Nachkriegsjahren zu einem der bedeutendsten NS-Verfolger. Peter Hassal kam in keines der beiden todbringenden Arbeit-macht-frei-Schreckenslager, sondern landete in Schweidnitz.

Schweidnitz war eines von ungefähr 50 Aussenlagern von Gross-Rosen. Die dort herrschenden Zustände waren furchtbar und unmenschlich. Es gab wenig zu essen und das Wenige war von minderer Qualität. Die Häftlinge waren völlig verdreckt, verlaust, von Krankheit gebeutelt, aber – und das ist ein entscheidendes «aber» – man konnte es überleben, insbesondere ein Mann wie Peter Hassal, der den eisernen Willen hatte, das Leid und die Härte der Gefangenschaft zu ertragen. Niemals verlor er die Hoffnung, dass er eines Tages freikommen würde.

In der Januarwärme von 1945 kamen tausende Menschen in die Stadt Schweidnitz, die vor der vorrückenden Roten Armee flüchteten. Die Russen lösten das Lager bald danach auf. Für viele Häftlinge kam aber jede Hilfe zu spät. In diesem Winter erreichte die Kälte apokalyptische Tiefgrade; das Land lag in Eis und Schnee und ein grausamer Wind blies die Ostfront entlang. Im Lager von Schweidnitz herrschten Hungersnot, Krankheit und Tod. Viele der jungen Nacht-und-Nebel-Häftlinge starben in diesem Winter 1945. Wer aber stark genug war, um zu überleben, für den rückte die Befreiung immer näher.

Eines Morgens im Februar erwachte Peter Hassal vom nur 15 Kilometer entfernten Donnern russischen Artilleriefeuers. Erlösung nahte! Aber die Deutschen machten alle Hoffnungen zunichte, indem sie Peter Hassal und alle anderen Gefangenen, die noch laufen konnten, zu einem Gewaltmarsch zwangen.

Sie mussten ins ca. 50 Kilometer entfernte Hirschberg marschieren, wo sie weitere drei Monate gefangen gehalten wurden. Diese Zeit benötigte

die russische Armee, um nach Hirschberg vorzurücken. Die Deutschen bemühten sich kein zweites Mal, die Häftlinge weiter nach Westen zu bringen. Hitlers Reich war dem Erdboden gleichgemacht, die Soldaten der Roten Armee standen mittlerweile in den Strassen Berlins und alte Männer und Kinder mussten den «Führer» verteidigen. Es war sinnlos weiterzukämpfen. Die Zellen des Gefängnisses Hirschberg wurden geöffnet und alle Gefangenen wurden befreit. Auch Peter Hassall war frei und konnte nach Jersey zurückkehren. Für ihn endete damit der Krieg.

Eine unerfreuliche Fussnote bleibt nachzutragen: «Während unserer Gefangenschaft sind Maurice und ich die Ereignisse durchgegangen, die zu unserer Verhaftung geführt hatten. In Anbetracht der Sperrstunde, unseres Zeitplans für die Flucht, der Ankunft der Wasserpolizei und des Feldgendarms gab es keinen Zweifel daran, dass wir von meiner Mutter denunziert worden waren.» Peters Mutter lief schnurstracks zu ihrem Freund von der Hafenzentrale, Oberwachmeister Linde, ins Hotel Pomme d'Or und erzählte ihm von der geplanten Flucht. Sie verriet ihn und seine zwei Kameraden bei den Deutschen. Warum tat sie das? Hassall erinnert sich: «All die Jahre hatte ich mich damit getröstet, dass sie aus Mutterliebe so gehandelt und uns verraten hatte – eine entsetzte Mutter, die verzweifelt versucht, ihren Sohn wieder heil zurückzubekommen. Ich hatte ihr vergeben, weil ich ihr Dilemma in der Nacht vom 3. Mai 1942 zu verstehen glaubte.» Peter Hassall glaubte, dass seine Mutter den Deutschen aus Furcht, ihr Sohn würde in diesem kleinen Boot sterben, wenn es ihm gelänge, damit in die gefährlichen Gewässer des Kanals zu gelangen, seinen Fluchtplan mitgeteilt hatte. Sie war also besorgt um sein Wohlergehen und erstattete aus reiner Mutterliebe, nicht weil sie ihrem Sohn schaden wollte, den Deutschen Bericht.

Trotzdem wurde Peter noch Jahre nach dem Krieg von Zweifeln geplagt. Die Geschichte dieser furchtbaren Nacht, als Dennis ertrank und Maurice und Peter von den Deutschen verhaftet wurden, strotzte vor Ungereimtheiten. Daher schrieb der inzwischen in Kanada lebende Peter im Sommer 1991 seinem Bruder einen Brief. Er musste Antworten auf die ihn schon so lange quälenden Fragen finden. «Was geschah im Hause Winchester in der Nacht vom Sonntag, dem 3. Mai 1942?»

Sein Bruder liess sich Zeit mit seiner Antwort. Kurz nach Weihnachten 1991 erhielt Peter einen Brief von ihm. Es war keine erfreuliche Lektüre: Mutter «wusste einige Zeit vor dieser verhängnisvollen Fahrt, dass Du dieses Boot hattest. Deswegen fragte sie in der Nacht vom 3. Mai 1942, warum Du nicht zu Hause warst, wo die Sperrstunde bereits vorüber war. Ich sagte, ich wisse von nichts. Sie zählte zwei und zwei zusammen. Sie fing an, Vater anzuschreien und ich sagte ohne lange nachzudenken: ‚Der kleine Halunke, ich wette, er will mit dem Boot die Insel verlassene Sie rief aus: ‚Man wird uns alle verhaften wegen dieser Dummheit.‘ Vater und ich versuchten, sie zu beruhigen und Vater sagte: ‚Wenn er gegangen ist, dann wünsche ich meinem Jungen viel Glück – Gott sei mit ihm. Bitte geh nicht zur Wasserschutzpolizei.‘ ‚Nein! Nein!‘, rief sie. ‚Wir müssen sie informieren, dann werden sie mit uns nicht so streng sein. Sie werden uns dann nicht alle einsperren.‘ Vater und ich konnten nichts tun. Sie stolzierte die Winchester Street hinunter direkt ins Pomme d’Or. Es half nichts, diese H**e inständig zu bitten, dies bleiben zu lassen.»

Peter war entsetzt. Er hatte seiner Mutter vergeben in dem Glauben, sie hätte in seinem Interesse gehandelt. Aber nun: «Als ich den Brief meines Bruders erneut las, fragte ich mich: Hatte sie Angst vor der Bestrafung gehabt oder davor, dass ihr die lukrativen Geschäfte beim Schwarzmarkt-handel verloren gehen könnten? Es war schmerzhaft genug, den Brief meines Bruders 50 Jahre nach der Begebenheit zu lesen, dass sie aber für Maurices Tod verantwortlich sein könnte, war schlimmer – wenn sie uns nicht verraten hätte, hätten wir uns immer noch verstecken können. Wir hatten einen Ausweichplan. Es hätte uns gelingen können, uns bis zum Ende des Krieges zu verstecken – andere taten das auch.»

Im Sommer 1992 erhielt Peter einen mit drei französischen Briefmarken frankierten Brief. Ein Brief seiner Mutter, die noch am Leben war und sich in Paris niedergelassen hatte. Überraschende Neuigkeiten für Peter, der geglaubt hatte, seine Mutter Elma sei tot. Nach Jahrzehnten des Schweigens schrieb sie nun ihrem Sohn, den sie auf so selbstsüchtige Weise verraten hatte. Sie fragte ihn: «Ist es so schwierig zu vergeben?» Keine einfache Frage für Peter.

«Würde Maurice wollen, dass ich ihr vergebe? Ich dachte intensiv darüber nach und versuchte, in Gedanken Kontakt zu Maurice aufzunehmen, und als ich glaubte, es sei mir gelungen, liess die Antwort mich erschauern. Ich dachte über Mutters Bitte nach, ihr zu vergeben. Ich ging zu meinem Schreibtisch und tippte eine kurze Replik. Nicht ich allein hatte zu vergeben. Ich musste Maurices Antwort einbeziehen. Ich fühlte weder Freude noch Vergebung in mir, als ich den Brief am nächsten Tag abschickte – ich bin aber auch keine sehr versöhnliche Person. Ich trage immer noch eine grosse Schuld mit mir und meine Nächte sind lang. Freilich, nach der Bitte um Vergebung kam ein Trost: Sie scheint ihre Schuld anzuerkennen und benötigt Vergebung – vielleicht hilft das, den Schmerz ein wenig zu lindern.»

Wer sind diese Leute und warum sind sie hier?

Es war allgemein bekannt, dass Hitler besessen war von Russland und den jüdischen Bolschewiken jenseits der Ostgrenzen des expandierenden Dritten Reichs. Jedem, der Hitlers langes und hasserfülltes Buch gelesen hatte, in dem er seine politische Philosophie darlegte und dessen erster Band in seiner ziemlich komfortablen Zelle während seiner Festungshaft in Landsberg am Lech entstand, war eingetrichtert worden, dass der entscheidende Kampf des 20. Jahrhunderts der gegen die sogenannten Untermenschen, die jüdischen Bolschewiken, war, die dem Tier näher standen als dem Menschen und ihr abstossendes Dasein in den weiten Gebieten jenseits Ostpreussens fristeten. Der «Führer» wollte in diesen Gebieten sein eigenes Volk ansiedeln. Dieser Krieg sollte schonungslos und grausam geführt werden, ohne Rücksicht auf Kriegsrechtskonventionen oder das Völkerrecht, im Namen arischer Vorherrschaft. Er sollte mit dem Triumph der rassistisch Überlegenen über die rassistisch Unterlegenen enden. Der in der Parole «Sieg Heil» beschworene Sieg war ein Sieg im Osten, nicht im Westen.

Der mächtige «Führer» wollte keinen Krieg gegen die Westmächte provozieren; und vor 1939 schien solch ein Konflikt auch nicht wahrscheinlich. Frankreich und Grossbritannien verfolgten eine Politik des Appeasement, die erfüllt war von der Ansicht, dass Deutschland durch den Versailler Vertrag hart bestraft, dass eventuell sogar zu heftig gegen den angeschlagenen Feind ausgeteilt worden war. Sie glaubten, Hitlers Gebietsansprüche seien legitim und er sei berechtigt, sie zu verfolgen. Deswegen gab es wenig Anreiz, sich Hitler zu widersetzen, als seine Armee

das Ballungszentrum der deutschen Industrie, das Ruhrgebiet, wieder unter Kontrolle nahm; wenige Stimmen wurden laut, als die Tschechoslowakei auseinandergenommen wurde. Hitler war davon überzeugt, dass er ungestraft agieren konnte, denn weder Frankreich mit seinen endlos wechselnden Regierungen, noch Grossbritannien unter Premierminister Neville Chamberlain, so schien es, hatten den Mut oder den Willen, Hitler standzuhalten. Darin irrte er sich: Chamberlain, der Mann aus Birmingham, gab schliesslich die Appeasementpolitik auf. Der Grund dafür war die Invasion Polens. Der britische Premierminister hatte genau verstanden, was diese darstellte: pure Aggression, die nicht zu rechtfertigen war.³⁵

Chamberlain hatte sich – todkrank, wie er war³⁶ – grosse Mühe gegeben, sich in Hitlers Lage zu versetzen und eine Rechtfertigung dafür zu finden, dass dessen Armeen durch ganz Europa marschierten. Aber der Angriff auf Polen brachte das Fass zum Überlaufen – und das sagte er mit deutlichen Worten vor dem Parlament. Wenn man sich die Filmaufnahmen seiner Rede vom September 1939 im House of Lords ansieht, erkennt man einen gequälten Mann, entsetzt von den Aktionen des deutschen Diktators, zutiefst erschöpft durch sein Eintreten für friedliche Antworten und friedliche Lösungen; ein Mann, der sich fürchtet vor den Gräueln, die kurz davorstanden, entfesselt zu werden. Er fand deutliche Worte, schnörkellos und voller Bitterkeit: «Wofür ich gearbeitet, woran ich geglaubt habe während meiner Amtszeit, alles das liegt jetzt in Trümmern. Es bleibt mir nur noch eines: meine Stärke und Kraft einzusetzen, um den Sieg jener Sache zu befördern, für die wir so viel geopfert haben.» Er fügte hinzu: «Wir haben alles dafür getan, dass Friede herrscht. Die Situation, in der man dem Wort des deutschen Herrschers nicht vertrauen konnte, in der kein Mensch und kein Land sich mehr sicher fühlte, war nicht weiter hinnehmbar. Möge euch Gott segnen. Möge er das Recht verteidigen. Wir müssen gegen das Teuflische ankämpfen – rohe Gewalt, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Verfolgung – und das Recht wird über dies alles siegen, dessen bin ich sicher.»³⁷

Hitler war fassungslos über Chamberlains Kriegserklärung. Als er die Nachricht im Radio hörte, drehte er sich konsterniert zu Ribbentrop und

den versammelten Generälen um und fragte: «Was jetzt?» Niemand hatte wirklich geglaubt, dass Grossbritannien und Frankreich für Polen in den Krieg ziehen würden. Diese Massnahme war aus militärischer Sicht sinnlos. Warum stellten sich die elenden, beschwichtigenden «Würmer», denen er in München begegnet war, plötzlich so entschieden gegen ihn und seine offensive Expansionspolitik? Aber sie hatten es getan und es musste folglich ein Krieg in Westeuropa geführt werden. Die Ostfront wurde durch den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt (Ribbentrop-Molotow-Pakt) gesichert. Eine pragmatische und sehr vorteilhafte Vereinbarung mit den russischen «Untermenschen». So konnten die Deutschen sich ganz dem Konflikt im Westen widmen.

Hitler schreckte vor offenen Feindseligkeiten zurück. Nach der Kriegserklärung folgte zunächst eine lang andauernde, als «Sitzkrieg» bekannte Pause. Im Mai 1940 allerdings wurde das Feuer eröffnet, die Luftwaffe zeigte sich am Himmel und die Panzerdivisionen fuhren mit unfassbarer Geschwindigkeit entlang der Maginot-Linie auf. Briten und Franzosen wurden zum Kanal hin gedrängt, Richtung Dünkirchen und, was aus Sicht der Kanalinseln entscheidender und bedrohlicher war, bis zur Halbinsel Cotentin und St. Malo. General Rundstedt hatte dem Vorrücken seiner angriffsbereiten Panzerdivisionen Einhalt geboten, wodurch er es einer ganzen Armee von über 320'000 britischen und französischen Soldaten ermöglichte, über den Kanal auf das sichere britische Festland³⁸ überzusetzen. Aber niemand stoppte die Deutschen, als diese die gesamte französische Ärmelkanalküste unter Kontrolle nahmen.

Von der Halbinsel Cotentin, Granville und St. Malo konnten die siegreichen Deutschen die Kanalinseln sehen, die vor ihnen lagen: Jersey, Guernsey, Alderney und Sark. Endlich britisches Territorium, bereit eingenommen zu werden. Was für ein Triumph für das Deutsche Reich und seinen «Führer»: deutsche Stiefel auf britischem Boden, die Luftwaffe am britischen Himmel, die Kriegsmarine in den Häfen der Kanalinseln. Welche Zweifel die Deutschen hinsichtlich des militärischen Nutzens einer solchen Eroberung der kleinen Inseln auch gehegt haben mögen, es stand ausser Frage, dass allein der enorme Propagandawert eine Militäroperation

rechtfertigte. Die Deutschen kamen auf die Kanalinseln und nicht ein einziger Schuss fiel gegen sie, nicht eine Waffe wurde zum Widerstand erhoben.

Die Bombenangriffe vom 28. Juni 1940 hatten zur Folge, dass die Insulaner sich komplett dem Willen des Feindes unterwerfen mussten – und der Feind erhielt in kürzester Zeit, was er wollte. Die Luftwaffe übernahm die Kontrolle der Flughäfen auf Jersey, Guernsey und Alderney. Deutsche Soldaten liefen zackig durch die Strassen von St. Peter Port und St. Helier und mehr als ein hübsches junges Mädchen drehte sich nach ihnen um. Die Mitglieder der Besatzungsmacht waren in bester Stimmung: Sie waren auf britischem Boden und sie waren siegreich. Eine Opposition gab es nicht mehr, sie hatte sich verflüchtigt wie Frühnebel vor einer steifen Brise. Es war eine gute Zeit für die Deutschen, insbesondere für Major Dr. Albrecht Lanz, dem ersten Inselkommandanten. Er berichtet in seinem Tagebuch über den Abflug von Cherbourg, um die Inseln in deutschen Besitz zu nehmen:

«Mit den besten Wünschen verabschiedet von denen, die dablieben und uns beneideten wegen unserer glorreichen Aufgabe, rollten wir zum Ende der Startbahn. Nachdem der dröhnende Motor eingesetzt hatte, folgte eine Ju 52 der anderen über das Rollfeld. Bald war der Boden unter unseren Füßen verschwunden. Einige Sekunden später machten die Flieger eine grosse Schleife auf die offene See hinaus und flogen in Formation. Wir hatten kaum das Festland verlassen, als ein leichter Ruck im Magen ankündigte, dass die Jus im Sinkflug auf die schäumenden Wellen zuhielten, denn wir konnten nur zwischen 20 bis 25 Meter über den Wellen fliegen, um ausserhalb der Sicht britischer Jäger und im Verborgenen zu bleiben. Monoton dröhnten die Motoren, von Ferne zeigten sich die ersten Konturen der ersehnten Insel. Dann fing jemand an zu singen und auf einmal stimmte das gesamte Flugzeug mit ein. Mit fester Stimme und leuchtenden Augen sangen wir unser Lied: ‚Denn wir fahren gegen England‘. Endlich war es Wirklichkeit. Ein unvergesslicher Moment.»

Major Lanz war ein sympathischer Wehrmachtsoffizier und hatte einen Dokortitel in Jura der Universität Heidelberg. Er war ein tüchtiger Soldat und hatte sich im Kampf ausgezeichnet. Bei seinen Männern war er be-

liebt. Er beeindruckte auch die Dame of Sark, Sibyl Hathaway, als er sie zusammen mit Dr. Maass am 1. Juli 1940 besuchte: «Ich habe instinktiv erkannt, dass Lanz ein aufrichtiger Mann war, der nie jemanden arglistig täuschen würde.» Er seinerseits fand in Sibyl «La Dame, die tatkräftig die Hosen anhat». Sie berichtet, dass er ihr vorgeschlagen habe, sie solle sich «bei allen auftauchenden Schwierigkeiten direkt mit dem Kommandanten der Kanalinseln auf Guernsey in Verbindung setzen». Daraus habe sie während des Krieges grossen Nutzen gezogen.

Lanz machte sich auch beim Präsidenten des Kontrollgremiums und Oberhaupt Guernseys, Ambrose Sherwill, beliebt: «Dr. Lanz war durch und durch Soldat: nicht unbedingt leicht zu durchschauen, aber absolut aufrecht und höflich. Ich mochte ihn mit der Zeit sehr und ich glaube, er wurde von seinen Leuten verehrt.» Lanz erzählt in seinem Tagebuch: «Der Kronanwalt von Guernsey, Mr. Sherwill, ist ein verantwortungsbewusstes Oberhaupt; ein Mann dessen Kinder teilweise schon im Erwachsenenalter sind und der mehrmals in Deutschland gewesen ist. Er erzählte uns, dass selbst er sich von der britischen Propaganda habe täuschen lassen, dass, wenn wir kämen, ‚die Inseln von einer Horde Kannibalen überrannt werden würden’.

Man glaubte, wir würden den Kindern die Hände abschneiden und Frauen und Mädchen vergewaltigen. Aus diesem Grund sind wir während der ersten Tage unserer Ankunft kaum jemandem auf der Strasse begegnet. Das weibliche Geschlecht hielt sich zurück. Vor unserer Ankunft hatten sie ihre Hunde zu Hunderten erschossen, damit die Barbaren sie nicht zu Tode quälen und essen konnten! Mr. Sherwills Frau erzählte uns, dass ihr einjähriger Sohn sehr gespannt darauf war, einen deutschen Soldaten zu sehen. Als sie einem begegneten, musste die Mutter ihren Sohn darauf aufmerksam machen. Dieser war sehr enttäuscht und sagte: ‚Mama, das sind ja nur Menschen so wie wir!’»

Der Präsident des Kontrollgremiums auf Guernsey war ebenfalls ange-tan von Lanz’ Gefährten Dr. Maass, ganz im Gegensatz zu Dame Sibyl, die ihn etwas zwielichtig fand. Sherwill allerdings fand Maass «einen sehr bemerkenswerten Mann. Er war während des Krieges 1914-18 in englische Gefangenschaft geraten, er hatte einen Abschluss in Tropenmedizin von der Universität Liverpool und sprach bemerkenswert gut Englisch. In

dieser dunklen Zeit wirkte sein fröhliches Gesicht sehr stärkend, und es steht ausser Frage, dass die Lage durch seine Gegenwart und Tätigkeit um einiges erträglicher wurde. Wir vermissten ihn sehr, als er zu einer neuen Arbeit abberufen wurde.»

Drüben auf Jersey war der Bailiff Alexander Coutanche, der durch sein Monokel schaute, weniger beeindruckt von dem Deutschen, der gekommen war, um ihm die Bedingungen der Besetzung mitzuteilen. Es handelte sich um den von Lanz zum Inselkommandanten ernannten Hauptmann Erich Gussek: «Hauptmann Gussek hatte nichts besonders Bemerkenswertes an sich. Er war ein kämpferischer Soldat, klein, gepflegt, höflich und kam sofort zur Sache.»

Hauptmann Gussek erklärte eindeutig, dass die Kanalinseln nur ein kleiner Teil der deutschen Besetzung des nordwestlichen Frankreichs seien. Gussek war davon überzeugt, dass der Krieg spätestens bis Weihnachten zu Ende sein würde. Diese Vorstellung teilte er mit fast allen Deutschen, Offizieren und Soldaten, die in diesem extrem heissen Sommer 1940 auf die Inseln kamen. Einige von ihnen glaubten, sie wären bereits in Grossbritannien und fragten nach den roten Doppeldeckerbussen, andere kauften auf Vorrat Stoffe, um aus ihnen Anzüge schneidern zu lassen, wenn sie in wenigen Wochen die Londoner Savile Row erreichen würden. Jeder Einzelne war umgänglich und höflich, ja hatte Befehl, sich so zu verhalten.

Süssigkeiten für die Kinder, ein «Good day Madame» hier, ein «Excuse me Sir» da – zuckerten die bittere Pille der Besetzung. Dies war kein Schlachtfeld wie in Polen, keine Massenvernichtung wie in der Ukraine. Es wurden keine Kinder getötet oder verstümmelt, keine Dorfbewohner in ihren Scheunen verbrannt, keine Frauen vergewaltigt – obwohl: eine unglückliche Person musste während der ersten Tage der Besetzung einen sexuellen Übergriff erdulden.

Es handelte sich um eine alte Jungfer von über 70 Jahren, die in Vale auf Guernsey lebte. Zwei betrunkene deutsche Soldaten brachen in ihr Haus ein und einer von ihnen vergewaltigte sie mit vorgehaltener Pistole. Der andere Soldat, der bei dieser Tat nicht mitmachte, war im Gegensatz dazu sehr bekümmert um die Dame und «tätschelte ihr danach mitleidvoll die Hand». Ambrose Sherwill wurde über die Geschehnisse informiert, er

benachrichtigte dann seinerseits Dr. Maass. Dieser begab sich in Begleitung von Adjutant Oberleutnant Mittelmüller unverzüglich zu dem betreffenden Haus. Maass wollte wegen des hohen Alters der Frau zunächst nicht glauben, dass eine Vergewaltigung stattgefunden hatte. Aber dann hörte er sich den Bericht ihres Arztes an und änderte augenblicklich seine Meinung. Er machte sich unverzüglich daran, den Schuldigen ausfindig zu machen. Jeder einzelne Soldat der bis dahin noch kleinen deutschen Truppe musste Rechenschaft ablegen über seinen Aufenthalt zum Zeitpunkt der Vergewaltigung. Innerhalb von drei Stunden war der Schuldige gefunden und gleich am nächsten Tag für 9 Uhr ein militärischer Untersuchungsausschuss am Flughafen der Insel einberufen. Der Soldat, der verdächtigt wurde, die Tat begangen zu haben, wurde sofort nach Cherbourg verschifft, um dort vor ein Militärgericht gestellt zu werden. Er wurde für schuldig befunden und erschossen. Ganze zehn Tage, um Gerechtigkeit walten zu lassen wegen eines Vergehens, über das an der Ostfront hinweggesehen worden wäre. Die korrekten und freundlichen Deutschen waren gar nicht so schlimm, wie man sie sich ausgemalt hatte – bei Weitem nicht. Jedenfalls dachte das Ambrose Sherwill und mit ihm viele andere in dieser Anfangsphase. Sherwill sagte in einer von Radio Bremen im August 1940 ausgestrahlten Sendung, in der er sich an das restliche, nicht besetzte Grossbritannien wandte:

«Ich nehme an, dass viele von Ihnen äusserst besorgt sind um unser Wohlergehen. Lassen Sie mich Ihnen berichten. Einige werden befürchten, so nehme ich an, dass diese Aufnahme gemacht wird, während mir eine Pistole an die Schläfe gehalten wird und ich von einem Blatt Papier ablese, das mir ein deutscher Offizier in die Hand gedrückt hat. In Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Der Lieutenant Governor und Bailiff, Mr. Victor Carey, sowie jede andere Amtsperson der Insel wurden und werden von den deutschen Militärs mit Nachsicht und äusserster Höflichkeit behandelt.

Die Inselregierung funktioniert. Kirchen und Kapellen sind für den Gottesdienst geöffnet. Banken, Geschäfte und Vergnügungsbetriebe öffnen ebenfalls wie üblich.» Und später fügte er hinzu: «Das Betragen der deutschen Truppen ist beispielhaft. Wir sind nun seit viereinhalb Wochen

unter deutscher Besetzung und ich bin stolz darauf, wie die Insulaner sich verhalten haben und dankbar für die angemessene und freundliche Einstellung der Deutschen gegenüber meinen Mitbürgern.

Wir waren immer und bleiben zutiefst loyale Untertanen Seiner Majestät; dem deutschen Kommandanten und seinem Stab wurde das deutlich mitgeteilt und sie respektieren dies. Ein Mann aus dem deutschen Stab spricht perfekt Englisch – ein erfahrener Mann, mit dem ich in täglichem Austausch stehe. Ihm danke ich für seine Zuvorkommenheit und seine Geduld.»

Was Sherwill in dieser Sendung sagte, traf zu. Entgegen aller Erwartung war es keine barbarische Invasion. Der Grund, weshalb sich die deutschen Invasoren auf den Inseln anders verhielten, lag an der Stellung der Inseln im rassistischen Index, in dem die Juden zuunterst, die Arier zuoberst platziert waren. Reverend John Leale hob am Ende des Krieges in seiner Rede vor den States von Guernsey hervor: «Die Deutschen behandeln Menschen entsprechend der Einschätzung ihrer Kultur. Wir wurden bevorzugt behandelt, weil wir als einem anderen Grad der Zivilisation zugehörig betrachtet wurden als etwa die Polen.»

Ausserdem muss zugestanden werden, dass die Deutschen, die die Inseln sowohl militärisch wie auch zivil unter Kontrolle hatten, von ganz anderer Mentalität waren als ihre Befehlshaber bei der SS. Einige der deutschen Offiziere waren hochgebildet, viele von ihnen hatten einen Dokortitel (nicht dass diese Tatsache eine Garantie für Anständigkeit wäre; immerhin acht der fünfzehn Teilnehmer an der Wannsee-Konferenz hatten einen Dokortitel). Mehrere von ihnen gehörten dem deutschen Adelsstand an; man konnte von ihnen Adel im Titel und im Handeln erwarten. Unter den Deutschen, die auf die Inseln Jersey, Guernsey und Sark gekommen waren, war kein SS-Mann. Bis zum Herbst 1944 gab es auf den Inseln keine NS-Hardliner und, obwohl viele Insulaner das anders sahen, gab es keine Gestapo – allerdings gab es die Geheime Feldpolizei.

*Die vorbildliche Besetzung*³⁹

Die Inseln sollten Teil der Nord-West Zone A des französischen Département Manche werden, dessen Hauptsitz in Paris lag. Die Feldkommandantur 515 befasste sich mit Zivilangelegenheiten der Inseln. Diese administrative Einheit hatte ihr Hauptquartier im Victoria College House auf Jersey, von wo aus man ganz St. Helier überblicken konnte. Die Nebenstelle auf Guernsey befand sich im Grange Lodge Hotel (wie das Victoria College House heute noch existent), das sich auf dem Hügel ausserhalb von St. Peter Port befand.

Der erste Feldkommandant war Oberst Schumacher; ein Militär durch und durch, und sicherlich kein Nationalsozialist. Er war klein und kugelig, mit wulstigen Lippen und einer platten Nase. Zudem war er ein kranker Mann, den sein chronisches Leiden schwächte. Das war möglicherweise der Grund, warum er sich meist im Hintergrund hielt. Als es aber darauf ankam, mit dem Obersten Rat (*Superior Council*) zu verhandeln, erwies er sich als ein zuvorkommender, weltmännischer und zugänglicher Verwaltungsbeamter, der im Sinne der Interessen der Insulaner zu handeln versuchte, als wären diese seine Leute.

Dieser Auszug aus dem Tagebuch von Edward Le Quesne bringt es eloquent auf den Punkt: «Für heute kann ich ausnahmsweise einmal Gutes berichten. Wir werden unsere Radiogeräte behalten können. Das haben wir dem einflussreichen Oberst Schumacher zu verdanken, dem deutschen Inselkommandanten. Er ist nach Paris gegangen und hat dort aller Gefahr und allen Unannehmlichkeiten zum Trotz unsere Interessen gegenüber den ranghohen deutschen Beamten vertreten, die den Befehl zur Konfiszierung der Geräte erteilt hatten.»

In diesem Fall fungierte die Feldkommandantur als Puffer zwischen der Zivilbevölkerung und der möglicherweise gewaltsamen Besatzungsmacht, die von Paris aus die Fäden zog – so wie es Coutanche und der Oberste Rat oder Sherwill und sein Kontrollgremium taten. Es war für die Insulaner, wie sie selbst sagten, ein grosses Glück, für die ersten Monate der Besetzung eben diesen Mann erwischt zu haben; ebenso hatten sie Glück mit den Deutschen, die später auf die Insel kamen, da diese die Be-

setzung im Rahmen dessen, was als «militärisch notwendig» angesehen wurde, auf eher wohlwollende und gemässigte Weise durchführten.

Vor allem die Feldkommandantur schien bei vielen Gelegenheiten zu versuchen, die Wirkungen der drakonischen Erlasse abzuschwächen, die aus Paris und Berlin kamen. Louis Guillemette, der unermüdliche und höchst effektive Sekretär des Kontrollgremiums (man hatte ihn dem Bailiff Victor Carey abgeworben), berichtet in seinem Tagebuch Folgendes über ein Treffen mit der Feldkommandantur, das stattfand, als eine grosse Anzahl von Insulanern deportiert werden sollte: «Es hört sich seltsam an, wenn ich sage, dass das Gespräch angenehm war, wenn doch so viele unserer Leute deswegen verstimmt sind, aber wir wissen, was die Öffentlichkeit nicht weiss: die Feldkommandantur ist unser einziger Freund, und es ging in unserem Gespräch in der Hauptsache darum, dass sie möglichst zu unseren Gunsten handeln würde.»

Louis Guillemette, Ambrose Sherwill, John Leale und Dr. Symons gingen zur Grange Lodge, um mit Baron von Aufsess, dem Verwaltungschef in Zivilangelegenheiten für die Inseln, über die geplanten Deportationen zu sprechen. Und von Aufsess versuchte den Befehl zugunsten der Insulaner wenigstens abzumildern. Zusammen mit seinem Offizierskollegen, Oberst Knackfuss, verbrachten sie Stunden mit dem Kommandeur General Graf von Schmettow, um Ausnahmen für die Deportationserlasse auszuhandeln. Am Ende erzielten sie nur einen Teilerfolg.

Von Schmettows Hände waren gebunden, denn der Befehl kam von ganz oben in der Befehlskette – von Hitler selbst – und konnte nicht verweigert werden. Aber die Feldkommandantur hatte wenigstens versucht, zu intervenieren, was als Zeichen ihrer freundlichen Absicht gelten konnte. Mit der gütigen Herrschaft des Feldkommandanten Schumacher in den Zivilangelegenheiten der Inseln war es im August 1941 vorbei. Gealtert, erschöpft und todkrank trat er zurück. Er war viel zu angeschlagen, um weiterzumachen. Wenige Monate später segnete er das Zeitliche. Am 8. September 1941 übernahm Oberst Friedrich Knackfuss den Posten als Feldkommandant. Wie Schumacher war er klein und rundlich. Im Gegen-

satz zu ihm jedoch war er mit einer robusten Gesundheit gesegnet. Wie Coutanche und Gussek trug auch er nach der damaligen Mode ein Monokel. Edward Le Quesne wurde nicht warm mit ihm.⁴⁰ In seinem Tagebuch schreibt er am Samstag, den 10. Januar 1942:

«Ich verbrachte den ganzen Nachmittag mit dem Versuch, eine von den Deutschen erlassene Verfügung zu ändern, nach welcher uns verboten werden sollte, Bäume zu fällen, ohne vorher eine Erlaubnis bei den Deutschen eingeholt zu haben. Ich konnte mir nur unzureichend Gehör verschaffen. Leider müssen wir mit dem Inselkommandanten Oberst Knackfuss verhandeln, der kein Gentleman wie etwa Oberst Helldorf ist. Oberst Knackfuss ist ein überheblicher NS-Mann, der zu glauben scheint, es gehöre zu seiner Pflicht, so gemein wie nur möglich zu jenen zu sein, die er in seiner Gewalt hat.

Er ist grob zum Bailiff und betrachtet die Mitglieder des Rates als seiner unwürdig. Ich muss diesen ‚Gentleman‘ am Montag Wiedersehen und ich muss zusehen, dass ich meine Wut bändige und unter Kontrolle halte. Bisher hatten wir viel Glück mit Hauptmann Gussek, Oberst Schumacher und von Schmettow. Ich vermute, dass das Gesetz der Wahrscheinlichkeit uns dazu verdammt, ab und an einen Schuft ertragen zu müssen.»

Le Quesne war zu eilig mit seinem Urteil über den emsigen und betriebsamen deutschen Offizier. Wir haben vorher bereits gesehen, dass Knackfuss in einem Fall ganz im Interesse der Insulaner handelte – davon wird es noch weitere geben – und er war sicherlich kein Schuft, tatsächlich war er beinahe adlig: Friedrich Knackfuss' Vater war ein berühmter Hofkünstler Kaiser Wilhelms II. Es ist allerdings zutreffend, dass seine Verwaltungskompetenzen zweifelhaft waren. Als die deutschen Kriegsanstrengungen zum Stillstand kamen und Lebensmittelvorräte der Inselbewohner von den RAF-Fliegern auf der Halbinsel Cherbourg zerstört wurden, war Knackfuss kurz davor, ein Kriegsverbrechen zu begehen. Am 27. April 1943 schreibt Leslie Sinel in sein Tagebuch:

«Grosse Aufregung am frühen Abend, als ein Konvoi von Frankreich unterwegs nach Guernsey von britischen Fliegern in der Umgebung von Le Noiremont attackiert wurde. Ein Versorgungsschiff namens *Helder* und

ein Patrouillenboot, das zum Hafen geschleppt worden war, sanken schliesslich; ein viertes mit Kohle beladenes Schiff – die *Maas* – wurde trotz des schlimmen Schadens am Heck, zu dem neuen nördlichen Kai geschleppt, um dort entladen zu werden. Anwohner behaupten, sie hätten bis zu 20 Flieger gesehen. Unter den Schiffen, auf die geschossen wurde, war ein Tanker, auf dem sich drei Einkäufer aus Guernsey befanden, die von Frankreich zurückkehrten. Die Anzahl der Opfer kann nicht genau bestimmt werden, man geht von 30 aus.»

Am 30. April veröffentlichte Knackfuss folgende Mitteilung in der *Evening Post*:

«Welche Territorien die Deutschen auch immer besetzt haben, sie haben stets die Nahrungsmittelvorräte und die Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern sichergestellt. Bei den britischen Kanalinseln machen sie keine Ausnahme. Andererseits tut der britische Führungsstab einiges dafür, die Versorgung der Inseln mit Gütern zu behindern und zu unterbrechen, und das ohne in Betracht zu ziehen, dass es sich bei der Inselbevölkerung um ihre eigenen Landsleute handelt. Als Folge dieser ärgerlichen Angriffe müssen die Rationen der Zivilbevölkerung reduziert werden. Die Insulaner können sich bei ihren Landsleuten auf der anderen Seite des Kanals dafür bedanken. Churchill und seine Hintermänner werden mit ihren sinnlosen Angriffen keine militärischen Erfolge erzielen. Es ist aber in Anbetracht ihrer wohlbekannten Rücksichtslosigkeit typisch für sie, dass sie nicht davor zurückschrecken, ihren eigenen Landsleuten unnötigerweise Not und Leiden zu bringen. Doch wenigstens soll die Inselbevölkerung erfahren, wer der Schuldige ist.»

Sofort wurde erkannt, dass diese Verringerung bereits kümmerlicher Rationen nichts anderes war als eine Vergeltungsmassnahme, ein Racheakt gegen schutzlose Zivilisten – und ein Verstoss gegen die Haager Konvention. Coutanche beschloss, nachdem er den Guernseyer Bailiff Victor Carey konsultiert hatte, nicht nur bei Knackfuss in der Feldkommandantur zu protestieren, sondern auch bei der Schweiz, einer neutralen Schutzmacht. Eine solche Repressalie stellte ein Kriegsverbrechen dar.

Hier intervenierten von Schmettow und der stellvertretende Kommandeur Helldorf. Einen Protestbrief an die Schweiz oder sonst wohin wollten sie nicht zulassen. In krassem Widerspruch zum Krieg an der Ostfront waren im Westen die Feinheiten der Haager Konvention absolut einzuhalten – und das obwohl Deutschland selbst das Abkommen nicht unterschrieben hatte. Knackfuss wurde zurechtgewiesen, weil er das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Insulanern belastet hatte. Ihm wurde klar und deutlich mitgeteilt, dass er in Zukunft von derartigen Vergeltungsmassnahmen absehen sollte. Er fügte sich.

Am 7. Mai erschien folgende Mitteilung in der *Evening Post*: «In den letzten Tagen haben der Feldkommandant und eine Delegation des Rats Gespräche geführt über das Schiff, das die alliierten Streitkräfte vor der Küste der Kanalinseln versenkt haben – und über die möglichen Auswirkungen, die dies auf die Vorräte haben kann. Der Feldkommandant versicherte der Delegation, dass die Verringerung der gegenwärtigen Brotration um 20% für die gesamte Zivilbevölkerung über 21 Jahre durch die derzeitige Kriegssituation bestimmt und in keinsten Weise eine Bestrafung der Zivilbevölkerung sei. Wie lange eine solche Verringerung notwendig ist, wird sich zeigen. Im Auftrag des Rats, A. M. Coutanche, Bailiff»

Baron von Aufsess

Mochte Friedrich Knackfuss kein echter Aristokrat sein – Hans Max von Aufsess war es durch und durch. Er war gross, attraktiv, sehr selbstsicher und gehörte einer alten bayerischen Adelsfamilie an. Er wahrte in seiner Arbeit als Leiter der Zweigstelle für Zivilangelegenheiten der Militärverwaltung eine gewisse vornehme Distanz: Den Insulanern gegenüber verhielt er sich ganz wie der konservative Patrizier, der er war. Gewiss war er kein überzeugter Nationalsozialist. Er beschrieb die Nazis wahlweise als gefährliche Bestien, die der Vernunft unzugänglich waren, als vollkommen unbarmherzig, wenn es darum ging, ihre Sache voranzubringen. Er war einer jener deutschen Militärs, die sich über den Krieg und über die Entwicklung, die Deutschland nahm, nicht allzu viele Gedanken machten.

Er war lediglich ein guter Soldat, der seine patriotischen Pflichten erfüllte. Wie die gesamte Offiziersklasse der deutschen Armee entfremdete sich von Aufsess zunehmend der Partei und dem «Führer», als sich das Schicksal Deutschlands ab 1941 mehr und mehr verdüsterte. Seine eigene Frau kam im Zuge der massiven Verhaftungen nach Stauffenbergs gescheitertem Attentat ins Gefängnis.

Gegen Ende des Krieges schmähte der Baron Hitler als einen masslosen Emporkömmling,⁴¹ verantwortlich für das Leiden der gesamten Nation. Eine (zu) späte Einsicht, denn zu dieser Zeit war Hüffmeier bereits auf den Inseln angekommen und diese zu Festungen erklärt worden, die bis zum letzten Mann verteidigt werden sollten. Eine vernichtende Niederlage stand ihnen bevor. Es war ganz anders gekommen, als es im Sommer 1940 angefangen hatte: Damals schien der Konflikt in absehbarer Zeit zu Ende zu sein, der Aufenthalt auf den Kanalinseln wirkte eher wie ein Urlaub denn wie eine Kriegshandlung.

Von Aufsess verliebte sich in die Inseln, insbesondere in Jersey. Ein angenehmer, pittoresker Ort mit schönen weiten Sandstränden, wo er mit seinem Pferd Satan ausreiten konnte, das Meer war warm genug zum Schwimmen. Die Inseln waren weit weg von der Ostfront. Hier gab es keine fanatischen, todbringenden Sowjettruppen und keine Erfrierungen, die die Haut aufplatzen liessen, sondern höchstens hie und da eine Erkältung. Noch wichtiger für den Baron war, dass es auf den Inseln mehr als genug Frauen gab. Er war nämlich ein veritabler und serienmässiger Schürzenjäger, ein der Sinnlichkeit zugetaner Mann, der in Mussestunden seine sexuellen Erfahrungen mit französischen und mit englischen Frauen verglich:

«Die Engländerin ist auffallend klar, mühelos und schnell in Liebesdingen. Während die Französin immer noch mehr ihre Person dabei einsetzt und das Spiel auch geistig getrieben haben will, ist es bei der Engländerin eine erstaunlich nüchterne Körpersache. Es ist nicht zu verkennen, dass in dieser geschwinden, mühelosen Art des Liebens eine gewisse Helle, eine Geradheit, Aufrichtigkeit, Unverdecktheit und ein Freisein von Schwüle und Zwielight liegt. Wenn die Französin nach langem Kuss ein Wort oder eine Verszeile über die Liebe findet oder singt, die Engländerin lacht gewiss über das Gewäsche.»⁴²

Der Baron hatte wahrlich eine gute Zeit: Satan, Sex und gesellschaftlicher Umgang jeglicher Art füllten seine Tage und Nächte auf äusserst angenehme Weise aus. Während er im Herbst 1944 auf Jersey war, lernte er Ethel Mae Fielding und ihre Tochter, Elaine Fielding, kennen, die in der Wellington Road 5 in St. Saviour wohnten. Die beiden waren sehr kultiviert und es entging dem Baron nicht, dass Elaine in der Tat sehr schön war – eine «knospende Schönheit», wie Aufsess sie nannte. Elaines Vater war Universitätsprofessor in Mexiko. Mutter und Tochter hatten es wegen des Ausbruchs des Krieges nicht geschafft nachzureisen. Sie sassen auf Jersey fest. Und der deutsche Aristokrat war auf Beute aus. Zunächst allerdings nicht erfolgreich: «Der gut beobachtenden Mutter entgingen die Blicke nicht, die ich ihrer herangewachsenen Tochter zollte. Die Tochter dagegen spürte das Interesse ihrer Mutter an ihrer Wirkung auf mich und sah daher immer stolz und geniert weg. Auch wenn ich ihr allein begegnete, schien sie von dieser der Mutter ihr als gutem Schaustück geliehenen Rolle noch beeinflusst.»⁴³ Elaine Fieldings Zurückhaltung währte allerdings nicht lange. Eines Abends, während eines Spaziergangs im Wald oberhalb von St. Helier, stiess Aufsess auf die beiden Damen, die verbotenerweise Holz sammelten. Er konnte sie in der Dunkelheit nicht auf Anhieb erkennen: «Doch meine Überraschung war beim Nähertreten gross, als ich mit zerzausten Haaren und erhitzten und betretenen Gesichtern die beiden, sonst so soignierten Damen Fielding wiedererkannte. Ich konnte nicht anders, als von Herzen lachen. Sofort nahm ich ihnen die ungewohnte Last mit den lustigsten Drohungen ab und schwang den dürren Eichenast fachmännisch auf meine Schulter. Unter vielen Neckereien, auf die sie meisterhaft eingingen, schleppte ich das corpus delicti bis vor ihre Wohnungstür. [...] Der aus vollem Herzen kommenden Einladung von Mutter und Tochter zu einem Tässchen Tee konnte ich natürlich nicht widerstehen.»⁴⁴

Von da an waren der Baron und die Fieldings unzertrennlich. Er besuchte sie regelmässig. Er hatte, das sagte er selbst, «die unumschränkte Liebe dieser beiden Engländerinnen gewonnen».⁴⁵ Sie verbrachten viele Abende zu dritt. Frau Fielding spielte «wunderbar Klavier»⁴⁶ für ihn. Die Damen «erfinden jeden Abend neue Höhepunkte»,⁴⁷ um ihn zu unterhal-

ten. In diesen kostbaren Stunden war Aufsess abgelenkt von der prekären Situation Deutschlands im Allgemeinen und dem Schicksal seiner Frau im Besonderen. Es konnte nicht ausbleiben, dass Elaine Fielding sich in den Deutschen verliebte. Ein «gütiges Schicksalsgeschenk», wie er es ausdrückte: «Gestern hat mich Mrs. Fielding bei der Bemerkung, dass sie eingeladen sei und Weggehen müsse, ein wenig an die Marschallin im Rosenkavalier erinnert. Sie verabschiedete sich mit entzückender Grossmut, sie hinterlasse ein ‚lucky girl and a well balanced man‘.»⁴⁸

Wichtiger aber war, dass dieser «ausgeglichene Mann» versuchte, als Puffer zu wirken zwischen den Kanalinseln und den teils aus Paris, teils direkt aus dem NS-Hauptquartier in Berlin kommenden Befehlen und Anweisungen. Er stand für eine Politik der Mässigung im Interesse der Inselbewohner, zu deren Gunsten er in vielen Fällen intervenierte. Gegen Ende des Krieges, im Frühling 1945, stellte er sich gegen Admiral Hüffmeiers harten Kurs gegenüber der Zivilbevölkerung, und dachte, wenn man seinem Tagebuch glauben darf, tatsächlich darüber nach, den Admiral zu töten, der angekündigt hatte, bis zum bitteren Ende auszuhalten: «Einer von uns wird den Admiral beseitigen müssen und zwar aus zwei Gründen, weil er die Inseln bei der Gesamtniederlage nicht übergeben will und zweitens weil er in diesem Fall vorher alle Munition in die Luft sprengen will, was die Zerstörung der halben Insel bedeutet.»⁴⁹

Eine solche Tat wäre der extremste Ausdruck der Philosophie gewesen, die er während der gesamten Besatzungsjahre vertrat: Er wollte die schlimmsten Folgen nationalsozialistischer Politik verhindern. In seinem Bemühen erhielt er beachtliche Unterstützung von seinem Vorgesetzten, dem militärischen Befehlshaber der Kanalinseln, Graf von Schmettow: ein Gesicht, das an einen Bussard erinnerte, tuberkulös und für die Insulaner so etwas wie ein Freund.

Inselkommandant Graf von Schmettow

Der General hatte eine tadellose militärische Karriere hingelegt. In eine schlesische Familie geboren, hatte er während des Ersten Weltkriegs als Kavallerist an der Ostfront gedient, wo er schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung wurde er an die Westfront geschickt, er führte dort das Kommando über eine Infanteriedivision, hatte jedoch erneut Pech: Er erlitt, wie übrigens auch Hitler, im Laufe des verheerenden Grabenkriegs eine Gasvergiftung.⁵⁰ Diese war so schlimm, dass sein rechter Lungenflügel entfernt werden musste. Unmittelbar vor seiner Ankunft auf den Kanalinseln hatte die Hamburger Infanteriedivision unter seiner Führung in Polen Erfolge erzielt. Da seine alten Kriegsverletzungen sich wieder meldeten, wurde er von der Ostfront in ein Sanatorium nach Frankreich geschickt; während er dort in seinem Bett lag, erhielt er die Nachricht von seiner Versetzung. Im September 1940 wurde er zum Befehlshaber der britischen Kanalinseln ernannt. Seine Kommandozentrale richtete er sich in St. Helier, Jersey, ein.

Er war ein freundlicher, begabter und vor allem gerechter Mann. Laut allen Zeugnissen, einschliesslich seines eigenen, war er den Insulanern wohlgesonnen. Seine Untergebenen mochten ihn. Er war ein Mann, der abwechselnd amüsant und beeindruckend sein konnte. Noch im August 1944 konnte die Gesellschaft des Generals von Aufsess aufmuntern, wie dieser berichtet: «Abend bei General eingeladen. Wir ziehen den kleinen sächsischen Kriegsgerichtsrat mit seinem praktischen Sinn für die kleinen Umweltsdinge auf. Die Wirkung ist überraschend. Er zieht vor uns aus allen Hosentaschen besonders darin aufgehängte Dinge wie Messer, Schlüssel, Feuerzeug usw. heraus und erklärt so richtig genüsslich im reinsten Sächsisch, wie er die Sachen weder verlieren noch sie ihm die Taschen kaputt machen können. [...] Wir alle können uns schwer das Lachen verbeissen über das budokudische Gestammele des Vertreters eines deutschen Zwergenstammes.»⁵¹

Einige Jahre nach dem Krieg wurde Schmettow gefragt, wie er zu den gegen Ende des Krieges von NS-Anführern erhobenen Vorwürfen stehe, er sei gegenüber der Inselbevölkerung zu milde gewesen; er antwortete:

«Es ging nicht darum, milde, sondern darum, vernünftig zu sein. Als ich das Kommando übernahm, merkte ich, dass korrektes Benehmen sowohl seitens der Bevölkerung als auch meiner Truppen menschliche Spannungen vermeiden konnte, die Repressalien und vielleicht sogar Tote zur Folge gehabt hätten. Hätten wir nicht auf einer solchen korrekten Basis operiert, dessen bin ich mir sicher, hätten die Insulaner es uns mit gleicher Münze zurückgezahlt und wir wären die meiste Zeit damit beschäftigt gewesen, mit der Bevölkerung zu verhandeln, anstatt in unserer Arbeit, eine strategische Basis zu schaffen, voranzukommen. Deswegen wollte ich auch, dass die Kanalinseln eine eigene Verwaltungseinheit bilden und nicht der Verwaltung für Frankreich unterstellt sind. Ich beteuerte meinen Vorgesetzten gegenüber, dass die in Frankreich getroffenen repressiven Massnahmen innerhalb der Kanalinseln sinnlos waren, wo ganz andere Verhältnisse herrschten.»

Schmettow hat sich in der Tat bis zum Ende seiner Dienstzeit den Insulanern gegenüber mit einer bewundernswerten Unvoreingenommenheit und Menschlichkeit verhalten. Gegen Ende jedoch gab es eine Meinungsverschiedenheit mit dem ungewöhnlich aufgebrachtten Victor Carey. Anlass des Streits war – das war fast unvermeidlich – der Mangel an Lebensmittelvorräten für die Insulaner. Von Schmettow sagte: «Die Insulaner wussten nicht, was es bedeutete, im Krieg zu sein. Sie mussten nicht die Auswirkungen des Kriegs erfahren, die die deutschen Städte, ganz Frankreich, London und Südengland erfahren mussten, auch nicht die Opfer, die sie erbringen, das Leid, das sie ertragen mussten. Auf den Inseln hat man nur einen Hauch davon zu spüren bekommen. Es gab lediglich die Bürde einer Besetzung zu tragen. Eine Besetzung, in der das Kommando, sich seiner Verantwortung bewusst, alles in seiner Macht Stehende tat, um Leid zu vermeiden, wo es zu vermeiden war.»

Von Schmettow hatte durchaus recht mit seiner Ansicht. Er und die Feldkommandantur hatten bei mancher Gelegenheit – einem notwendigen und höchst willkommenen Schutzschild gleich – den Druck abgefangen, den die Nazis auf die Inseln ausübten.

Im September 1944 beschäftigte ihn allerdings nicht mehr die Frage, wie Zivilisten am besten zu schützen waren. Eher waren es Gedanken an

die schrecklichen, im Osten, Westen und Süden erlittenen Niederlagen, die ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit verfolgten. Während dieser Tage der Verzweiflung hatte für Schmettow die Ausübung seiner militärischen Pflichten äusserste Priorität, auf anderes konnte er keine Rücksicht nehmen, auch nicht auf das Wohlergehen der Insulaner. Er war beim besten Willen kein vehementer NS-Anhänger oder Verehrer Hitlers, aber er war ein loyaler Armeeflizier, der bis zum Ende kämpfen würde – nicht für die NSDAP oder den gebrochenen «Führer», sondern um das Vaterland zu verteidigen. In einem Sendschreiben vom September 1944 teilte er Joseph Goebbels mit, dass die Inselfestung bis zum Ende treu durchhalten werde. Gefragt nach seiner bedeutendsten Erinnerung an die Besatzungszeit sagte Schmettow: «Ich erinnere mich an die hervorragende Führung der Obrigkeiten auf beiden Inseln, die sich in einer fast ausweglosen Lage fanden. Ihre Handhabung der Situation war beispielhaft. Ich erinnere mich auch daran, wie loyal die Menschen auf den Kanalinseln ihrem Land und König gegenüber waren. Ich bin sicher, dass diese Besetzung als eine einzigartige in die Militärgeschichte eingehen wird, in der die gegenseitige Achtung zwischen Inselbevölkerung und Besatzungskräften ein entscheidender Faktor war. Ich hoffe sehr, dass den Insulanern trotz der unerfreulichen fünf Jahre die hohen Standards der Truppen, die während jener Jahre gewissermassen Eroberer waren, in guter Erinnerung bleiben.»

Der Atlantikwall

Das Vermächtnis der Deutschen ist bis heute auf den Kanalinseln zu sehen: riesengross, plump und aufdringlich. Mächtige Befestigungsanlagen, Geschützstellungen und Tunnel verunstalten immer noch die Landschaft und Küste der Inseln, die zu deutschen Festungen wurden und bis zum bitteren Ende verteidigt werden sollten.⁵² Die Deutschen waren auf den Kanalinseln, um Krieg zu führen. Im Juni 1940 glaubten sie zunächst, der Krieg würde nur kurz andauern und spätestens an Weihnachten zu Ende sein. Während dieses kurzen Konflikts hätten die Kanalinseln vielleicht der

Luftwaffe als Basis für Angriffe auf das englische Festland dienen können. Es war den Deutschen zudem nicht entgangen, dass es sich um die *britischen* Kanalinseln handelte – und die Besetzung von britischem Territorium war ein fantastischer Propagandacoup.

Der Charakter des Krieges änderte sich mit der Zeit. Keine schnellen Siege konnten mehr errungen werden. Stattdessen gab es die Luftschlacht um England. Hitlers Gedanken wandten sich gen Osten, immer drängender wurde sein Wunsch, seine historische Rolle als Besieger der jüdischen Bolschewikenmacht in Russland zu erfüllen. Es war geplant, die Westfront zu verteidigen und an der Ostfront anzugreifen. Während er folglich damit beschäftigt war, in Stalins Staat einzumarschieren, mussten die bereits eingenommenen Territorien im Westen verteidigt und gesichert werden und das durch den Bau eines massiven Atlantikwalls, der sich von den norwegischen Fjords entlang der Küstenlinie Dänemarks, Hollands, Belgiens und Frankreichs bis hin zur nördlichen Grenze Spaniens zog. Eine gewaltige militärtechnische Leistung, für die tausende Arbeiter und Millionen Tonnen Beton, Eisen und Stahl benötigt wurden.

Die Kanalinseln wurden Teil dieses Atlantikwalls, der auf seiner gesamten Länge nirgends so stark gegen Angriffe befestigt war wie auf den Kanalinseln Jersey, Guernsey und Alderney. Ein Zwölftel des gesamten Materials, das für die Konstruktion des Walls benötigt wurde, verbaute man auf den Inseln. Forts, die während der Napoleonischen Kriege und Schlösser, die noch früher erbaut worden waren, wurden wieder in Dienst genommen, es wurden Flugabwehrartillerie und Maschinengewehre in ihnen aufgestellt. Mehr als 650 neue betonierte Befestigungsanlagen, Geschützstellungen und Wachtürme wurden auf den Inseln gebaut. Die Küstengebiete wurden vermint und an den Stränden wurden Panzerabwehreinrichtungen aufgestellt.

Insgesamt war es eine gewaltige Unternehmung, im Zuge derer viele Menschen litten und starben – und das für einen allem Anschein nach äußerst geringen militärischen Vorteil. Einige Einheimische profitierten von diesem grossen deutschen Befestigungsprogramm. Wie Reverend Ord sagte: «Zement wird unterschlagen, und zwar folgendermassen: Die Deut-

schen zwingen unsere Männer, für sie zu fahren. Schnell kommen die Guernseyer Fahrer darauf, dass Freunde sich von Zeit zu Zeit über ‚einen Sack Zement‘ freuen würden. Das lässt sich machen. Aber dann wird man mutiger. Zeit und Ort werden bestimmt, und bereitwillige Helfer werden eingespannt. Der Fahrer, mit dem man eine Abmachung hat, begibt sich zum Schiff für die erste Ladung des Morgens. Wenn er seine drei Tonnen hat, fährt er schnell weg zu dem Ort, wo der OT-Chef bereit ist, ihn zu empfangen. Das Auto wird entladen und der Chef unterschreibt ein Papier, lässt dem Fahrer aber den Durchschlag in seinem Fahrtenbuch zurück. Sofort fährt der Fahrer zurück zum Hafen und lädt erneut. Dieses Mal fährt er nicht zur Baustelle der Befestigung, sondern zum Hof des ‚Freunds‘, der dort wartet, um abzuladen. Gern getane Arbeit geht leicht von der Hand: das war nie wahrer als hier! Wenn die drei Tonnen ausgeladen sind, kehrt der Fahrer wegen einer dritten Ladung zum Schiff zurück. In der Zwischenzeit hat er sorgfältig die Unterschrift des NS-Bosses in seinem Fahrtenbuch gefälscht. Nach dem Mittagessen fährt er mit Höchstgeschwindigkeit zur Baustelle, wo ein wütender Boss wissen will, wo er die ganze Zeit gewesen ist. Er antwortet: ‚Wenn Sie uns etwas Öl geben könnten, um unsere Fahrzeuge zu schmieren, würden sie nicht in Stücke zerfallen, wie sie es derzeit tun! Ich weiss gar nicht, wie viel Zeit ich dabei verloren habe, meinen Laster zusammenzuflicken und ich habe mir ein Bein ausgerissen, um Ihnen eine zweite Ladung zu bringen und so wird es mir gedankt! ‘ Wer kann sagen, wie viel Zement derart von seinem ursprünglichen Bestimmungsort im Atlantikwall umgelenkt wurde? Es belustigt uns, an so viel unentdeckte Sabotage zu denken. Es entschädigt für die Handvoll korrupter Quislinge mit ihren anonymen Briefen über Radiogeräte. »

Die Briten hatten bereits lange vorher geurteilt, dass die Kanalinseln, wenn überhaupt, nur geringen strategischen Wert hatten. Auf Grundlage dieser Einschätzung wurde entschieden, die Inseln nicht zu verteidigen. Die Deutschen teilten diese Ansicht, dass die Inseln nur von geringer militärischer Bedeutung waren. Natürlich konnte die Besetzung dieses winzigen Teils von Grossbritannien einen ungeheuerlichen Propagandaeffekt haben, aber kaum jemand glaubte, dass sie irgendeinen bedeutsamen mili-

tärischen Vorteil bringen würde – kaum jemand ausser Hitler, der wider besseres militärisches Wissen glaubte, die Kanalinseln seien von enormer strategischer Wichtigkeit und müssten maximal fortifiziert, mit Garnisonen belegt und insgesamt in uneinnehmbare Festungen verwandelt werden. Diese Besessenheit des Führers bezüglich der Inseln und ihrer Befestigung war Wahnsinn und ist in der Tat bekannt als Hitlers Inselwahn.

Wie kam Hitler zu der Ansicht, dass die Inseln eine derartige strategische Bedeutung für das grosse deutsche Kriegsvorhaben besaßen? Eine Antwort darauf könnte vielleicht wie folgt lauten: Wie wir gesehen haben, änderte sich der Charakter des Krieges an seinen Schauplätzen im Westen komplett: von einem kurzen Angriffskrieg wurde er zu einem Verteidigungskrieg, der mehrere Jahre und noch länger hätte andauern können, während der Konflikt im Osten in die entscheidende Phase ging. Der Atlantikwall musste erbaut werden, um die westeuropäischen Territorien vor einer möglichen Invasion zu schützen. Aber wo würde der Feind wahrscheinlich zuerst zuschlagen?

Die Kommandounternehmen auf den Kanalinseln waren, gelinde gesagt, nicht sehr erfolgreich gewesen. Es konnten nur wenige bis gar keine nützlichen Informationen eingeholt werden, viele der britischen Soldaten flogen auf und wurden gefangen genommen, die Zivilbevölkerung wurde einer erheblichen Gefahr ausgesetzt. Diese Nadelstichangriffe waren eher stümperhaft durchgeführt und sind als militärisch misslungen einzustufen. Hitler hielt die Kommandos allerdings für ein eindeutiges Anzeichen dafür, dass die Briten als Allererstes die Kanalinseln angreifen würden; wenn dem so wäre – und es gab sehr wenige «Wenns» in Hitlers Denken –, dann sollten sie auch der allerletzte Ort sein, den sie einnehmen würden. Das sollte um jeden Preis verhindert werden. Die Kanalinseln mussten so stark wie möglich befestigt werden.

Die Inseln waren in deutschen Händen und sie sollten das auch nach dem endgültigen Sieg bleiben. Frankreich, Grossbritannien, Holland und Belgien sollten etwas Autonomie zurückerhalten, aber nicht die Kanalinseln. Sie sollten vollkommen deutsch bleiben und unter der Schirmherrschaft von Robert Ley und seiner «Kraft durch Freude»-Bewegung zu ei-

nem Feriendomizil für das gute NS-Volk werden. In Hitlers eigenen Worten: «Die Bewohner der von uns besetzten Kanalinseln betrachten sich stets nur als Einwohner des britischen Imperiums, nicht aber als Untertanen der englischen Krone. Für sie ist der englische König auch heute noch lediglich der Duke of Normandy. Bei einer richtigen Behandlung durch die deutsche Inselbesatzung bedeuten sie für uns daher kein Problem.

Den mir gemachten Vorschlag, die Inseln mit Friesen oder Emsländern zu besiedeln, lehne ich ab; denn die Friesen oder Emsländer sind als Marschbauern in erster Linie Viehhalter, während die Einwohner der Kanalinseln Kleingärtner sind. Wenn die Engländer diese Inseln gehalten hätten, hätten sie uns von ihnen aus manch schönes Schnippchen schlagen können, sie hätten sie nur zu befestigen und Flugplätze für Jäger auf ihnen anzulegen brauchen. Nun haben wir uns dort mit entsprechenden Befestigungen eingerichtet und durch ständige Belegung mit mindestens einer Division Vorsorge getroffen, dass die Inseln nicht eines Tages in englische Hände zurückkommen.

Nach dem Krieg kann Ley die Inseln erhalten, da sie mit ihrem wunderbaren Klima ideale Erholungsmöglichkeiten für die Organisation ‚Kraft durch Freude‘ bieten und die Kureinrichtungen, da die Inseln sowieso vollgepfropft sind mit Hotels, ohne viel Neubauerei weiter betrieben werden können.»⁵³

Am 15. Juni 1941 erliess Hitler die Direktive zur Fortifikation der Inseln. Im November des Jahres kam Dr. Fritz Todt auf die Inseln. Er war der Begründer der Organisation Todt (OT), die die deutsche Kriegsmaschinerie mit Arbeitskräften versorgte. Er kam, um das Aufstellen einer Arbeitstruppe vorzubereiten, die die gewünschten Befestigungsanlagen erbauen sollte und verlor keine Zeit. Die ersten OT-Arbeiter kamen bereits eine Woche später auf die Inseln. Ihre Ankunft veränderte die Art der Besetzung – und infolgedessen änderte sich auch die Wahrnehmung der Insulaner. Gegen Ende des Jahres berichtete Sinel: «Tausende von ausländischen Arbeitskräften strömen auf die Insel [Jersey]: Sie gehören allen möglichen Nationalitäten an, unter ihnen sind auch Spanier, die während des Bürgerkriegs in Frankreich interniert wurden; die meisten von ihnen sind arm dran – unzureichend gekleidet und beschuht, und alle leiden Hun-

ger; man hat einige am Weihnachtstag gesehen, wie sie rohe Napfschnecken und Eicheln assen; und stets sind sie bereit, für ein Stück Brot zu betteln.»

Es war ein unschöner Anblick – aber Schlimmeres sollte noch aus Russland kommen. Der spektakuläre Erfolg der Deutschen Armee in der Frühphase des Unternehmens *Barbarossa* führte dazu, dass Abertausende von russischen Soldaten gefangen genommen und in grossen Lagerhäusern untergebracht wurden. Sie waren ohne Essen, ohne Schutz und ohne sanitäre Anlagen. Man liess sie dort erbarmungslos sterben, was hatten «Untermenschen» auch sonst verdient?

Als der Krieg voranschritt und der Bedarf der Deutschen an Arbeitskräften stieg, dämmerte es ihnen, dass diese riesigen gefangenen Heere eine reiche Quelle an Arbeitskräften waren. Es war doch viel besser, die «Untermenschen» für das Dritte Reich arbeiten zu lassen, als sie sinnlos und unergiebig irgendwo auf fremdem Gebiet sterben zu lassen. Die OT holte sie aus den Lagern und transportierte sie wie Tiere in Viehwaggons überall hin, wo Arbeitskräfte benötigt wurden. Einige kamen auf die Kanalinseln. Sie wurden misshandelt, sie wurden geschlagen, sie hungerten: Die Einstellung der Insulaner ihren Invasoren gegenüber änderte sich beim Anblick dieser armen Kreaturen. Die Inselbewohner hatten niemals zuvor eine derartige Brutalität und Bösartigkeit gesehen. Coutanche war entsetzt. Er ging ohne Umwege zu von Schmettow: «Ich erzählte ihm von den elenden Gefangenen, die ich gesehen hatte, wie sie von den Wächtern zur Arbeit getrieben wurden; ihre Füsse waren so wund, dass sie in Stoff eingewickelt waren. Ich habe gesehen, wie sie auf Ellenbogen entlangrobbten, um ihre Füsse etwas zu entlasten. Er war verständnisvoll und versprach zu tun, was er konnte.»

Schmettow beteuerte, dass ihn diese Horrorberichte entsetzten. Zwar wollte er die Umstände jener Versklavung der Russen untersuchen, aber es erging ihm wie vielen anderen Armeeeoffizieren an allen Fronten: Er konnte nur wenig tun, um die Bedingungen für die Häftlinge zu verbessern, die in der NS-Kriegsmaschinerie gefangen waren.

Die anderen Dienstgrade

Für den gewöhnlichen deutschen Soldaten war es sicherlich angenehmer, auf den wundervollen Kanalinseln zu sein als etwa an der Ostfront. Die Inseln waren, das äusserten viele von ihnen insbesondere in den ersten Tagen der Besetzung, ein Ort, an dem sie sich sicher und wohl fühlten. Sie liefen durch die Strassen von St. Peter Port oder St. Heller, ohne befürchten zu müssen, niedergestochen oder abgeschossen zu werden. In allen anderen besetzten westeuropäischen Ländern – Frankreich, Holland, Belgien – liefen die deutschen Soldaten bewaffnet umher; nicht so auf den Kanalinseln. Es gab keinen Widerstand gegen die deutsche Besetzung, der sich etwa durch ein Attentat auf einen Diener des Dritten Reiches bekundet hätte. Die meisten gewöhnlichen Soldaten konnten wahrheitsgemäss sagen: «Es war eine friedvolle Zeit, ja. Es gab überhaupt keine Kämpfe. Ich kann nur sagen, dass eine friedliche und angenehme Atmosphäre herrschte.» (Karl Orban)

Diese Atmosphäre änderte sich freilich, als Hunderte von Arbeitern und russischen Sklaven der OT kamen, um die Anlagen zu bauen, die aus den Inseln Festungen machen sollten: «Jersey, Guernsey, Sark und Alderney wurden völlig zubetoniert und es war schrecklich zu sehen, wie viele Leute der Organisation Todt herübergeschifft wurden, um diese Bunker zu bauen. Es war ebenfalls beunruhigend zu sehen, wie viel Groll dies alles bewirkte, insbesondere bei den Bauern, denn wir hatten ihnen für den Bau teilweise gutes Land weggenommen. Als ich die Fremdarbeiter sah, bereitete es mir grossen Kummer, zu sehen, wie sie in einfachen Baracken lebten, in Lumpen herumliefen und derart mickrige Essensrationen erhielten, obwohl sie rund um die Uhr arbeiteten, um den Deutschen die Bunker zu bauen. Es geschah oft, dass ein fertiger Bunker etwa drei Wochen später in die Luft gesprengt wurde, weil er nach Ansicht der Pioniere falsch platziert worden war.» (Werner Grosskopf)

Aber im Grossen und Ganzen und während beinahe der gesamten Besatzungszeit verbrachte der normale deutsche Soldat eine relativ gute Zeit auf den Inseln. Die Insulaner verhielten sich den deutschen Soldaten gegenüber sehr friedlich und sehr oft gar liebenswürdig. Mit Ausnahme der

letzten Kriegsmonate gab es meistens genug zu essen für alle. Der Kontrast zur russischen Front war eklatant, wie der Gefreite Killmann erklärt:

«Ich kam von der russischen Front, vom Heeresgruppenzentrum, wo wir eine schreckliche Schlacht erlebt hatten. Ich hatte Glück und wurde als Soldat mit Erfahrung an der Ostfront ausgewählt, um an den Ort geschickt zu werden, wo die Invasion im Westen beginnen sollte. Zuerst freute ich mich nicht darüber, dass ich meine Kameraden verlassen musste, aber als ich hörte, dass ich auf die Kanalinseln gehen sollte, war ich glücklich, weil für uns Soldaten die russische Front so grausam war, so schrecklich, dass man sich nur freuen konnte, diesem Chaos zu entkommen. Ich freute mich auf Jersey, insbesondere da ich aus der Schule noch etwas Englisch konnte und wir einen Lehrer gehabt hatten, der in Oxford studiert hatte. Ich wusste daher, dass ich gegen Menschen würde kämpfen müssen, die gewissermassen verwandt sind mit uns Norddeutschen. Es ist allgemein bekannt, dass die Angeln und Sachsen im Jahr 450 nach England gingen. Wir nahmen deswegen an, dass die englische Art der unseren ähnlich war. Aus diesem Grund konnte man sich nur freuen, auf diese Inseln zu gelangen. Wir wussten, dass man uns an dieser englischen Front angemessen und human behandeln würde, selbst als Gefangene, was an vielen anderen Fronten gewiss nicht der Fall war.»

Killmann konnte sich zu Recht über seine Versetzung auf die Inseln freuen, da es an der Westfront ziemlich ruhig war; die Briten hatten nicht vor, ihre eigenen Leute in St. Peter Port oder St. Helier zu bombardieren. Zudem war es, trotz Hitlers gegenteiliger Vermutung, nicht wahrscheinlich, dass die Alliierten eine grossangelegte Invasion der Kanalinseln starten würden, da sie ihre eigenen Leute nicht dieser Gefahr aussetzen wollten. Die deutschen Soldaten waren so sicher, wie sie es in einem Konflikt vom Ausmasse des Zweiten Weltkriegs nur sein konnten.

Es herrschte Ruhe. Die einzige grosse Angst der deutschen Soldaten war, dass sie vom deutschen Oberkommando den Befehl erhalten könnten, sich auf die Schlachtfelder der Ostfront zu begeben. Ansonsten verbrachte der deutsche Soldat seine Tage mit endlosen Feldübungen und Wachdiens-

ten, zudem wurden Paraden abgenommen. In der Freizeit konnte man ins Kino gehen. Freilich verlor das Kino mit seinen endlosen Propagandafilmen bald seinen Reiz. Dann gab es den Strand, wo man Sport treiben, an Wettkämpfen teilnehmen, schwimmen oder einfach im Sand faulenzen konnte. Man konnte auch sein Glück bei den Frauen versuchen. Baron von Aufsess war nicht der Einzige, der auf Beute aus war.

Oder, wenn man auf Jersey stationiert war, konnte man in einem der Freizeitzentren in St. Brelade oder St. Helier seine Zeit vertreiben, oder aber: «Wir konnten ins Forum-Kino oder auch ins Theater gehen. Es gab einige Cafés, wie das Maxim oder das Fortes, wo wir uns gelegentlich aufhielten. Wir hatten nach der Arbeit genügend Möglichkeiten, uns die Zeit zu vertreiben. Es gab auch eine Buchhandlung, wir konnten Bücher kaufen – ich tat es. Zu keinem Zeitpunkt war es langweilig, zumindest mir nicht.» (Gefreiter Meissen)

Es herrschte vielleicht keine Langeweile auf den schönen Inseln, aber die Menschen hungerten. Die Hungersnot kam, nachdem die Alliierten im Juni 1944 die Normandie eingenommen hatten. Die Kanalinseln waren komplett von ihren Versorgungsquellen in Frankreich abgeschnitten. Der Gefreite Killmann berichtet weiter: «Wir fingen an, alles aufzubewahren. Alles war knapp und wurde im Winter 1944-45 noch rarer. Wir mussten Hunger leiden, als alle Pferde der Soldaten aufgegessen waren. Es gab keine Vorräte mehr. Als auch alle Kaninchen und Zuchthühner aufgegessen waren, nahmen wir uns Katzen und Hunde vor. Man tötete sie ohne jede Scheu und in aller Öffentlichkeit, sie endeten im Suppentopf. Ich kann mich an eine Begebenheit erinnern, als es an der Westküste eine grosse Sturmflut gab und [...] Tintenfische angespült wurden und alle Einheiten den Befehl erhielten, ihre Truppen an die Strände zu schicken mit Eimern, um diese einzusammeln und zuzubereiten. Sie schmeckten allerdings so ekelhaft, dass wir keinen essen mochten.»

«Die Lage war schlimm, sehr, sehr schlimm», ergänzt Gefreiter Meissen, «es blieb nichts übrig, das wir hätten essen können, und als am Ende die Engländer hier landeten, forderten sie uns auf, unsere Quartiere auszuräumen. In der gleichen Nacht offenbarten sich uns Dosen, Bier, Kognac,

alles, was noch da gewesen war und uns vorenthalten wurde. Wir hätten noch länger aushalten können! Wir betranken uns dann und bereiteten uns ein ziemlich gutes Festmahl zu, und die meisten von uns hatten dann Durchfall und schissen sich in die Hosen, es war einfach zu viel auf einmal. Wir lebten weitere zwei, drei Tage von den Vorräten. Wir assen zu viel, tranken zu viel. Aber gut war es.»

Die arische Art

In allen besetzten Ländern wollten die Deutschen nicht nur politische Kontrolle ausüben, sondern ihr grundlegendes System rassischer Selektion und Exklusion durchsetzen, was ein Ausmerzen all jener mit sich brachte, die aufgrund geistiger oder körperlicher Gebrechlichkeit nicht dem arischen Ideal entsprachen.

Die Deutschen brachten auch die Bürokratie, den Verwaltungsapparat mit, der zur Verwirklichung ihrer Ambitionen nötig war. Er nannte sich die Feldkommandantur und bestand aus zwölf Offizieren, die nicht Soldaten im eigentlichen Sinn waren, sondern eher Staatsbeamte in Uniform, weswegen die echten Soldaten auf sie herabsahen. Allerdings bekamen sie echte politische Macht, indem sie das Kommando für Zivilangelegenheiten auf den Inseln übernahmen.

Die Feldkommandantur war eine kleine Einrichtung; sie musste aber auch gar nicht gross sein, da die Inselbehörden den Grossteil der Arbeit, die für das zivile Funktionieren der Besetzung notwendig war, selbst erledigten. Der Royal Court der Inseln musste die Befehle der Deutschen erfassen und sie in geltende Rechtsvorschriften umsetzen, gemäss denen die Zivilverwaltung der Inseln und der ihr anhängende Verwaltungsapparat regierte.

Die Deutschen bekamen meistens ohne viel Widerstand, was sie wollten. Die Offiziere der Feldkommandantur wollten vor allem Listen haben: Listen für dieses, Listen für jenes; eine Liste ortsansässiger Ausländer, eine Liste mit Einheimischen; eine Liste der in Grossbritannien Geborenen, eine Liste mit Stenotypisten, ein Verzeichnis aller Bauern samt einer Auflistung ihrer Erzeugnisse. Sie wollten Listen für alles, wie es schien;

darunter allerdings auch Listen aller Juden und Freimaurer sowie all jener, die wegen ihrer geistigen oder physischen Behinderung hospitalisiert worden waren – sie sollten alle ermordet oder eingesperrt werden. Die treibende Kraft hinter diesem fanatischen Antisemitismus der Nationalsozialisten war natürlich Hitler selbst. Er glaubte an die Authentizität der «Protokolle der Weisen von Zion», er trug einen aussergewöhnlich tiefsitzenden Hass gegen Juden in sich. Sie waren schuld an der Korruption der deutschen Gesellschaft. Sie waren schuld an der Demütigung von 1918.

Sie waren das mitten im Herzen des Gemeinwesens wuchernde Krebsgeschwür: «Wenn ich einmal wirklich an der Macht bin, dann wird die Vernichtung der Juden meine erste und wichtigste Aufgabe sein. Sobald ich die Macht dazu habe, werde ich zum Beispiel in München auf dem Marienplatz Galgen neben Galgen aufstellen lassen. Dann werden die Juden gehängt, einer wie der andere, und sie bleiben hängen, bis sie stinken. So lange bleiben sie hängen, wie es nach den Gesetzen der Hygiene möglich ist, sobald man sie abgeknüpft hat, kommen die nächsten dran, und das geschieht so lange, bis der letzte Jude in München ausgetilgt ist. Genauso wird in anderen Städten verfahren, bis Deutschland vom letzten Juden gereinigt ist.»⁵⁴

Und später: «[...] abgestossen musste man aber werden, wenn man über die körperliche Unsauberkeit hinaus plötzlich die moralischen Schmutzflecken des auserwählten Volkes entdeckte. [...] Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre? Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein.»⁵⁵

Hitler schrieb dies während seiner Haft in der Festung Landsberg am Lech, wo er wegen seiner führenden Rolle beim Putsch im Münchner Bürgerbräukeller vom 8. November 1923 einsass. Nach seiner Freilassung und der anschliessenden Machtergreifung änderte sich Hitlers antisemitische Haltung nicht, vielmehr radikalisierte sich sein Standpunkt mit den Jahren. Die Nürnberger Gesetze⁵⁶ wurden verabschiedet. Die Juden wurden im Grunde entrechtet und aus dem politischen und kulturellen Leben inner-

halb der deutschen Gesellschaft entfernt. Sie wurden zu Unpersonen gemacht: geschlagen, ausgeraubt, eingekerkert, deportiert und schliesslich vernichtet.

Dieser radikale Antisemitismus kam im Gepäck der Feldkommandantur-Offiziere auf die Kanalinseln. Ähnlich wie in Holland, Belgien und Frankreich brauchte der erste Feldkommandant der Inseln, Oberst Schumacher, nicht lange, bis er die erste antijüdische Verfügung in den Gerichten der Inseln verzeichnen konnte. Schumacher kam am 9. August 1940 an. Die erste Verfügung wurde am 21. Oktober auf Jersey und am 23. Oktober auf Guernsey verabschiedet. Es sollten noch neun solcher Verfügungen folgen.

Clifford Orange, der oberste Meldebeamte auf Jersey und Inspector Sculpher, der Leiter der Guernseyer Polizei, waren damit beschäftigt, Listen für ihre deutschen Herren zusammenzustellen, die mit der Umsetzung dieser Massnahmen betraut waren. Zunächst war dies Dr. Gottfried von Stein, ihm folgte Oberkriegsverwaltungsrat Dr. Wilhelm Casper, der im Zivilleben Anwalt gewesen war. Nach dem Krieg wurde er, wenn nicht ein Lügner, so wenigstens jemand, der mit der Wahrheit bezüglich der Behandlung von Juden auf den Inseln äusserst sparsam umging, wie Madeline Bunting 1995 während ihrer Korrespondenz mit ihm feststellte. Casper behauptete, dass die zwei jüdischen Wienerinnen, vermutlich Therese Steiner und Auguste Spitz, nach Wien zurückgekehrt seien. Auschwitz erwähnte er nicht; auch Marianne Grünfeld liess er in diesem Zusammenhang aus. Er fügte hinzu: «Ich unterstützte Hitlers Verfolgung der Juden auf den Inseln nicht. Sie widersprach dem deutschen Grundgesetz und war nicht demokratisch legitimiert.»

Entgegen den Behauptungen des Doktors wurden die wenigen Juden auf den Inseln verfolgt, wie wir sehen werden. Therese Steiner und Auguste Spitz kehrten nicht einfach nach Wien zurück. Sie wurden unter stillschweigender Duldung der Inselobrigkeiten zusammen mit Marianne Grünfeld in ein Vernichtungslager gebracht, wo sie starben. Casper, nie um eine entlastende Erklärung verlegen, erinnerte sich viele Jahre nach dem Krieg: «Niemand auf den Kanalinseln – weder der Bailiff noch meine Person – wusste zu dieser Zeit, was mit den evakuierten Juden geschehen

würde [...]; wir glaubten, sie würden eingesperrt, wie andere aus den Inseln evakuierte Menschen auch.» Das ist allerdings nicht wahr. Er wusste genau, dass die Juden nicht mit den anderen aus den Inseln Deportierten in einem relativ annehmlichen Lager wie Biberach oder Laufen landen würden. Sie würden in Konzentrationslagern wie Ravensbrück, Auschwitz und Belsen landen, oder, wie er selbst in seinem Austausch mit dem Hauptquartier in Paris sagte, in Dachau – der Ort, an dem er sie gerne gehabt hätte.

Seinem eigenen Bericht nach schirmte Casper die Juden weiterhin ab, um sie vor Tod und Zerstörung zu schützen, als er von den Inseln nach Dänemark versetzt wurde, um dort unter der Führung Werner Bests zu dienen. Er behauptete, ein Freund und Verbündeter von Georg Ferdinand Duckwitz gewesen zu sein, der sich den Repressalien der Nazis gegen Juden widersetzte und wesentlich dazu beitrug, beinahe der gesamten jüdischen Bevölkerung von Dänemark die Flucht zu ermöglichen und das unter beachtlicher Gefährdung seiner eigenen Person. Casper schreibt Folgendes:

«Nachdem ich die Kanalinseln verlassen hatte, war ich der Vermittler zwischen den deutschen Streitkräften in Dänemark und der dänischen Regierung im Hauptquartier in Silkeborg in Jütland, dem kontinentalen Teil Dänemarks. Eines Tages erzählte mir mein Freund Duckwitz, der für Dänemark zuständige deutsche Schiffahrtssachverständige in Kopenhagen, dass Juden in Dänemark zu einem bestimmten Zeitpunkt in den Osten deportiert werden sollten. Er informierte den Leiter der Widerstandsbewegung in Silkeborg, einen hohen Forstbeamten, mit dem ich in Kontakt stand. Man kann in den Geschichtsbüchern nachlesen, dass fast die gesamte [jüdische] Bevölkerung von Dänemark nach Schweden flüchten konnte. Duckwitz war der erste deutsche Botschafter in Dänemark nach dem Krieg. Wir riskierten unser Leben im Krieg.»

Es gab eine weitere und, jedenfalls auf den Inseln, viel grössere Gruppe Menschen, die sich vor den Deutschen fürchten mussten: die Freimaurer, von den Deutschen beinahe so sehr gehasst wie die Juden. Im Gegensatz – manche sagen: in beschämendem Gegensatz – zu den Juden allerdings erhoben sich hier einflussreiche Stimmen zu ihrer Verteidigung. Es gab auf keiner der beiden Inseln Proteste gegen die Eintragung der ersten antijüdi-

schen Verfügung seitens des Obersten Rats oder des Kontrollgremiums. Immerhin intervenierte der Bailiff auf Jersey während der Einführung der achten Verfügung. Er «riet» Wilhelm Casper dazu, diese «weder zu registrieren noch auszuführen» (aus den Akten des Bailiffs von Jersey). Casper nahm den Rat an. Die 8. Verfügung wurde auf Jersey nicht registriert. Judensterne wurden trotzdem in Auftrag gegeben. Sie kamen aber nie an.

Lediglich Coutanches Protest ist dokumentiert. Bis zu diesem Datum im Juni 1942 gab es keinerlei Proteste im Namen der jüdischen Mitbürger. Man kann nicht sagen, dass ihre Interessen von grosser Bedeutung waren für die Behörden. Ganz im Gegenteil: sie wurden geopfert, um die guten Beziehungen zu den Deutschen nicht zu gefährden. Weder die Regierung von Jersey noch von Guernsey war bereit für den Kampf, den es zu kämpfen galt, um die jüdische Bevölkerung zu schützen. Hätten sie entschieden, sich für die Juden einzusetzen, hätten sie den Kampf sicherlich verloren, immerhin aber einen moralischen Sieg errungen, der für die Inselgemeinden in der Nachkriegszeit von unschätzbarem Wert gewesen wäre.

Die Freimaurer

Man war allerdings bereit zu kämpfen, als die Deutschen es, ihrer Gesinnung entsprechend, auf die Freimaurer abgesehen hatten. Auch diesmal kam der Anstoss von ganz oben: von Hitler, der die Freimaurer als ein Vehikel jüdischer Ambitionen betrachtete, die Weltherrschaft an sich zu reißen. In *Mein Kampf erklärt* Hitler, wie der Jude dies ins Werk setzen wollte: «Zur Stärkung seiner politischen Stellung versucht er, die rassischen und staatsbürgerlichen Schranken einzureissen, die ihn zunächst noch auf Schritt und Tritt beengen. Er kämpft zu diesem Zwecke mit aller ihm eigenen Zähigkeit für die religiöse Toleranz – und hat in der ihm vollständig verfallenen Freimaurerei ein vorzügliches Instrument zur Verfechtung wie aber auch zur Durchschiebung seiner Ziele. Die Kreise der Regierenden sowie die höheren Schichten des politischen und wirtschaftli-

chen Bürgertums gelangen durch maurerische Fäden in seine Schlingen, ohne dass sie es auch nur zu ahnen brauchen.»⁵⁷

Hitler war eindeutig in seinen Aussagen. Die Freimaurerei war ein internationales politisches Netzwerk von Juden und jüdisch geprägten Männern, deren Ziele und Weltbild dem Erhalt des Dritten Reich feindlich gesinnt waren; daher sollten alle Freimaurer zusammengetrieben und inhaftiert, ihr Eigentum eingestrichen werden.

Wie auch im Fall der Juden nahmen die Deutschen auf den Inseln schnell ihre unheilvolle Arbeit auf. Im Januar 1941 kam der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, eine Art Killerkommando unter der Führung des NS-Ideologen Alfred Rosenberg, auf die Insel mit dem ausdrücklichen Ziel, die Freimaurertempel auseinanderzunehmen. Rosenbergs Männer entwendeten alle die kunstvoll gearbeiteten Freimaurerinsignien, ganze Bibliotheken, Möbel, sogar die Teppiche aus den Tempeln auf Jersey und Guernsey und brachten sie nach Berlin. Dort wurden die Stücke ausgestellt, damit sich jeder Berliner von der Bedrohung des Vaterlands durch die Freimaurer ein Bild machen konnte. Diese freimaurerischen Reichtümer konnten ihren rechtmässigen Besitzern niemals zurückgegeben werden, weil sie in einem der zahlreichen Bombenangriffe auf die Hauptstadt zerstört wurden.

Aber die Deutschen begnügten sich nicht mit diesen Plünderungen. Sie wollten mehr – viel mehr. Im November 1941 wurde eine Anordnung zur Beschlagnahmung aller Vermögenswerte der Freimaurer erlassen. Das ging einen Schritt zu weit. Victor Carey war wachgerüttelt, er wurde tätig und wollte diesem grossangelegten Diebstahl zuvorkommen. Oberst Knackfuss informierte Coutanche und Carey: «Dem Dekret des Militärkommandeurs in Frankreich entsprechend muss das Eigentum der Freimaurerlogen liquidiert werden.»

Guernseys Lieutenant Governor, Hauptfreimaurer und Provinzial-Grossmeister Bailiff Victor Carey konsultierte Alexander Coutanche auf Jersey. Er schlug vor, die bedrohten Vermögenswerte der Freimaurer sicherheitshalber freiwillig den States, d.h. den Schatzämtern von Jersey und Guernsey zu überweisen, wo sie als Vermögen der Regierung vor den Deutschen sicher wären. Was die Freimaurer anbelangte, zeigte sich ein eindeutiger Widerstandswille.

Carey wich vom eingeschlagenen Kurs der kompletten Kooperation mit der Besatzungsmacht ab, als er es ablehnte, die Inselregierungen bei der Einführung der antifreimaurerischen Verfügung zu unterstützen: «Wenn die Erfordernisse des Kriegs dennoch die Auflösung der Logen auf Guernsey und eine Vermögensverfügung unumgänglich machen, dann schlage ich vor, dass nicht die örtliche Administration, sondern die Deutschen diesen Befehl vollstrecken.» Victor Carey protestierte. Diesmal bot er sich nicht an, wie seinerzeit, als er das halbe Dutzend Juden auf den Inseln meldete, er sagte: «Lasst mich, meine Freimaurer und unser Eigentum in Ruhe!»

Er hatte mit seinem Protest nur partiell Erfolg. Ein Grossteil des Eigentums der Freimaurer wurde von den Deutschen entwendet, aber immerhin genehmigte der Royal Court im Februar 1942 die mit den Deutschen gemachte Vereinbarung, die es den Freimaurern ermöglichte, ihre Vermögenswerte an die States zu transferieren. Dies war ein Sieg für die einheimischen Behörden und, was noch viel wichtiger war, es zeigte ihre Bereitschaft, sich für die Interessen mindestens eines Personenkreises auf den Inseln einzusetzen. Die Freimaurer erhielten von da an viel Schutz. So wurde beispielsweise im Februar 1943, als das deutsche Oberkommando in Berlin den Befehl zur Deportation von, unter anderem, «Juden und hochrangigen Freimaurern» erteilte, kein Freimaurer deportiert. Bis zum Ende des Krieges musste kein Freimaurer wegen seiner Gesinnung irgendwelche Unannehmlichkeiten mehr erleiden. Andernorts wurden sie bis zum Tode verfolgt, nicht so auf den Kanalinseln. Insgesamt wurden zehn Verfügungen gegen Juden in den Royal Courts verzeichnet, aber keine einzige gegen Freimaurer. Dabei hassten die Nationalsozialisten die Freimaurer ebenso sehr wie die Juden. Wie kam es dazu, dass die Freimaurer auf der Insel eine Immunität genossen, die ihren Brüdern auf dem Kontinent verweigert wurde?

Eine mögliche Antwort ist, dass die leitenden Offiziere der Besatzung keine Offiziere der SS, und auch ihrer Gesinnung nach nicht durch und durch NS-Männer waren. Vielmehr fürchteten sie, dass sie von der SS ersetzt werden würden, sollte es ihnen nicht gelingen, die örtlichen Behörden gefügig zu halten. Auch die Insulaner fürchteten sich davor.

Rückblickend ist es einfach zu sagen, dass folglich Raum gewesen wäre für Diskussionen, für Kompromisse und Proteste, vielleicht viel mehr, als sich die Insulaner bewusst waren. Aber sie gingen auf Nummer sicher, denn viele Leben standen auf dem Spiel.

Es schien auch, dass von Schmettow, von Aufsess, Fürst von Oettingen, Bandelow und sogar Knackfuss bei verschiedenen Gelegenheiten versuchten, die aus Paris kommenden Anordnungen im Interesse der Insulaner zu mässigen, den durch einen ungezügelten und triumphierenden Nazismus erlittenen Schlag zu mildern. Man denkt dabei sofort an die erste «verschwundene» oder «vergessene» Deportationsverfügung oder an Schmettows Eingreifen in der Nicolle-Symes-Affäre. Natürlich gab es im Falle eines direkt vom Führer kommenden Befehls keine Ausweichmöglichkeiten. Schmettow pflegte einen milden Führungsstil, er regierte nicht mit eiserner Faust – und dafür waren die Insulaner sehr dankbar.

Als gegen Ende der Besetzung die Lage immer hoffnungsloser wurde, verliess die Insulaner das Glück. Vizeadmiral Friedrich Hüffmeier, ein Marineoffizier und eingefleischter Nationalsozialist, kam auf die Inseln. Seine Anwesenheit bedeutete eine Gefahr für die ausgehungerte und belagerte Inselbevölkerung.

Endspiel

Die Ernennung eines Marineoffiziers war nach dem von Armeeoffizieren erdachten und ausgeführten Attentatsplan von 1944 nicht überraschend. Aber Hitler hatte in taktischer und, neuerdings, politischer Hinsicht seinen Generälen niemals vertraut. Es waren dieser Widerwille und dieses Misstrauen, die den ehemaligen Gefreiten dazu brachten, sich selbst im Dezember 1941 zum Oberbefehlshaber der Armee zu befördern – genau zu dem Zeitpunkt, als die deutsche Militärstrategie im Osten auseinanderzufallen drohte: der grösste Glücksfall für Stalin und die Alliierten im ganzen Krieg.

Wenn Hitler nicht auf seine Armeegeneräle setzen konnte und auch nicht auf den fettleibigen und drogenabhängigen Göring,⁵⁸ der für die zu-

nehmend schlechter funktionierende und leistungsschwache Luftwaffe zuständig war – an wen konnte er sich wenden, der bedingungslos loyal sein und ihn standhaft und wirksam unterstützen würde? Die Antwort war: die Marine, insbesondere Karl Dönitz, Grossadmiral der Kriegsmarine, ein vorbehaltloser Anhänger des «Führers» und einer der Ersten, die nach dem geplanten Bombenanschlag im Juli zur Wolfsschanze bei Rastenburg eilten, um dem aufgewählten «Führer» alles Gute zu wünschen und ihm ewige Loyalität zu schwören.

Hitler muss sehr beeindruckt gewesen sein. Als Göring und Himmler in Ungnade fielen, weil sie in dem schnell zerfallenden Staat zu gierig und zu früh nach der absoluten Macht griffen, schloss Hitler sie aus seinem Führertempel aus. In seinem Testament hielt er als seinen letzten Willen fest, dass Karl Dönitz sein Nachfolger sein solle.

Während Dönitz sich nahe der dänischen Grenze aufhielt, um das, was vom Dritten Reich übriggeblieben war, zu leiten, befand sich ein anderer loyaler Marineoffizier auf den Kanalinseln, weit hinter den alliierten Linien, abgeschottet, aber immer noch entschlossen, die Festunginseln bis zur Vernichtung des letzten Zivilisten und Soldaten zu verteidigen. Hüffmeier war ein guter Nazi, aber kein guter Seemann. Die unter seiner Führung stehende Besatzung des Schlachtschiffs *Scharnhorst* musste seine Unfähigkeit und sein seemännisches Ungeschick am eigenen Leibe erfahren. Hüffmeier war daher in der deutschen Kriegsmarine als Offizier auch nicht sehr beliebt oder geachtet. Der Autor John Winton beschreibt die Reaktion der Besatzung auf Hüffmeier folgendermassen: «Die Besatzung der *Scharnhorst* benötigte nicht lange, um zu erkennen, dass ‚Poldi‘ Hüffmeier eine permanente Katastrophe war. Sie glaubte, dass er seine Ernennung mehr seinen guten Beziehungen als seinen Fähigkeiten zu verdanken hatte. Es zeigte sich schnell, dass er ein schlechter Seemann war und nahezu ohne Talent für die Arbeit auf einem Schiff.»

Winton führt einzelne Versehen und Missgeschicke auf, die sich unter Vizeadmiral Friedrich Hüffmeiers Kommando auf der *Scharnhorst* ereignet hatten. Er brachte es fertig, mit dem hochmodernen Schlachtschiff bei einer Geschwindigkeit von 28 Knoten vor der Küste von Heia zu stranden. Während des Auslaufens aus dem Hafen von Gdynia steuerte er das Schiff

über das Tau einer Boje, das sich um die rechte Schiffsschraube wickelte und dadurch genug Schaden anrichtete, dass das Schiff in der Werft bleiben musste, während der Kreuzer eigentlich dringend auf hoher See benötigt wurde. Bevor ihn Kapitän zur See Julius Hintze endlich ablöste, verursachte er während eines Manövers im baltischen Meer noch einen Zusammenstoß mit einem U-Boot.

Im Sommer 1944 wurde Hüffmeier zum Marinebefehlshaber der Kanalinseln ernannt, an der Seite des Generalstabschefs der Streitkräfte von Schmettow, diesem aber untergeordnet. Der Admiral versuchte von Schmettows Autorität zu untergraben, charakterisierte seine Haltung in der Kriegsführung als «weich», seine Haltung den Insulanern gegenüber als «zu milde»; ein «Verfechter von Kompromissen». Er hatte Erfolg damit. Seine Inkompetenz, was die Schifffahrt anging, kompensierte er durch seine Fähigkeiten in politischen Auseinandersetzungen. Baron von Aufsess notierte am 1. März 1945 in seinem Tagebuch: «Der gestrige Tag brachte eine gewaltige Überraschung. Heyder teilte mir mittags mit: der General und Helldorf sind abgesetzt. Admiral Hüffmeier [sic] wurde ab 12 Uhr mittags schon Befehlshaber der Kanalinseln. Wesentliche Stellenwechselungen sind eingetreten. Das Ganze kommt einem Staatsstreich oder einem Putsch gleich.»⁵⁹ Er hatte ganz recht damit, Hüffmeiers Machtergreifung als einen Putsch oder einen *coup detat* zu bezeichnen, denn genau das war es: Ein erfolgreicher Versuch, den Wehrmachtsoffizieren die Macht zu entreissen, die immer weniger gewillt waren, sich an das Führerprinzip zu halten, und sie den Admirälen der Kriegsmarine zu übergeben, die bereit waren, dem «Führer» in die Götterdämmerung zu folgen.

Für die Absetzung von Schmettows wurde nie ein Grund angegeben, abgesehen von der knappen Aussage, dass er aus Gesundheitsgründen in die Heimat zurückkehren müsse, und das obwohl er, wie er selbst mit einiger Bitterkeit anmerkte, seit Jahren bei keinem Arzt gewesen war: «Nun kehrt er nach Deutschland zurück ohne noch eine Heimat und ein Haus zu haben. Seine Familie irrt als Flüchtlinge irgendwo herum.» (von Aufsess)⁶⁰ Er liess die Inseln hinter sich, die jetzt unter der Kontrolle eines zweitklassigen Seemanns und treu ergebenen Nazis standen; ein Mann, der

eher bereit war, wie er selbst erklärte, «ins Gras zu beissen», als zu kapitulieren. Sollte jeder einzelne der geplagten und hungernden deutschen Soldaten auf den Inseln eben sterben. In der Rhetorik des untergehenden Nazismus war ein Wagnerianisches Armageddon dem schmachvollen Niederlegen der Waffen, wie es 1918 geschehen war, vorzuziehen. Letzteres durfte nie wieder passieren! Am 3. März 1945 erfolgte ein Befehl, in dem Vizeadmiral Hüffmeier mitteilt, dass er das Kommando über die Kanalinseln von General von Schmettow übernehme, der aus gesundheitlichen Gründen zurücktreten musste. Er habe das Ziel, bis zum Endsieg standhaft zu sein.

Das bedeutete für die Insulaner vor allem eine enorme Gefahr. Das grosse Hungerleiden mochte zwar verhindert worden sein, aber nun drohte eine brutale und völlige Vernichtung der Zivilbevölkerung im Kampf zwischen den eindringenden Alliierten und den verteidigenden Deutschen. Man hatte einen Stellungskrieg auf den Inseln vermieden, weil die Anzahl der zivilen Todesopfer gewaltig gewesen wäre. Es gab keinen Zweifel daran, dass die Inseln wie alle anderen als «Festungen»⁶¹ deklarierten Orte, während dieser letzten, verzweifelten Wochen des Krieges samt ihrer Bevölkerung in Schutt und Asche gelegt worden wären.

Der Admiral liess sich von solchen Aussichten nicht abschrecken. Von Aufsess dokumentierte Hüffmeiers kämpferische Rede, die er anlässlich von Hitlers Geburtstag hielt:

«Hitlers Geburtstag wird mit einer grossen Ansprache des Admirals gefeiert. Der Admiral ist ein guter Schüler von Goebbels. Die Feier wird grossartig aufgemacht im Re[g]alkino. Riesige Fahnen, Orchester, Scheinwerfer. Der Admiral betritt mit seinem zu klein geratenen Adjutanten als ‚kurz und lang‘ die Bühne. Er sticht ein strammes ‚Heil Hitler‘ in den Saal, der es ihm einmütig laut erwidert. Dann tritt er vor das Pult, eine halbe Minute wirkungsvolles Schweigen.⁶² Dann beginnt er – ein Sohn einer Pastorenfamilie – seine nationalsozialistische Predigt, in der Adolf Gottstelle vertritt. Die Rede ist geschickt, fängt allgemeine Gefühle zunächst ein, beschönigt vieles in keiner Weise, um dann umso überzeugender die Gemüter fortzureissen. Etwas kommandomässig Strenges, Unerbittliches, etwas Rührseliges und am Schluss Pathetisches, welcher Deutsche fiele nicht darauf herein. Ich selbst kann die Wirkung ja nicht bestreiten. Nur

mein Verstand wehrt sich und meine Kritik und nach einer halben Stunde habe ich eine ehrliche Wut über diese Opiate, die so giftig und berauschend sind. Würde ich gewagt haben, etwas dazwischen zu rufen, ich wäre von den Berauschten zermalmt worden.»⁶³

Der Tenor seiner Rede war Widerstand bis zum bitteren Ende, ganz gleich wie viele deutsche Soldaten, ganz gleich wie viele Zivilisten sterben würden.

Am Ende kam es zu keinem Armageddon. Es bedurfte allerdings Hitlers Selbstmord, um dieser Katastrophe zu entgehen. Nach Hitlers Tod ernannte man Hüffmeiers Chef Grossadmiral Karl Dönitz zu Hitlers Nachfolger, der den Befehl gab, die Waffen niederzulegen und sich friedlich zu ergeben. Hüffmeier musste sich dem beugen.

Die HMS *Bulldog* (das Schiff, das die Enigma-Maschine erobert hatte) und die HMS *Beagle* übermittelten die Anweisung, dass die Kapitulation der auf den Kanalinseln befindlichen deutschen Streitkräfte auf dem Meer, vier Meilen südlich von Guernsey, stattfinden sollte. Schliesslich sandte Hüffmeier einen jungen, vor Ehrgeiz fiebernden NS-Nachwuchsoffizier, Kapitänleutnant Armin Zimmermann als seinen Stellvertreter, nicht um wie erwartet über die bedingungslose Kapitulation, sondern über die Bedingungen eines Waffenstillstandes zu verhandeln.

Der junge, blasse und magere Mann gab, wie er seine lederne Dokumententasche umklammerte, auf dem Deck des Schiffes HMS *Bulldog* eine etwas elende Figur ab. Es war seiner Sache nicht förderlich, dass er mit ausgestrecktem Arm «Heil Hitler» rief – nicht einmal, sondern zweimal –, bevor er seinen Auftrag bekannt gab. Man erklärte ihm entschieden, dass die Briten keinerlei Interesse daran hätten, über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Sie verlangten eine bedingungslose Kapitulation durch einen Ranghöheren als Zimmermann. Dieser blieb jedoch streitlustig und forderte, dass die beiden Kriegsschiffe sich aus der Reichweite der Geschütze auf den Inseln zurückziehen sollten, weil die generelle Waffenruhe, die am 7. Mai in Reims unterschrieben worden war, erst am 9. Mai in Kraft treten würde und man das Feuer eröffnen könne. Der junge Kapitänleutnant muss seine kleine Machtdemonstration genossen haben, so wie die Matrosen der britischen Kriegsschiffe den Anblick genossen haben

178 v. WER SIND DIESE LEUTE UND WARUM SIND SIE HIER?

mögen, wie Zimmermann sich in dem kleinen Beiboot, das ihn durch die bewegte See zurück nach Guernsey und zum Admiral brachte, einen sehr nassen Hintern holte.

Zimmermann kehrte wenige Stunden später auf das Schiff *Bulldog* zurück, diesmal allerdings begleitet von einem verdriesslichen Generalmajor Siegfried Heine, Admiral Hüffmeiers Stellvertreter und Kommandant von Jersey. Die Kapitulation wurde um 7.15 Uhr unterzeichnet. Der Krieg auf den Kanalinseln war zu Ende.

VI.

Das Empire schlägt zurück

Der Gedanke an britisches Territorium unter der Knute des «Hunnen» (*Hun*)⁶⁴ war Winston Churchill ein Gräuel, unerträglich für den alten viktorianischen Kavalleristen. Deshalb musste etwas geschehen. Es sollten Gebietskarten studiert werden, um britische Truppen nachts heimlich auf die Inseln zu schleusen, um die Invasoren zu töten oder gefangen zu nehmen. Sonderkommandos sollten diese Aufgabe übernehmen.⁶⁵ Zuvor musste jedoch ein Spähtrupp die Aufstellung und die Truppenstärke der Deutschen auf den Inseln erkunden; begonnen werden sollte auf Guernsey. Nur sechs Tage nachdem die Deutschen die Inseln besetzt hatten, machte ein Mann sich auf den Weg nach Guernsey, dessen Mission es war, so viele Informationen wie möglich über den militärischen Status der Insel einzuholen. Wie viele feindliche Truppen waren dort stationiert? Sollte Guernsey als Ausgangspunkt zur Invasion des britischen Festlandes dienen? Dieser Mann war Hubert Nicolle, der selbst aus Guernsey stammte. Er war allerdings nicht die erste Wahl gewesen. Zuerst war ein gewisser Captain Cantan vorgeschlagen worden, weil er auf Sark Beziehungen hatte – ziemlich enge sogar: Er war der Schwiegersohn der Dame of Sark, Sibyl Hathaway. Aber genau das machte ihn wiederum für diese Mission untauglich, denn wäre er von den Deutschen gefasst worden, hätte das seine Schwiegermutter in grosse Verlegenheit bringen können. So musste der 20-jährige Lieutenant Hubert Nicolle, der bis vor Kurzem noch auf Guernsey stationiert gewesen und im Zuge der Entmilitarisierung von der Insel abgezogen worden war, die gefährlichen Gewässer nach Guernsey über-

queren. Er wurde über mögliche Risiken informiert: Er trage bei dem Einsatz keine Uniform und könnte deshalb im Falle einer Verhaftung erschossen werden. Er nahm dies zur Kenntnis und stellte sich der Aufgabe. Nicolle sollte sich unverzüglich nach Plymouth begeben und dort an Bord des Royal Navy U-Bootes gehen, das ihn auf seine Heimatinsel bringen würde. Man hatte ihn angewiesen, sich bei seinen Erkundungen auf das Gebiet um den Hafen St. Peter Port und den Flughafen zu konzentrieren.

Etwas zu spät bemerkte man, dass kein Boot zur Verfügung stand, mit dem Nicolle die Strecke vom U-Boot zur Küste hätte zurücklegen können. Hastig besorgte man ihm in der Spielwarenabteilung der Gamages stores in London ein Paddelboot. Nicolle eilte mit dem verpackten Boot unter dem Arm nach Plymouth, um an Bord des U-Boots H43 zu gehen, das ihn auf die Kanalinsel bringen würde. Die Sache hatte allerdings einen Haken: das Paddelboot passte nicht durch die Luke des Unterseeboots. Besatzungsmitglied Lieutenant McGeoch wurde spontan zum Schiffsschreiner und löste das Problem auf clevere Weise, indem er das Paddelboot mithilfe von am Holzrahmen befestigten Scharnieren in ein Faltboot verwandelte. So passte es durch die Luke und konnte dann an Deck aufgeklappt werden.

Am Samstag, den 6. Juli um 21.18 Uhr, stampfte das U-Boot durch die Meerenge und nahm an Drakes Island und Plymouth (das damals noch nicht bombardiert worden war) vorbei Kurs auf die 140 Kilometer entfernte Insel Guernsey. Dieser Einsatz trug den Namen Operation *Anger*, was insofern passend war, als er aus Verärgerung stattfand: Aus Verärgerung und Wut darüber, dass Deutsche britischen Boden besetzten; darüber, dass britische Bürger durch eine fremde Macht versklavt worden waren, unter dem Joch der «Hunnen» standen.

Am Montag, den 8. Juli landete Hubert Nicolle, die erste britische Kommandoeinheit, erfolgreich auf der Insel Guernsey, und zwar in der Le Jaonnet Bay.⁶⁶ Nicolle erklimmte die Klippe und begann mit seiner Arbeit. Insgesamt blieb er drei Tage. Es gelang ihm herauszufinden, wie viele Truppen auf der Insel stationiert und wo sie konzentriert waren und was im Hafen und am Flughafen vor sich ging. Er konnte ermitteln, dass sich genau 469 deutsche Soldaten auf der Insel befanden. Er konnte sich dieser

Zahl sicher sein, da er Mr. H.H. Collins kannte, den Geschäftsführer der grossen Lebensmittelgeschäfte Le Riehes Ltd. auf Guernsey. Le Riehes belieferte alle deutschen Truppen mit Nahrungsmitteln und daher wusste Mr. Collins exakt, wie viele Soldaten es auf der Insel gab. Ausserdem wurde Nicolle von seinem Vater Emile Nicolle unterstützt, der als langjähriger Beamter im öffentlichen Dienst direkten Zugang zu vielerlei Informationen hatte, die sein Sohn benötigte. Nach drei Tagen hatte er seine Arbeit erledigt. Er begab sich, wie vorab besprochen, zur Küste, um von dort wieder an Bord des U-Boots nach England zu gehen. In der Dunkelheit am Strand begegnete er zwei Kollegen von der Guernseyer Miliz, Desmond Mulholland und Philip Martel, die gerade auf der Insel angekommen waren, um Phase zwei von Operation *Anger* durchzuführen.

Desmond Mulholland und Philip Martel waren als Vorhut auf der Insel und sollten die für die Nacht des 12. Juli geplante Ankunft der 140 Mann starken Kommandoeinheit No. 3 unterstützen. Dieser Teil des Einsatzes trug den Namen Operation *Ambassador*. Drei Kommandounternehmen sollten im Schutze der Dunkelheit auf die Inseln gelangen. Eine Einheit sollte den Flughafen angreifen und so viele feindliche Flugzeuge wie möglich zerstören, die zwei anderen sollten so viele Deutsche töten, wie sie in den vormaligen britischen Kasernen nur finden konnten. Ein sehr ehrgeiziger Plan.

Die ganze Aktion musste im Schutze der Nacht innerhalb von zwei Stunden über die Bühne gehen. In der Nacht vom 12. Juli begaben sich Martel und Mulholland wie vereinbart zum Strand von Le Jaonnet, um eine der ankommenden Einheiten des Sturmtrupps No. 3 zu führen. Sie warteten die ganze Nacht und weitere drei Nächte – aber es kam niemand. Man hatte nämlich in der Zwischenzeit entschieden, die Landung wegen schlechter Wetterverhältnisse im Kanal zu verschieben. Es gab keinerlei Möglichkeit, den beiden Männern diese Entscheidung mitzuteilen.

Als die Kommandos schliesslich die Gewässer vor Guernsey erreichten, verirrten sich zwei von ihnen, darunter dasjenige, das auf das Signal von Martel und Mulholland am Strand von Le Jaonnet hätte landen sollen. Zwar beförderten die HMS *Saladin* und die HMS *Scimitar* die drei Grup-

pen erfolgreich in Richtung Guernsey, aber diejenige, die nach Le Jaonnet sollte, verfehlte Jersey völlig und landete schliesslich vor der Küste von Sark, gab auf und kehrte zu den Mutterschiffen zurück. Eine Gruppe kehrte um, da sie das Signal zur Landung nicht erhielten. Dem dritten Kommando, unter der Führung von Colonel J. E. Durnford-Slater, gelang es dagegen, in Petit Port zu landen – und geriet in erhebliche Schwierigkeiten.

Man hat die navigatorischen Fehler plausibel erklärt: Es lag nicht an Inkompetenz oder mangelnder Vorbereitung, sondern an der Verwendung eines Anti-Minen-Geräts, dem sogenannten Entmagnetisierungssystem. Major John Smale, der dem von Durnford-Slater geleiteten Kommando angehörte, gab folgende Erklärung: «Das entmagnetisierende System bestand aus einem Draht oder Kabel um das Schiff herum, das unter Strom stand, wodurch verhindert wurde, dass Minen angezogen wurden. Man hatte nicht bemerkt, dass es den Kompass störte. Wir verpassten Guernsey beinahe. Nur weil Durnford-Slater zum Kapitän sagte: ‚Dort drüben ist eine Insel, könnte das unsere sein?‘, wendeten wir nach links und gelangten nach Guernsey.»

Wegen der 48-stündigen Verschiebung des Unternehmens *Ambassador* herrschte Flut, als die Männer endlich das Land erreichten. Die Landungsboote liefen auf Felsen auf anstatt, wie erwartet, auf weichen Sand. Als die Männer ins Meer sprangen, stieg das Wasser ihnen bis an den Hals, ihre Kampfanzüge und Stiefel wurden durchnässt, genauso wie ihre Gewehre. Trotzdem quälten sie sich an Land und begannen, die über 300 Fuss hohen Klippen hinaufzusteigen. Es war ein mühevoller Aufstieg, aber als sie oben angekommen waren und ihre Mission starteten, war das Glück ihnen hold in Gestalt eines Anson-Fliegers der RAF, der genau über ihren Köpfen kreiste. Dies war ein geplantes Manöver. In London hatte man völlig zu Recht vermutet, dass der Lärm eines Flugzeugs von den Aktivitäten der britischen Angreifer ablenken würde. Da Durnford-Slaters Männer, wie es schien, die gesamte Hundepopulation der Insel aufgeweckt und zum Belen gebracht hatten, war der Einsatz der RAF mehr als willkommen.

Dann jedoch begannen die Dinge schiefzulaufen. Ein Teil des Unternehmens bestand darin, einen Maschinengewehrposten auf Jerbourg,

Guernsey, anzugreifen. Einer aus der Gruppe, de Crespigny, brach in einen kleinen Holzbungalow ein, weil er glaubte, dort Informationen über deutsche Truppen zu bekommen, die sich womöglich in der Nähe befanden. Vergebliche Mühe, denn der Besitzer des Bungalows, Bill Crocker, stotterte und als de Crespigny ihn befragen wollte, stotterte er vor Angst noch mehr und zwar äusserst laut. Der Soldat befürchtete, dass das Geschrei die Deutschen auf den Plan rufen würde und schlug Crocker den Griff seines Gewehrs so hart über den Kopf, dass dieser bewusstlos wurde.

Als sich der Trupp schliesslich an die MG-Stellung angeschlichen hatte, war dort kein Deutscher vorzufinden: niemand, den man hätte gefangen nehmen oder töten können. Gleiches galt für die alten britischen Kasernen, die sie sich als Nächstes vornahmen. Keine Deutschen in Sicht! Es lief wahrlich nicht gut; zwar hatten sie ein paar Kabel durchgeschnitten und, um ihren Fluchtweg zu sichern, eine Barrikade aus Granitsteinen erbaut, die sie aus Fred Veales Haus entnommen hatten. Aber Durnford-Slaters kleiner Trupp war sich bewusst, dass ihr Unternehmen keineswegs von Erfolg gekrönt war. Zudem wurde ihnen klar, dass der geplante Angriff auf den Flughafen, das Hauptziel der Mission *Ambassador*, nicht stattgefunden haben konnte: Aus der Richtung des Flughafens kam nämlich überhaupt kein Lärm.

Ausserdem war ihre Zeit abgelaufen. Es war bereits 3 Uhr früh, eigentlich hätten sie die Inseln zu diesem Zeitpunkt schon hinter sich gelassen haben sollen. Sie rannten die hohe Klippe hinab zum Strand. Durnford-Slater war so gut wie unten angekommen, als er plötzlich stolperte und hinfiel. Aus seiner entsicherten Pistole löste sich ein Schuss. Die Deutschen, die das auf der anderen Seite des Strandes Le Jaonnet positionierte Maschinengewehr bedienten, eröffneten das Feuer, aber aus irgendeinem Grund nahmen sie das offene Meer unter Beschuss, nicht den Strand. Slater konnte im Dunkeln die Umrisse der Landungsboote ausmachen, die darauf warteten, die Männer wegzubringen. Sie waren nur wenige hundert Meter entfernt, konnten sich jedoch nicht weiter nähern, da die See zu rau und die Felsen zu nah waren. Stattdessen schickte man ein kleines Beiboot mehrmals hin und her, um die Männer in Zweier- oder Dreiergruppen abzuholen.

Bei der fünften Fahrt kam es zur Katastrophe: Eine riesige Welle schleuderte das Boot gegen die Felsen. Ein Soldat ertrank dabei und das Boot war vollkommen zerstört. Ein verzweifelter Durnford-Slater befahl seinen Männern, zu den Landungsbooten hinauszuschwimmen. Drei von zehn Männern gestanden ihm, dass sie nicht schwimmen konnten. Slater war verärgert, immerhin hatte er in weiser Voraussicht darauf bestanden, dass für die Operation *Ambassador* nur Männer ausgewählt würden, die schwimmen konnten. Niemand hatte sich die Mühe gemacht zu überprüfen, ob dem wirklich so war.

Er hatte keine Wahl, als sie auf der Insel zurückzulassen. So wurden sie die ersten britischen Kommandos, die in Feindeshand fielen. Sie blieben bis zum Kriegsende in Gefangenschaft. Durnford-Slater fasste das gesamte Erlebnis folgendermassen zusammen: «Der Überfall war natürlich ein furchtbarer, beinahe lachhafter Fehlschlag. Wir hatten keine Gefangenen machen können. Wir hatten keinen ernsthaften Schaden anrichten können. Wir hatten keinen Feind verletzen oder töten können. Selbst die Drahtrolle für Lieutenant Smales Strassensperre war zu schwer gewesen, um sie die steilen Klippen hochzutragen. Es gab keine MG-Stellung und keine Kaserne, die in Gebrauch war. Wir durchtrennten drei Telegraphenkabel. Ein Teenager hätte das erledigen können.»⁶⁷

Noch verärgerter als Slater (so das überhaupt möglich war) war Churchill. Er liess der Oberkommandantur eine erzürnte Nachricht zukommen: «Lassen Sie es zu keinem weiteren dummen Fiasko kommen, wie jenem auf Guernsey. Mir widerstrebt die Vorstellung, dass all diese Küstengebiete durch solche Nadelstichangriffe gegen uns aufgebracht werden könnten.» Der grosse Kriegsführer ereiferte sich zudem über die, wie er sie nannte, «überschwänglichen Kommunique», die nach den Angriffen überbracht worden waren und das, was in Wirklichkeit ein gänzlich militärisches Versagen gewesen war, in einem siegreichen Licht erscheinen liessen. Auch Ambrose Sherwill, der Vorsitzende des Kontrollgremiums der States von Guernsey war über diese Überfallkommandos alles andere als erfreut. Er wollte sich in einem äusserst direkten Schreiben an Charles Markbreiter im Innenministerium wenden, in dem er energisch gegen jegliche militärische Intervention auf den Inseln protestierte: «In der Nacht

vom 14. auf den 15. Juli landeten britische Streitkräfte auf Guernsey. Sie überfielen einen alten Mann, der in der Nähe ihres Landeplatzes wohnte. Sie schnitten einige private Telefonkabel durch, errichteten eine Strassensperre und hinterliessen eine Menge an Waffen, Munition, Kleidung und Ausrüstung. Einige aus der Gruppe wurden zurückgelassen und von den Deutschen gefangen genommen. Es gab keine Todesopfer. Ich weiss nicht, welchen Zweck dieser Überfall hatte, uns kommt er sinnlos vor. Bis sicher erwiesen war, dass Streitkräfte gelandet waren, glaubte die deutsche Obrigkeit selbstverständlich, dass Einheimische hinter der Sache steckten, und obwohl dann die Wahrheit ans Licht kam, wurden uns aufgrund dessen gewisse Restriktionen auferlegt.

Mit diesem Brief möchte ich Sie darum bitten, sich bei den geeigneten Stellen dafür stark zu machen, dass derartige militärische Aktivitäten unterlassen werden – vor allem in Anbetracht der vorher von der britischen Regierung getroffenen Entscheidung, die Inseln im Interesse der hier lebenden Menschen zu entmilitarisieren. Solche Massnahmen können den Verlust an Menschenleben bei der Zivilbevölkerung nach sich ziehen und schwächen im Allgemeinen unsere Position. Bitte fordern Sie dies ausdrücklich. Auch der Bailiff war von diesem Überfallkommando überrascht. Hiermit spreche ich auch für ihn und viele angesehene Einwohner hier.»

Der Fall der beiden Offiziere Mulholland und Martel, die auf Guernsey verbleiben mussten, weil ihr Rettungsboot nicht erschienen war, um sie von der Insel wegzubringen, veranschaulichte Sherwills Anliegen. Die beiden Männer waren gezwungen, eigenständig ihre Flucht zu planen. Sie gingen zur Perelle Bay, nahmen sich ein kleines Boot und liefen aus – vermeintlich in Richtung England. Leider hatten sie wenig Ahnung von Navigation und noch viel weniger vom Segeln. Sie liefen bei den Riffen beinahe auf Grund und kenterten fast, bevor sie sich entschieden, den Gedanken an Flucht aufzugeben, und (unter grossen Schwierigkeiten) an Land zurückkehrten.

Martel und Mulholland gelang es später, nach Sark überzusetzen, wo sie hofften, ein geeigneteres Boot zur Flucht zu finden. Die Deutschen hatten zu ihrem Unglück alle Fischerboote am Hafen von Creux beschlag-

nahmt. Wer einmal auf Sark gewesen ist, weiss, dass es nur einen einzigen Weg zu und aus dem Hafen gibt: Er führt durch einen schmalen, in den Felsen der über 60 Meter hohen Klippen gehauenen Tunnel. Selbstverständlich wurde während Martels und Mulhollands Anwesenheit auf den Inseln der Tunnel streng bewacht. Es war schier unmöglich, an ein Boot zu kommen, ohne von den Deutschen ertappt zu werden.

Sie gaben ihre Fluchtversuche auf und kehrten niedergeschlagen nach Guernsey zurück. Auf dem kleinen Guernsey war es schon immer schwierig, unbemerkt zu bleiben. Mehrere Insulaner hatten die Männer gesehen. Je länger sie dort waren, umso mehr Menschen wussten von ihrer Anwesenheit. Dies wiederum bedeutete, dass immer mehr Menschen in Gefahr waren, denn während der Besetzung war es ein Kapitalverbrechen, der Feldkommandantur die Anwesenheit feindlicher Agenten (in diesem Fall zweier britischer Offiziere) zu verschweigen. Martel und Mulholland hatten genug. Sie wussten, dass sie sich früher oder später ergeben mussten. Wie aber dies am besten tun? Sie gingen zu Ambrose Sherwill und baten ihn um Hilfe. Dieser wollte gerne helfen und nahm dabei ein grosses Risiko in Kauf, nicht nur was ihn selbst, sondern auch was seine Familie betraf.

Die beiden Männer waren in Zivilkleidung; wenn sie sich so ergaben, würden sie zweifellos umgehend als Spione erschossen werden. Ergaben sie sich jedoch in Uniform, konnten sie als Kriegsgefangene behandelt werden. Also musste man Uniformen finden und das möglichst schnell. Es ging um Leben und Tod. Einige Uniformen waren im Arsenal in der Stadt vorhanden. Sherwill wusste das und organisierte zwei davon. So weit so gut. Dann aber entdeckte Sherwill, selbst ein ehemaliger Armeeeoffizier, dass auf den Uniformen Abzeichen der *Royal Guernsey Militia* und keine der britischen Armee angebracht waren. Man musste sie ersetzen. Zum Glück aller war der Hausmeister des Arsensals mit einer flinken Näherin verheiratet. Sie entfernte die falschen Abzeichen und nähte die der britischen Armee an. Das Ganze hatte jedoch (wortwörtlich) noch einen weiteren Haken: An einer der Uniformen fehlten die Hosenträger. Ambrose Sherwill gab ein Paar seiner eigenen hinzu.

Sherwill brachte die beiden nun in Uniformen der britischen Armee gekleideten Offiziere zum deutschen Hauptquartier und dort ergaben diese sich Dr. Maass. Merkwürdigerweise übersah Maass – absichtlich, wie man spekulieren könnte –, dass die beiden Männer keine Kampfanzüge trugen, wie doch zu erwarten gewesen wäre, sondern in repräsentative Ausgehuniformen für halb-offizielle Anlässe gekleidet waren. Wie auch immer, die beiden Männer entkamen dem Erschiessungskommando und wurden – das hatte Sherwill erreichen wollen – als Kriegsgefangene in ein Lager nach Frankreich gebracht. Dort blieben sie bis 1945.

Drei Tage nachdem Martel und Mulholland von der Insel weggebracht worden waren, landete ein weiterer aus Guernsey stammender Offizier namens Stanley Ferbrache vom Hampshire-Regiment auf der Insel, um die beiden Männer mit einem Motortorpedoboot zurück auf das britische Festland zu bringen. Er wusste nicht, was geschehen war und kam zu spät. Ein weiterer Misserfolg bei dieser Operation, die unter einem so schlechten Stern zu stehen schien.

Sherwills Brief mit der Bitte, die Kommandounternehmen einzustellen, blieb wirkungslos: er war nämlich gar nicht bis zu Charles Markbreiter gelangt. Sherwill hatte den Brief sicherlich dem deutschen Kommandanten vorgelegt, so dass dieser ihn anschliessend an das britische Innenministerium weiterleiten konnte. Er wurde jedoch niemals abgeschickt; die Oberkommandantur wusste weder etwas von ihm, noch richtete sie sich nach ihm, denn gegen Ende August des Jahres bestellte man erneut Lieutenant Hubert Nicolle ein und beauftragte ihn, nach Guernsey zurückzukehren und so viele Informationen wie nur möglich zu sammeln über die Aufenthaltsorte der deutschen Truppen, über ihre Verteidigungsvorbereitungen und vor allem: über die Aktivitäten im Hafen und am Flughafen. Da zwei Männer für diese Aufgabe notwendig waren, entschied sich Nicolle, seinen wie er aus Guernsey gebürtigen Kollegen Lieutenant James Symes auf seine gefährliche Mission mitzunehmen. Die zwei Offiziere eigneten sich hervorragend für diese Aktion: beide waren, wie gesagt, auf Guernsey geboren und dort aufgewachsen, hatten genaue Kenntnisse über das Leben auf der Insel und deren geographische Beschaffenheit.

Hubert Nicolle und James Symes landeten am 4. September um 3.00 Uhr früh auf der Insel. Ihre erste Anlaufstation war Huberts Onkel Frank Nicolle, der stellvertretende Hafенmeister, der ihnen natürlich berichten konnte, was im Hafen ein- und ausgefahren wurde. Eine für den britischen Geheimdienst höchst relevante Information.

Nicolle war angewiesen worden, mit Ambrose Sherwill Verbindung aufzunehmen. Den Kontakt vermittelte ihm sein Vater, Emile. Sherwill war, um es milde auszudrücken, keineswegs erfreut über weitere britische Agenten auf Guernsey. Das bedeutete weiteren Ärger für die Inselbewohner. Emile Nicolle erhielt folgende Nachricht von Sherwill: «Schicken Sie diese Männer nicht hierher, denn sie verursachen der Verwaltung nur Unannehmlichkeiten und Ärgernisse und verstören die Bevölkerung.» Die mühevoll errichtete und stets bedrohte Zusammenarbeit zwischen Besatzern und Besetzten wurde durch Militäroperationen jeglicher Art gefährdet.

Mit Beginn der Nicolle-Symes-Mission auf Guernsey wurden Sherwills Befürchtungen wahr, dass das Verhältnis zwischen Insulanern und Deutschen unter solchen Aktionen leiden würde. Der deutsche Hund, der bisher so friedlich gewesen war, wurde plötzlich wild.

Zunächst lief noch alles nach Plan. Nicolle und Symes absolvierten ihre dreitägige Aufklärungsmission erfolgreich und begaben sich in der Nacht zum 6. September mit wertvollen Informationen zum Petit Port. Sie hatten es einrichten können, dort von der Royal Navy abgeholt zu werden – und von diesem Zeitpunkt an geriet das gesamte Unternehmen ins Wanken.

In regelmässigen Abständen gaben sie mit ihrer Taschenlampe Lichtsignale, indem sie den Buchstaben R (für *rescue*) in der Dunkelheit aufleuchten liessen. Es kam aber keine Rückmeldung. Kein Boot kam ihnen zu Hilfe. Also versuchten sie in der kommenden Nacht erneut, mit ihrer Taschenlampe auf sich aufmerksam zu machen. Auch diesmal kam keine Antwort. Es wurde ihnen klar, dass sie nun, wie zwei Monate vorher Martel und Mulholland, auf der Insel festsassen. Sie steckten in feindlichem Gebiet fest und trugen dabei Zivilkleidung. Bei einer Festnahme würden sie dem Erschiessungskommando nicht entkommen. Sie mussten irgendwohin flüchten. Wie zuvor Mulholland und Martel versuchten auch sie,

ein Boot zu klauen. In einem Anflug von Übermut heckten sie sogar den Plan aus, das Motorboot des auf Guernsey stationierten Kommandanten Major Bandelow zu entwenden (damit hätten sie wirklich einen Coup gelandet!). Das führte jedoch zu nichts, denn der dafür benötigte Mittelsmann, dem sie 1'000 Pfund angeboten hatten, wollte sein Leben nicht für zwei «britische Spione» aufs Spiel setzen. Nicolle und Symes blieben auf der Insel gefangen.

Noch einmal: Guernsey ist eine kleine Insel. Es war praktisch unmöglich, dass die Anwesenheit der beiden Männer lange Zeit unbemerkt blieb: «Viele wussten von ihrer Gegenwart, es gab viel leeres, aber, wie ich glaube, kein verräterisches Gerede über sie. In der Anfangsphase ihres Aufenthalts war es nicht schwierig, sie unterzubringen, jedoch machten die Lebensmittelrationierung und andere Schwierigkeiten die Situation bald unerträglich» – das sagte Ambrose Sherwill. Dennoch war er es, der bei der Rettung der beiden Offiziere vor dem Erschiessungskommando die entscheidende Rolle spielte. Als Emile Nicolle für seinen Sohn und Symes bei Sherwill um Hilfe gebeten hatte, glaubte dieser zunächst jedoch nicht, in dieser Angelegenheit irgendetwas tun zu können.

«Ich sagte ihm, dass Beihilfe zur Spionage zu Kriegszeiten eine äusserst gefährliche Sache war. Im Falle Mulholland und Martel war ich noch einmal davongekommen, aber als Haupt des Kontrollgremiums musste ich immer gewahr sein, dass meine erste Verantwortung die gegenüber dem Gremium und den Einwohnern Guernseys war. Hätten die Deutschen entdeckt, dass ich Beihilfe zur Spionage leistete, während ich mich ihnen gegenüber zugleich kooperativ verhielt, hätte das nur dazu geführt, dass das Gremium abgeschafft und eine unmittelbare Militärherrschaft errichtet worden wäre. Unter diesen Umständen musste ich jegliche Hilfeleistung unterlassen, auch wenn ich sehr gut verstehen konnte, dass er seinen Sohn beschützen wollte.»

Nicolle und Symes waren jetzt in einer wahrlich schlimmen Situation. Wenn sie sich ergeben würden, würden sie mit grosser Wahrscheinlichkeit erschossen werden. Aber nicht nur das: All jene Menschen, die ihnen geholfen hatten, einschliesslich ihrer Angehörigen, würden einer harten Stra-

fe nicht entkommen. Wenn sie sich entschieden, sich bis auf Weiteres nicht zu ergeben, in der vermutlich eher vergeblichen Hoffnung, die Insel irgendwann unentdeckt verlassen zu können, so war es unausweichlich, dass immer mehr ihrer Mitbürger von ihrer Anwesenheit auf der Insel erfuhren. Auch diese würden dann einer Bestrafung durch die Deutschen nicht entgehen. Für das Militärstrafrecht war es ein ernsthaftes Vergehen, von der Anwesenheit eines feindlichen Agenten zu wissen, ohne die Deutschen davon in Kenntnis zu setzen. Die Anzahl der Menschen, die in Gefahr waren, musste sich zwangsläufig erhöhen, wenn die beiden Offiziere sich nicht ergaben. Wenn sie sich aber ergaben, würden auch darunter Menschen leiden. Noch mehr Menschen würden allerdings leiden, wenn sie sich nicht selbst ergaben und später möglicherweise von den Deutschen verhaftet würden – was unausweichlich zu sein schien. Die beiden Männer wollten nicht, dass jemand ihretwegen zu Schaden käme, aber sie konnten nicht verhindern, dass einige ihrer Nächsten und Liebsten im Falle ihrer Entdeckung vor ein gnadenloses deutsches Gericht gezerrt werden würden. Weder vor noch zurück, egal in welche Richtung sie sich wandten: sie steckten in einem Dilemma. Es gab hier keine beste Lösung, sondern nur schlechte – was war also zu tun?

Im Moment der grössten Verzweiflung ergab sich ein Ausweg und das ausgerechnet dank zweier Deutscher – des Generals Graf von Schmettow und des Majors Bandelow. Beide wussten von der Anwesenheit der zwei Briten auf der Insel. Von Schmettow war zu dieser Zeit dabei, das Kommando von Bandelow zu übernehmen; zusammen entschieden sie, den zwei Flüchtigen eine Art Amnestie anzubieten. Der unermüdliche Sherwill sollte ihnen das Angebot unterbreiten.

Bandelow erklärte Sherwill, dass er von der Anwesenheit britischer Soldaten auf der Insel wusste. «Sollten sich allerdings die Briten», so berichtete Sherwill später, «an einem vorab vereinbarten Tag von selbst ergeben, würden sie als Kriegsgefangene behandelt werden und niemand, der ihnen Unterschlupf gewährt hatte, würde dafür bestraft werden.» Bandelow habe hinzugefügt, «dass im Falle einer späteren Entdeckung der Streitkräfte die Deutschen 20 Zivilisten in führenden Positionen auswählen und erschiessen würden».

Ambrose Sherwill pflegte enge Beziehungen zu Major Bandelow. Von Anfang an hielt er ihn für einen intelligenten und integren Mann. Er glaubte fest daran, dass dieser sein Wort halten und Nicolle und Symes, sollten diese sich ergeben, in der Tat lediglich inhaftieren lassen und so vor der Todesstrafe bewahren würde. Das hatte er versprochen. Sherwill nahm auch die Drohung der Deutschen sehr ernst, 20 Guernseyer Bürger zu erschliessen, wenn sich die Offiziere nicht stellen würden. Sherwill vergeudete keine Zeit und schaute dem von den Deutschen geschenkten Gaul nicht ins Maul, sondern handelte schnell. Emile Nicolle, besorgt um das Leben seines Sohnes, zweifelte stark daran, dass die Deutschen ihr Versprechen halten und alle Mitwisser ungestraft lassen würden. Doch Sherwill konnte ihn überzeugen, dem Angebot zuzustimmen. Die beiden Jungen würden überleben. Die 20 Bürger würden nicht erschossen und keiner ihrer Angehörigen verhaftet werden. Bandelow würde sein Versprechen halten.

Wie im Falle Martel und Mulholland tauschte man Nicolles und Symes Zivilkleidung gegen Uniformen der britischen Armee aus. Die Uniformen besorgte man diesmal nicht aus dem Arsenal, sondern aus einem deutschen Laden unten am Hafen, in dem erbeutete Uniformen verkauft wurden. Angemessen gekleidet ergaben sich Lieutenant Hubert Nicolle und Lieutenant James Symes am 21. Oktober um 18.00 Uhr. Sie hatten zu dem Zeitpunkt 48 Tage auf den Inseln verbracht. Aber dann geschah das Unfassbare: Sie wurden doch nicht als Kriegsgefangene behandelt, wie Bandelow es versprochen hatte; stattdessen wurden sie kurzerhand vor ein deutsches Militärgericht gestellt und als Spione angeklagt. Berlin bestätigte das Urteil: sie wurden schuldig gesprochen und zum Tode durch das Erschiessungskommando verurteilt. Hatte Bandelow, der das Amnestieangebot gemacht hatte, sein Versprechen gebrochen?

Etwas anderes war geschehen: Der Fall war den Deutschen auf der Insel von ihren Vorgesetzten in Paris entzogen worden. Man hatte Paris über den Fall Nicolle-Symes informieren müssen. Dort lehnte man es strikt ab, mit Spionen im Allgemeinen und mit Nicolle und Symes im Besonderen Absprachen zu treffen. Die Angelegenheit wurde von Schmettow und Bandelow aus den Händen genommen. Eine Untersuchungskommission

wurde nach Guernsey entsandt, um genauere Nachforschungen anzustellen. Diese führten dazu, dass all jene, die den britischen Offizieren, egal auf welche Art, geholfen hatten, verhaftet wurden – einschliesslich ihrer Familienangehörigen. Sherwill steckte in der Klemme.

Am Samstag, dem 26. Oktober nahm er allen Mut zusammen und ging zur Feldkommandantur. Es herrschte dort eine kalte und furchteinflössende Atmosphäre, man verhielt sich kühl und reserviert. Major Bandelow war offensichtlich im Urlaub, schliesslich wurde Sherwill zu seinem Stellvertreter Dr. Brosch vorgelassen:

«Dr. Brosch machte den Eindruck eines tief verstörten Mannes. Ich sagte zu ihm: ‚Bevor der Kommandant in Urlaub ging, hat er mir sein Wort gegeben, dass die zwei Männer, die sich zu dem verabredeten Zeitpunkt ergeben haben, als Kriegsgefangene behandelt werden würden und dass niemandem, der ihnen geholfen hatte, Leid angetan werde. Sie stellten sich innerhalb der vorgegebenen Frist und seither hat eine Anzahl an Verhaftungen stattgefunden. Werden Sie ihr Wort halten?‘ Dr. Brosch antwortete, ohne mich dabei anzuschauen: ‚Wir müssen unser Wort halten, aber es wird sehr schwierig sein und schliesslich hat der Führer das letzte Wort.‘ Seine Antwort liess mir das Blut in den Adern gefrieren; wenn wirklich der Führer⁶⁸ konsultiert werden sollte, dann bestand für mich keine Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis.»

Nach einem solchen sah es auch wahrlich nicht aus: Vom «Führer» war keine Gnade zu erwarten, und er gewährte auch keine. Nicolle und Symes sowie ihre unmittelbaren Familienangehörigen und all jene, denen man nachweisen konnte, dass sie den beiden geholfen hatten, wurden an Bord eines Schiffes gebracht und in das Pariser Gefängnis Cherche-Midi gesteckt: ein für eiskalte Temperaturen und Nahrungsmangel berücktigter Ort. Auch Ambrose Sherwill musste wegen Beihilfe in das Pariser Gefängnis: Kein Zuckerschlecken für den Helden aus dem Ersten Weltkrieg. Dasselbe galt für Symes Vater Louis. Er wurde in die einzige Sonderzelle zur verschärften Haft verlegt, während seine eigene Zelle entlaust wurde. Diese war, wie zu erwarten, ein entsetzlicher Ort: kaum Licht, weder Bett noch Matratze, nur ein Betonblock, eine überaus dünne Decke und ein Eimer.

Am 3. Dezember 1940 wurde Louis Symes tot aufgefunden, er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Einige waren davon überzeugt, dass die Deutschen ihn getötet hatten, um es dann wie einen Selbstmord aussehen zu lassen. Ambrose Sherwill war anderer Ansicht: «Louis Symes hatte sehr an der Situation zu leiden. Vermutlich war er aus Sorge um das Schicksal seines Sohnes, der fast sicher als Spion erschossen werden würde, aus Angst um seine inhaftierte Frau und sich selbst am Ende seiner Kräfte und diese letzte Demütigung war einfach zu viel.»

Was hier die Wahrheit ist, muss offen bleiben, aber Louis Symes wäre nur sechs Tage später entlassen worden. Unerwartet wurden am 29. Dezember alle Gefangenen aus Guernsey entlassen und der Befehl erteilt: «Anglais partir tout de suite» (Engländer, sofort verschwinden). Ein schlechtes Französisch, aber eine gute Nachricht. Noch erfreulicher war, dass die Lieutenants Hubert Nicolle und Jimmy Symes mit dem Leben davonkommen würden: sie sollten als Kriegsgefangene behandelt werden. Sie entkamen dem Erschiessungskommando, trotzdem muss die «[a]rme Mrs. Symes [...] sich in einem Wechselbad der Gefühle befunden haben. Eben erst zur Witwe geworden, wurde sie aus dem Gefängnis entlassen und ihr Sohn sollte nun doch dem Tod entkommen. Sie war unglaublich kühn und scherzte während der Rückfahrt nach Guernsey sogar mit uns. Freilich waren wir uns die ganze Zeit bewusst, wie es hinter der Fassade aussehen musste, mehrmals blieb uns ein frivoler Witz im Hals stecken, wenn wir ihr angespanntes Gesicht sahen.» Sie waren auf dem Weg nach Hause und niemals zuvor war der Anblick Guernseys so schön gewesen. Nicolle und Symes, die dem Tode von der Schippe gesprungen waren, mussten die nächsten fünf Jahre als Kriegsgefangene verbringen – und für 20-Jährige sind fünf Jahre sehr lang. Wie kam es aber zu dem Sinneswandel der Deutschen, was die Leute aus Guernsey anging? Weswegen blieb Nicolle und Symes der Tod durch das Erschiessungskommando erspart? Ambrose Sherwills Antwort darauf lautet: «Bei meiner Rückkehr auf Guernsey erfuhr ich, dass Major Bandelow Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um sein Wort doch noch zu halten. Ich konnte einen

Termin vereinbaren und fragte ihn, ob das so stimmte. Er sagte ganz bescheiden, er hätte in dieser Angelegenheit sein Möglichstes getan.»

Major Bandelow wurde Sherwills Einschätzung seiner Person durchaus gerecht: er war ein Mann von Ehre. Als er aus dem Urlaub zurückgekehrt war, hatte er feststellen müssen, dass gegen Nicolle und Symes Anklage erhoben worden war und man ihre Unterstützer mitverhaftet hatte. Mit anderen Worten: es war eingetreten, was laut seinem Versprechen nicht hätte eintreten dürfen. Er beeilte sich, die Situation zu bereinigen. Er verlangte die Einberufung eines Ehrengerichts (*Court of Honour*),⁶⁹ und setzte, indem er dies tat, seine Karriere aufs Spiel. Würde sich das Ehrengericht gegen ihn entscheiden, müsste er zurücktreten. Sollte das Ehrengericht zu seinen Gunsten entscheiden, müssten andererseits seine Vorgesetzten den Zusicherungen in der Notiz vom 21. Oktober 1940 nachkommen: «Mitglieder der britischen Streitkräfte, die diesem Befehl Folge leisten, werden als Kriegsgefangene behandelt und es werden keinerlei Massnahmen gegen Personen ergriffen, die ihnen geholfen haben.» Dieser Ehrenhandel ging bis nach Berlin. Die Meinung keines Geringeren als Generalfeldmarschall von Reichenau war gefragt und er antwortete, wenn einer sein Wort gegeben habe, müsse er dazu stehen.

Major Bandelows Gebete waren erhört worden. Nicolle und Symes wurden vor dem Erschiessungskommando bewahrt und die inhaftierten Helfer aus dem übelriechenden Gefängnis Cherche-Midi entlassen. Sie konnten nach Guernsey zurückkehren. Schliesslich hatte Major Bandelow doch sein Wort halten können. Sherwill erinnert sich: «Ich sagte Major Bandelow damals, dass für mich sein Handeln zugunsten all dieser britischen Bürger – und das zu Kriegszeiten und unter den gegebenen Umständen – ganz in der Tradition höchster Ritterlichkeit stand und es auch heute noch tut.»

Alle betreffenden Personen kamen gerade so davon, aber die Sache hatte noch andere Konsequenzen – solche, die Sherwill in seinem Brief an Charles Markbreiter im Innenministerium befürchtet hatte: «[m]ilitärische [...] Aktivitäten [...] können den Verlust an Menschenleben bei der Zivilbevölkerung nach sich ziehen und schwächen im Allgemeinen unsere Position.» Das war in der Tat wahr. Das eher milde, um nicht zu sagen an-

genehme Verhältnis zwischen dem Kontrollgremium und den Deutschen hatte empfindlichen Schaden genommen.

Ambrose Sherwill, der bis zu diesem Zeitpunkt in der Durchführung der «Musterbesetzung», die ganz den Interessen der Inselbewohner verpflichtet war, eine entscheidende Rolle gespielt hatte, wurde seines Amtes als Vorsitzender des Kontrollgremiums fristlos enthoben, da eine «weitere Zusammenarbeit mit den Obrigkeiten nicht länger möglich ist». Das war nun die gravierendste Konsequenz des Falls Nicolle-Symes: Mit einem Schlag war der wohl talentierteste, klügste und mutigste aller Inseloberen aus dem Amt katapultiert worden. Keiner war der von der britischen Regierung übertragenen Aufgabe, «die Insel nach bestem Wissen und Gewissen und im Interesse der Einwohner zu regieren», derart gerecht geworden wie Sherwill. Eben diese Regierung hatte nun durch die sinnlosen und schlecht geplanten Überfallkommandos die Insulaner um ihren besten Mann gebracht.

Ende Dezember 1940 befanden sich die Inseln seit fünf Monaten in deutscher Hand. Während dieser Zeit hatte es – vor allem auf Guernsey – vier Kommandounternehmen gegeben, mit insgesamt niederschmetternden Ergebnissen. Sie waren viel zu unüberlegt und hastig durchgeführt worden, erfolgten nicht aus militärischen Erwägungen, sondern aus verletztem Stolz. Sie waren reflexartige Reaktionen auf die Besetzung britischen Territoriums durch die Deutschen und vor allem wurden sie von einer in der Anfangsphase der Besetzung neu gebildeten Kommandoeinheit ausgeführt. Zwar waren das sehr tapfere Männer, aber sie waren zu diesem Zeitpunkt unzureichend ausgebildet und ausgerüstet, um zu leisten, was man von ihnen verlangte.

Das einzige Resultat dieser Unternehmungen war die Gefährdung von Leben und Freiheit der Inselbewohner. Man musste es besser machen: Die Ausbildung und Vorbereitung musste verbessert werden, ebenso die Ausrüstung – vor allem musste man die Situation auf den Kanalinseln besser einschätzen. Wie Brigadier John Durnford-Slater selbst berichtet: «Entweder wir ziehen diese Kommandounternehmungen richtig durch oder wir lassen sie bleiben. Churchill verlangt vom Leiter des Oberkommandos, effektive Unternehmungen vorzubereiten. Ich für mein Teil bin mehr denn je entschlossen, eine Einheit zu formen, die jede Art von Überfall erfolg-

reich durchführen kann, und Resultate vorzuweisen hat. Nur Ergebnisse zählen. Mir ist jetzt bewusst, dass es dahin noch ein langer Weg ist»

Der britische Führungsstab hatte aus seinen Fehlern gelernt, der nächste Überfall auf den Kanalinseln erfolgte erst zwei Jahre später. Militärisch gesehen, hatte man einiges verbessert. Die Oberkommandantur hatte diesmal ihre Hausaufgaben gemacht. Es wurden nun Männer von ganz anderem Kaliber eingesetzt, als in den früheren Überfallkommandos: besser ausgebildet, besser vorbereitet und insgesamt schlagkräftiger. Eine Erfolgsgarantie war auch das freilich nicht.

Es gab jedoch ein solches Stosstruppunternehmen, das ein voller Erfolg war, und dies war der Angriff auf den Leuchtturm von Casquets unter der Führung von Major Gus March-Phillips und seinem stellvertretenden Kommandeur, dem bemerkenswerten Captain Geoffrey Appleyard. Der Leuchtturm war 1742 auf einem kahlen Felsbrocken zehn Kilometer westlich von Alderney erbaut worden. Als die Deutschen auf den Kanalinseln angekommen waren, hatten sie ihn sogleich zu einer Funkstation umgebaut. Er bot ein nahezu unwiderstehliches Angriffsziel für ein Kommandounternehmen.

Planmässig erreichten in der Nacht vom zweiten auf den dritten September kurz nach Mitternacht zwölf Soldaten der Einheit den Felsen. Niemand hielt Wache, es gab niemanden, der hätte Alarm schlagen können. Der Grossteil der kleinen deutschen Garnison, die aus sieben Männern bestand, schlief. Sie wurden auf unangenehme Weise geweckt. Appleyard sagte: «Ich habe noch nie gesehen, dass jemand so überrascht und erschrocken zugleich sein kann!» Die Unternehmung war ein voller Erfolg. Hier folgt ein Bericht aus einer Veröffentlichung von *Her Majesty's Stationery Office* (HMSO) von 1943 mit dem dramatischen Titel *Die stählerne Hand aus dem Meer*:

«Am 2. September 1942, kurz vor Mitternacht, sass Obermaat Münte, der zuvor Heizer bei der deutschen Marine gewesen war, in seinem Büro im Leuchtturm von Casquets, den die Deutschen bei der Besetzung der Kanalinseln 1940 eingenommen hatten. Er schrieb gerade an einem Bericht, eine Beschäftigung, die seinem Rang und seiner Erfahrung entsprach. Ein winziges Geräusch – es war vielleicht das Klicken einer Tür,

die leise geschlossen wurde – brachte ihn dazu, sich umzudrehen. Zwei Männer, die Gesichter schwarz bemalt, lehnten an der Tür; sie trugen zerknitterte Khakiuniformen, um die Knöchel herum waren sie nass. Lässig hielten sie ihre Maschinenpistolen in den Händen. Obermaat Munte stand langsam auf und legte eine Hand vor die Augen – doch als er sie wieder wegnahm, standen die zwei Gestalten immer noch da. Er bekam weiche Knie und fiel zu Boden, ohnmächtig vor Schreck. Um ihn zu wecken, mussten ihm die Männer einige Ohrfeigen verpassen und kurze Zeit später befand er sich in einem kleinen Boot, das in dem heimtückischen Gewässer, das an den Leuchtturm anbrandete, unruhig schwankte. Bei ihm waren die sechs übrigen Männer seines Kommandos: die Funker und die Wachen des Leuchtturms. Wer nicht gerade Wachdienst gehabt hatte, war noch im Schlafanzug, einige trugen sogar ein Haarnetz,⁷⁰ was dazu führte, dass der britische Kommandant etwas verwirrt war, da er sie zuerst für Frauen hielt. Gegen vier Uhr morgens, nach einer stürmischen Überfahrt, befanden sich die Deutschen als Kriegsgefangene in England.»

Zweifellos war dieses Überfallkommando ein Erfolg gewesen. Der nächste Vorstoss hinter die feindlichen Linien war das Gegenteil.

Zuschlagen und das Weite suchen

Kurz nach Dünkirchen hatte Churchill angeordnet, überfallartige Nadelstichangriffe gegen den Feind durchzuführen. Kleine Gruppen gut ausgebildeter Soldaten, Leoparden, wie er sie gerne nannte, sollten Blitzangriffe auf das von den Deutschen besetzte Territorium starten, so viel Schaden wie nur möglich anrichten und unverzüglich den Rückzug antreten. Sie sollten «zuschlagen und das Weite suchen». Dies beabsichtigte man mit der Operation *Basalt*, einem Angriff auf Sark, bei dem, ähnlich wie bei der Unternehmung *Ambassador*, einerseits so viel Schaden wie möglich ange richtet, andererseits erkundet werden sollte, welche Verteidigungsmassnahmen die Deutschen auf den Inseln getroffen hatten, wie viele Truppen dort stationiert waren und wo und in welcher Verfassung die mittlerweile

seit zwei Jahren unter feindlicher Besetzung lebenden Insulaner waren. Die Angreifer sollten überdies mit einem ziemlich mysteriösen Agenten der *Special Operations Executive* (SOE = Sondereinsatztruppe) Kontakt aufnehmen und ihn von der Insel wegbringen, ausserdem Deutsche gefangen nehmen, die man Verhören unterziehen wollte.

Am dritten Oktober landeten zehn Soldaten des Kommandos Nr. 12 der *Small Scale Raiding Force*, die der SOE unterstand, nachts bei den Felsen unterhalb von Hog's Back, einer felsigen Landzunge mit über 300 Fuss hohen Klippen, die nur schwer zu überwinden waren. Unter diesen Männern gab es einige aussergewöhnliche Exemplare, nicht zuletzt ihren Anführer Major John Geoffrey Appleyard, Träger des Ordens für hervorragenden Dienst und des Militärkreuzes mit silberner Spange am Band. Er hatte während des erfolgreichen Angriffs auf den Leuchtturm von La Casquets, bei dem alle Deutschen gefangen genommen werden konnten und Code-Bücher von unschätzbarem Wert entdeckt wurden, eine schwerwiegende Verletzung am Bein erlitten. Zwar hinkte er noch ein wenig, aber Appleyard, oder «Apple», wie er liebevoll genannt wurde, wollte die Gelegenheit, den Feind anzugreifen, keinesfalls ungenutzt verstreichen lassen. Der russische Spionageexperte Oberst Vladimir Peniakoff beschrieb diesen ehemaligen Cambridge-Athleten, der ein international renommierter Skiläufer und ein Gelehrter war, als einen «der wenigen Offiziere, die die Technik des Nadelstichüberfalls entwickelt haben. Die Fürsorge für seine Männer zeichnete ihn vor den anderen Offizieren aus, die durch die Aussicht auf ein Abenteuer viel zu aufgereggt waren, um an jemand anderen als an sich selbst zu denken.»

Neben «Apple» gab es noch den 22-jährigen Anders Lassen, Träger des Victoriakreuzes und des Militärkreuzes mit zwei silbernen Spangen am Band. Er war ein Cousin von Axel von dem Bussche, einem Mitglied der Gruppe um Claus Graf von Stauffenberg, die Hitler durch ein Selbstmordattentat töten wollte. Anders selbst war als Soldat ein unerbittlicher Gegner der Nationalsozialisten und erbarmungslos im Kampf Mann gegen Mann. Seine letzte Handlung auf Erden war, eine Granate nach dem Feind zu schleudern, als er bereits tödlich verwundet zu Boden ging. Der Stosstrupp fand sich also inmitten der Felsen von Hog's Back. Zwar kann-

te Appleyard das Gelände einigermassen, da er einmal auf der Insel Ferien gemacht hatte, aber doch nicht gut genug. Sie benötigten jemanden, der ihnen half und sie führte.

Mrs. Françoise Pittard, die allein in La Jaspallerie lebte, wurde unsanft geweckt, als die Angreifer in ihr Haus einbrachen. Es muss ein furchterregender Anblick für die alte Dame gewesen sein: unbekannte Soldaten, die Gesichter schwarz bemalt und bis an die Zähne bewaffnet, die ihr zu Leibe rückten. Zum Glück für den Kommandotrupp war sie aus härterem Holz geschnitzt als der arme Bill Crocker drüben auf Guernsey, der während der Operation *Ambassador* derart gestottert und gekreischt hatte. Mrs. Pittard glaubte zunächst, sie habe es mit Feuerwehrleuten zu tun; als sie erfuhr, wen sie vor sich hatte, zog sie sich ruhig an und sprach in der Küche mit den Männern. Ja, sie kannte die Standorte einiger deutscher Geschütze; ja, sie besass eine Karte von Sark und ja, sie wusste, wo einige der Deutschen stationiert waren. Sie befanden sich ganz in der Nähe, im Anbau des Dixcart Hotels, drüben auf der anderen Seite des Tals.

Der Kommandotrupp verliess La Jaspallerie und rückte zum Hotel vor. Ein einziger Soldat stand Wache. Leichte Beute für Anders Lassen. Er tötete ihn schnell und geräuschlos – mit seinem Messer.

In dem Anbau fanden sie fünf Deutsche vor – einen Unteroffizier und vier Ingenieure (die Arbeiten im Hafen zu erledigen hatten). Sie wurden sofort gefangen genommen. Von diesem Punkt an wird die Geschichte etwas verworren, da über das, was geschah, verschiedene Berichte existieren. Anscheinend jedoch band man die Gefangenen auf irgendeine Weise fest. In den offiziellen Berichten heisst es, die Deutschen seien gefesselt und geknebelt worden. Andere Berichte bezeugen, dass den Deutschen die Gürtel weggenommen und die Reissverschlüsse geöffnet worden seien, um sie an der Flucht zu hindern. Andere erzählen wiederum, dass ihnen der Mund mit Gras vollgestopft worden sei, damit sie nicht um Hilfe rufen konnten. Wie immer es auch zugegangen sein mag, eines ist klar: sobald das Hotel ausser Sicht war, versuchte einer der Gefangenen zu flüchten und rannte laut aufschreiend los. Er konnte lebendig wieder eingefangen werden. Es kam zu einem Handgemenge zwischen den Deutschen und dem Kommandotrupp – und Appleyard drohte, die Gefangenen zu erschiessen,

wenn sie weiterhin Lärm machen und sich widersetzen würden. Sie hörten nicht auf und er schoss. Zwei der sechs Männer wurden getötet, und zwar, wie die Deutschen später behaupteten, mit Schüssen in den Rücken. In der Zwischenzeit eilten deutsche Soldaten, durch das Geschrei und das Gewehrfeuer geweckt, zum Hogs Back, es kam zu einer wilden Verfolgungsjagd auf Appleyards Kommandotrupp und den einzigen Gefangenen, der ihnen übrig geblieben war. Die Briten rannten um ihr Leben und am Ende gelang es ihnen, samt ihrer Geisel auf einem Motortorpedoboot zu entkommen.

Während der Flucht kam es zu einem den Umständen entsprechend knappen Wortwechsel zwischen Anders Lassen und Appleyard. Lassen wusste genau, dass die Erschiessung gefesselter Gefangener als Kriegsverbrechen angesehen werden würde. Britische Truppen durften nicht dabei ertappt werden, wie sie Kriegsverbrechen verübten. Sollte er vielleicht nach Hog's Back zurückkehren und die Fesseln von den Handgelenken der erschossenen Deutschen entfernen? Es wurde ihm nicht erlaubt. Sie mussten sich jetzt um ihre Flucht kümmern. Es blieb keine Zeit, um die Leichen entsprechend den internationalen Kriegsrechtskonventionen zu manipulieren.

Ausser Appleyards Männern war auch der SOE-Agent an Bord, der von einem anderen Trupp an einem vorher vereinbarten Punkt in der Nähe der Küste abgeholt worden war. Dieser SOE-Spion war etwas merkwürdig. Leslie Wright, ein Mitglied von Appleyards Trupp, beschreibt ihn so: «Der SOE-Agent war ein Oberst der freien polnischen Armee gewesen, die sich in England neu formiert hatte. Er fiel der Gestapo in die Hände; zwar nur für wenige Tage, aber das genügte, um einen Krüppel aus ihm zu machen. Seine Hoden waren zerquetscht, seine Sprunggelenke gebrochen worden und man hatte ihm zwei Zehen abgeschnitten. Sein Vorname war Roman, sein Nachname Zatwadzki. Wir blieben Freunde, verloren uns aber 1947 aus den Augen. 1943 war er in anderer Mission auf dem europäischen Festland unterwegs. Er war ein aussergewöhnlicher Mann.»

Der verängstigte deutsche Gefangene, so wird berichtet, «sang wie ein Vogel» und verriet die militärische Stärke der Inseln, wer auf ihnen statio-

niert war, wie die Deutschen ausgestattet und wo sie stationiert waren. Aus rein militärischer Sicht ein gutes Ergebnis. Und doch muss nochmals an Ambrose Sherwills Standpunkt bezüglich solcher Unternehmungen auf den Kanalinseln erinnert werden. Sie waren «in einem demilitarisierten Gebiet nicht erwünscht», sie gefährdeten die guten Beziehungen zwischen den Insulanern und den Deutschen. Ausserdem wurden letztere einer erheblichen Gefahr ausgesetzt, denn die Deutschen konnten jederzeit Vergeltungsmassnahmen gegen sie ergreifen. Es bleibt zu fragen, ob der Erfolg der Unternehmung – Informationen und einige tote feindliche Soldaten – das den Insulanern zugefügte Leid wert war. Der Angriff hatte für die Bevölkerung gewiss unangenehme Folgen; ausserdem zog er, wie kein anderer der Angriffe auf die Inseln, Konsequenzen nach sich, die weit über das kleine Sark hinausreichten

Am 7. Oktober hiess es in Radio Berlin, 16 Briten hätten eine deutsche Arbeitsgruppe von fünf Männern überfallen, die sie mit dünnen, aber festen Seilen gefesselt hätten. Die deutschen Männer hätten keine weitere Kleidung als nur ein Hemd anziehen dürfen und wären zum Strand abgeführt worden. Als sie sich gegen diese unangemessene Behandlung wehren wollten, wären zwei von ihnen durch Kugeln und das Bajonett getötet worden, ein weiterer Soldat sei verwundet worden. Der «Führer» war erzürnt. Als unmittelbare Vergeltung ordnete er an, dass vom 8. Oktober an alle bei Dieppe gefangen genommenen britischen Offiziere und Soldaten gefesselt werden müssten.⁷¹ Bei den in Dieppe ergriffenen und festgehaltenen Soldaten handelte es sich um Kanadier, das kanadische Militärkommando befahl im Gegenzug, dass alle deutschen Gefangenen in Kanada angekettet werden sollten. Weiter ordnete Hitler an, dass in Zukunft sämtliche Terror- und Sabotagetrupps der Briten und ihrer Helfershelfer, die sich nicht wie Soldaten, sondern wie Banditen benähmen, von den deutschen Truppen auch als solche behandelt und rücksichtslos niedergemacht werden sollten.

Beide Seiten kämpften fortan mit harten Bandagen. Die Situation wurde zunehmend feindseliger. Im *British Handbook of Irregular Warfare* (Britisches Handbuch für irreguläre Kriegsführung), das zu jener Zeit her-
umgereicht wurde, findet sich folgende Passage: «Gib dem Feind niemals

eine Chance; die Zeiten, in denen wir Fairness walten lassen konnten, sind vorbei. Vorläufig muss jeder Soldat ein potentieller Gangster sein. Herz, Wirbelsäule und Geschlechtsteile sind die verwundbaren Teile des Feindes. Tritt ihm zwischen die Beine so heftig du kannst... Denk daran: Du sollst töten.»

Die Basa/t-Mission hatte auch auf den anderen Inseln gravierende Nachwirkungen. Die Deutschen reagierten vehement auf diesen Angriff, der auf «ihrem» Territorium stattgefunden hatte. Zuerst gab es interne Konsequenzen. Der deutsche Oberbefehlshaber auf Sark wurde unverzüglich vor ein Militärgericht gestellt und wegen Vernachlässigung der Sorgspflicht seinen Soldaten gegenüber entlassen. Es wurden schärfere Sicherheitsmassnahmen ergriffen. Die deutschen Truppen wurden an einem Ort konzentriert und vor den Küsten von Sark und Guernsey wurden insgesamt 4'000 Minen verlegt, um einen erneuten Angriff zu verhindern.

Die arme Mrs. Pittard aus La Jaspallerie wurde vier Wochen nach dem Vorfall von den Deutschen unsanft verhört, weswegen sie am Ende von den Geschehnissen jener Nacht des dritten Oktobers erzählte. Laut deutschem Besatzungsrecht war es eine Straftat, feindlichen Agenten Beihilfe zur Spionage zu leisten. Hielt man sich exakt an den Wortlaut des Gesetzes, konnten sie entweder erschossen oder zumindest in ein schreckliches Gefängnis wie das Cherche-Midi gesteckt werden – oder schlimmer noch: in ein Konzentrationslager. All das muss ihr durch den Kopf gegangen sein, als sie durch den Tunnel in den kleinen Hafen der Insel gebracht wurde, um von dort nach Guernsey verschifft zu werden. Die erste Woche ihrer elfwöchigen Einkerkerung verbrachte sie in Einzelhaft, allein mit ihren Tränen und Ängsten. Anschliessend kam sie in eine etwas freundlichere Umgebung, in der sie mit anderen Insassen verkehren konnte. Sie litt im Gefängnis keine Not, ja man gewährte ihr sogar viele kleine Annehmlichkeiten. So war es ihr erlaubt worden, sich das Haar an einer Feuerstelle zu trocknen. Nach zwei Monaten öffnete sich die Zellentür und Françoise Pittard wurde aufgefordert, nach Hause zu gehen. Eine Erklärung gab es nicht.

Die schlimmsten Konsequenzen des *Basalt*-Angriffs kamen jedoch erst noch und zwar in Gestalt eines Deportationsbefehls, der zunächst alle Ein-

wohner von Sark betraf. Ursprünglich sollte die gesamte Bevölkerung evakuiert werden, später wurde dies auf 52 Bewohner beschränkt. Aus Guernsey sollten 135 Menschen gehen. Das war ein schwerer Schlag, insbesondere für Guernsey, dessen Bevölkerung durch die im Juni 1940 vorgenommenen Evakuierungen und der im September 1942 erfolgten Deportation von 872 Personen bereits massiv geschrumpft war.

Das Kontrollgremium wurde aufgefordert, Listen zu erstellen von a) vorbestraften Personen, b) nicht arbeitswilligen Personen und c) jungen Männern ohne feste Anstellung. Die Deutschen waren bereits im Besitz einer Liste mit den Namen ehemaliger Armeeoffiziere auf den Inseln, die sie ebenfalls deportieren wollten. Bald wurde bekannt, dass sich auch hochrangige Regierungsbeamte, unter ihnen der Bailiff Victor Carey, auf den Listen befanden, auch sie sollten weggebracht werden. John Leale, Dr. Symons, Raymond Falla, eine Anzahl Ärzte und für grundlegende Dienste (wie die Strom- und Wasserversorgung) Verantwortliche wurden ebenfalls ins Visier genommen; auch Ambrose Sherwills Name tauchte auf.

Es war eindeutig, dass die Entfernung dieser Schlüsselpersonen von der Insel katastrophal für die Zivilverwaltung wäre. Ebenso war klar, dass es grosse Trauer und viel Kummer mit sich bringen würde, wenn Menschen aus ihren Häusern vertrieben würden und ihre Familien zurücklassen müssten.

John Leale erklärte dem deutschen Kommandanten von Aufsess, dass bei all jenen aufgelisteten Personen, die zur Verwaltung der Insel unerlässlich waren, Ausnahmen gemacht werden müssten. Er hatte nur teilweise Erfolg damit. Carey, Leale, Symons und Falla durften bleiben, Ambrose Sherwill aber musste gehen, er wurde nicht begnadigt.

Die zur Deportation vorgesehenen Menschen wurden in zwei Gruppen aufgeteilt. Die erste Gruppe verliess Guernsey am 13. Februar 1943. Sie bestand aus 122 Einwohnern Guernseys und 27 Einwohnern Sarks. Zwei Juden, Elda Brouards und Elisabet Duquemin (eine Freundin von Therese Steiner) befanden sich in dieser Gruppe ebenso Robert Hathaway, der aus den USA stammende Ehemann von Sibyl Hathaway, der Dame of Sark. Ihre «Gäste» hatten sich gegen sie gestellt! Den Rest der Gruppe bildeten

einige ehemalige Armeeoffiziere, Familien von verhafteten Polizisten aus Guernsey und schliesslich solche, die als gesellschaftlich unerwünscht galten. Die zweite, viel kleinere Gruppe bestand aus 38 Menschen, davon 21 Kinder, 17 aus Sark und vier aus Guernsey. Es war eine brutale Vergeltungsmassnahme seitens der Deutschen.

Diese Deportationen wurden weder in der Presse noch sonst irgendwo publik gemacht. Es ist anzunehmen, dass die Menschen quasi im Geheimen weggebracht werden sollten, um Unruhen in der Bevölkerung zu vermeiden. Nicht jeder auf den Inseln wusste Bescheid. Julia Tremayne zum Beispiel erwähnt diesen Abtransport in ihren anrührenden Memoiren *War on Sark* nicht.

Der *Basalt*-Angriff hatte schwerwiegende Folgen für die Insulaner auf Guernsey und Sark. Obwohl durch ihn nichts von Belang erreicht werden konnte, führte er dazu, dass Sicherheit, Leben und Freiheit der Insulaner noch mehr als zuvor gefährdet waren. Der wilde Hund fletschte die Zähne.

Unbeschadet dessen, wie unangenehm die Konsequenzen dieses Angriffs für die Inseln waren, gab es weitere Angriffspläne, die, wären sie umgesetzt worden, wohl noch viel katastrophalere Folgen nach sich gezogen hätten. So hatte beispielsweise Vizeadmiral Louis Mountbatten die Idee zur Mission *Constellation*,⁷² die dreigeteilt war in: (1) Operation *Condor*, einen Angriff auf Jersey, (2) Operation *Coverlet*, eine Offensive gegen Guernsey und (3) Operation *Concertina*, eine Attacke auf Alderney. Zwar kam der Vorschlag von Mountbatten, die treibende Kraft dahinter war jedoch Churchill, der stets bemüht war, das einzige vom Feind besetzte britische Territorium zurückzuerobern. Das wäre ein enormer Propagandacoup (diesmal für Grossbritannien) gewesen! Allerdings keine einfache Aufgabe, bei Weitem nicht. Die Deutschen hatten alle drei Inseln aufs Äusserste befestigt. Wie Mountbatten selbst anmerkte: «Jede dieser Inseln ist eine wahre Festung, ein Überfall kann nur dann in Erwägung gezogen werden, wenn die Verteidigungsanlagen durch voraufgehende Massnahmen ausser Gefecht gesetzt oder in beachtlichem Umfang verringert werden.» Anders gesagt: Zuerst mussten die Inseln aus der Luft und vom Wasser aus

unter Feuer genommen und so die feindlichen Verteidigungslinien geschwächt werden, bevor man versuchen konnte, Truppen auf die Inseln zu bringen. Die Inseln sind klein, es hätte bei einem solchen Bombardement viele zivile Todesopfer gegeben. Jede Form der Bombardierung oder des Beschusses mit Granaten konnte, auch wenn man sich auf die Verteidigungsanlagen entlang der Küste konzentrierte, bei der Streuung derartiger Bombardements ohne Weiteres eine grosse Anzahl Zivilisten töten. Die berühmte Ungenauigkeit der RAF bei Bombenabwürfen erhöhte dieses Risiko zusätzlich. Es hiess, dass britische Bomber ganze Städte als Zielscheibe verwenden mussten, weil sie nicht fähig waren, ein kleineres Ziel zu treffen. Der Butt Report von 1941 zeigte auf, dass es lediglich einem von fünf britischen Bombern gelang, seine Bomben innerhalb eines Radius von acht Kilometern um das Ziel abzuwerfen!

Man schätzte damals, dass jede Bombardierung der Inseln «das Potential hatte, zwei Drittel der Fläche Guernseys und mindestens die Hälfte der Fläche Jerseys zu zerstören». Beide Inseln waren dicht bevölkert. Es war offensichtlich, wie gefährlich das für die auf den Inseln lebenden Menschen war. Es gab noch weitere Einwände gegen die geplanten Angriffe. Niemand konnte garantieren, dass die Befestigungsanlagen der Inseln durch Bombardierungen aus der Luft und vom Wasser zur Genüge lahmgelegt werden würden. Falls nicht, waren grosse Verluste zu erwarten, wenn die Truppen dann zu landen versuchten. Von der RAF selbst kam der Einwand, dass ihre Flieger über den Inseln Angriffen der Luftwaffe ausgesetzt sein würden, deren Start- und Landebahnen sich nur wenige Minuten entfernt auf der Halbinsel Cotentin befanden. Dagegen war der nächste Stützpunkt der RAF über 100 Kilometer entfernt.

Insgesamt überwogen die Argumente gegen einen Versuch, die Inseln zurückzuerobern. Ohnehin war man der Ansicht, sie hätten keinerlei wirklichen strategischen Wert. Allein aus Gründen der Propaganda ein solches Risiko einzugehen, wäre tatsächlich dumm gewesen. Mission *Constellation* wurde also fallengelassen. Die Insulaner blieben von Eigenbeschuss verschont.

Gegen Ende 1943 wurde jedoch eine weitere Angriffsserie auf die Halbinsel Cherbourg und die Kanalinseln geplant, die man als «Nadel-

stichangriffe» zusammenfasste. Ihr offizieller Codename war: *Hardtack* (Schiffszwieback). Zehn solcher Angriffe waren geplant, aber nur sechs davon wurden zwischen Donnerstag, dem 23. und Dienstag, dem 28. Dezember 1943 durchgeführt. Das ganze Vorhaben wurde zu einem Desaster: nicht ein erfolgreicher Angriff; zwei der Kommandoeinheiten, die für Angriffe auf Sark und Jersey ausgewählt worden waren, wurden komplett aufgegeben, nicht ein Mann überlebte; aus den weiteren sechs beteiligten Einheiten überlebte keiner ohne schwerwiegende Verwundungen.

Bereits der erste Angriff auf Sark war ein Fehlschlag. Die zehn Soldaten von *Hardtack 7* und ihr Anführer, Lieutenant Ambrose McGonigal, landeten an Weihnachten, kurz vor Mitternacht auf den Felsen unterhalb von Derrible Point (die Landzunge gleich neben Hogs Back, wo Appleyard und Lassen die Operation *Ambassador* gestartet hatten). Ihnen gelang es jedoch nicht, die felsige Klippenwand zu erklimmen und so waren sie gezwungen, unverrichteter Dinge nach Dartmouth zurückzukehren.

Zwei Nächte später kehrte die Einheit zurück und landete diesmal auf Hog's Back. Es gelang dem Trupp nun, hinaufzuklettern und einen Weg ins Inselinnere zu finden. Er war schwer vermint, dafür hatten die Deutschen gleich nach dem *Ambassador-Einsatz* gesorgt. Die Soldaten der *Hardtack-Einheit* benutzten dieselbe Route wie ihre Vorgänger. Eine Mine explodierte, dabei starb ein Soldat, ein anderer wurde verletzt. Sie gingen weiter, aber zwei weitere Minen explodierten. McGonigal zog sich eine schwere Verwundung am Bein zu und der bereits vorher verletzte Soldat kam ums Leben. Der Rest der Truppe rannte so schnell wie möglich zurück zum Stützpunkt auf Hog's Back, die Leichen wurden zurückgelassen.

Bei ihrer Rückkehr gingen vier weitere Minen hoch, dabei wurden mit Ausnahme eines Soldaten alle verletzt. Trotz ihrer Verwundungen gelang es ihnen, die Klippen hinabzukommen, in ihr Fluchtboot zu steigen und damit zu dem wartenden Motortorpedoboot zu gelangen. Blutend und erschöpft erreichten sie Dartmouth um 5 Uhr morgens am 28. Dezember. Die Männer von *Hardtack 7* hatten eine schreckliche Nacht erlebt: zwei

ihrer Kameraden waren tot, so gut wie alle waren verwundet. Erreicht wurde mit dem Einsatz nichts. Er war ein absolutes Desaster.

Dasselbe gilt für den *Hardtack-Angriff* auf Jersey. Auch dieser Angriff war für die Nacht vom ersten auf den zweiten Weihnachtsfeiertag angesetzt worden. Zehn Soldaten und ihr Kommandant Captain P. A. Ayton konnten unbemerkt in der schönen kleinen Giffard Bay an der Nordküste der Insel landen. Auch sie gerieten in ein Minenfeld, aber im Gegensatz zu dem Minenfeld auf Sark waren aussen herum Warnschilder in deutscher und englischer Sprache angebracht worden. Sie beeilten sich, die Zeit lief ihnen davon und sie hatten nicht einen deutschen Soldaten erblickt. Sie klopfen an der Tür eines Bauernhauses, in der Hoffnung, dort Informationen über den Aufenthaltsort der feindlichen Truppen einzuholen. Die alte Frau,⁷³ die sie zu nachtschlafender Stunde geweckt hatten, war über den Anblick dieser schwer bewaffneten Männer mit schwarz bemalten Gesichtern alles andere als erfreut.

Sie war keine Mrs. Pittard und nicht besonders verängstigt, nur etwas ärgerlich. Nein, sie werde ihnen nicht sagen, wo sich die deutschen Truppen befänden. Vielleicht könnten ihnen ja die Leute in dem Bauernhaus dort am Ende der Strasse weiterhelfen, warum würden sie also nicht einfach verschwinden und dort nachfragen. Captain Aytons Einheit zog also weiter, aber die beiden Brüder, die sie im Nachbarhof vorfanden, waren – ähnlich wie Mr. Crocker bei der Operation *Ambassador* – dermassen erschrocken, dass sie zuerst kein Wort herausbrachten. Nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, erzählten sie dem Kommandotrupp, dass sie nicht wussten, wo sich die Deutschen aufhielten. Dann fügten sie hinzu, dass die Insulaner den Deutschen keineswegs feindlich gesinnt seien und es ausserdem keinerlei Widerstandsbewegung auf der Insel gäbe.

Die Kommandoeinheit kehrte anschliessend über Les Platons zur Giffard Bay zurück, die Zeit wurde knapp und die Mission war beendet. Nicht einem einzigen feindlichen Soldaten waren sie begegnet, um ihn zu töten oder gefangen zu nehmen. Ein paar wenige nutzlose Informationen hatten sie sammeln können – das war alles. Wahrscheinlich ging Captain Ayton ebendies durch den Sinn, als er auf eine Mine trat, die gleich oberhalb des Strandes gelegt worden war. Er wurde schwer verwundet, und sei-

208 VI. DAS EMPIRE SCHLÄGT ZURÜCK

ne Männer mussten ihn zum Boot tragen. Zwar schaffte es der Captain noch lebend zurück nach England, er starb aber wenige Stunden später im Krankenhaus. Mit ihm war ein weiterer tapferer Soldat bei dem Hardtod-Unternehmen gefallen.

An diesem Punkt, drei Jahre nach Ausbruch des Krieges, muss dem britischen Militärkommando die Sinnlosigkeit der Nadelstichangriffe aufgegangen sein, denn von da an fanden bis zum Ende des Krieges keine mehr statt.

VII.

Herzlich wenig Widerstand?

Nach seiner Verwundung an der Ostfront wurde Hauptmann Hans Kegelmann nach Jersey verlegt, wo er von 1944-45 stationiert war. Er berichtet über seine dort gemachten Erfahrungen:

«Ich fühlte mich wie zu Hause. Die Insulaner waren ganz normale Menschen, die sich normal benahmten, sie hatten keine Angst und befanden sich in einer durchaus guten Lage, sie waren gut angezogen, hatten schöne Häuser, Strassen, eigentlich hatten sie alles, was sie benötigten, sie hatten funktionierende Wasserleitungen, eine funktionierende Müllentsorgung; viele Dinge, die wir auch zu Hause [in Deutschland] gehabt hatten. Mir kam es vor, als wäre gar kein Krieg, als wären wir im Urlaub. Selbstverständlich überraschte es mich nicht, dass sich auf der Insel einige wenige Widerstandsgruppen gebildet hatten. In allen von einer Feindesmacht besetzten Ländern finden sich solche Gruppierungen, aber ich glaube nicht, dass es hier auf Jersey sehr aktive Widerstandsgruppen gab, die es auf einen grossen Coup abgesehen hatten. Jersey ist eine Insel. Es ist schwierig, hier abzutauchen und sich zu verstecken [...] Es war ein Leichtes für uns, sie zu durchkämmen und jeglichen Möchtegegnwiderständler ausfindig zu machen. In Wahrheit war die Lage auf der Insel nicht so dramatisch oder bedrohlich, dass die Insulaner unbedingt gegen die deutschen Besatzer hätten vorgehen müssen. Klar, manchmal haben wir bei Verdachtsfällen die Insulaner überwacht und Verkehrskontrollen durchgeführt, oder wenn wir damit rechneten, dass etwas in die Luft gejagt oder in Brand gesetzt werden könnte. Das geschah aber nie.»

Wie bereits erwähnt, hatte Captain P.A. Ayton, als er während des desaströsen *Hardtack*-Überfalls in Les Platons im nordöstlichen Teil Jerseys umherstreifte, einige Inselbewohner aus den Betten geholt, um Erkundigungen über die Aufstellung der deutschen Truppen und die Bedingungen auf Jersey im Allgemeinen einzuholen. Er wurde nicht gerade enthusiastisch empfangen: Nein, man wisse nicht, wo sich die deutschen Soldaten befänden und jedenfalls verhielten sich die deutschen Besatzer der Bevölkerung gegenüber nicht besonders feindselig und es gebe zudem auch keine Widerstandsbewegung auf der Insel.

Das war nicht gerade Musik in den Ohren des vom Pech verfolgten Captain, aber im Grossen und Ganzen eine wahrheitsgemässe Zusammenfassung der Lage auf Jersey, zumindest wenn Widerstand nur heisst, den Feind zu töten, ihn zu erschiessen und seine Ressourcen zur Fortführung des Kriegs zu zerstören, wie die Maquisards und der *Front de l'Indépendance* es auf dem europäischen Festland taten. Zwar starben dabei viele deutsche Soldaten, aber noch viel mehr Zivilisten wurden anschliessend bei Vergeltungsmassnahmen ermordet, wie etwa in Oradour-sur-Glane und in Lidice (dt. Liditz). Diesen Widerstand bezeichnete man als «mutig», «heroisch» und «nobel», und keiner würde dem widersprechen – aber wie hoch war der Preis, den man dafür zahlen musste. Genau aus diesem Grund rieten sowohl Winston Churchill als auch General de Gaulle strikt von derartigen bewaffneten Widerstandsformen ab.

Auf den Inseln gab es keinen solchen Widerstand. Ein oder zwei Leitungskabel wurden durchtrennt, aber dies wurde darauf zurückgeführt, dass Vieh über sie hinweggetrampelt war. Auch wurden ein paar Bahnschwellen entwendet, jedoch nicht, um gewaltsam gegen die deutschen Besatzer zu protestieren, sondern um damit das Haus zu heizen. Ein deutscher Offizier wurde auf Sark getötet. Zwar wurde zunächst ein Inselbewohner verdächtigt, ihn ermordet zu haben, doch bald stellte sich heraus, dass sein eigener Offiziersbursche diese Bluttat begangen hatte. Gewaltakte gegen die Deutschen kamen stets von aussen durch Angriffe der RAF oder der Kommandotrupps, niemals aber von den Einheimischen selbst. Widerstand in der Form eines bewaffneten Angriffs oder einer Sabotage fand während der Besetzung einfach nicht statt und dies aus gutem Grund.

Den Insulanern mangelte es nicht an Courage, vielmehr lag es an dem speziellen und vielschichtigen Wesen der deutschen Okkupation der Kanalinseln, die sich deutlich von der Besetzung Hollands, Belgiens oder Frankreichs unterschied.

Der Fragen gibt es viele, und sie wurden oft gestellt: Warum gab es keine Widerstandsbewegung auf den Kanalinseln, wie sie in anderen besetzten Territorien Westeuropas existiert hatte? Gab es keinen Jean Moulin auf den Inseln? Keine kleine Armee von Männern und Frauen, die bereit gewesen wären, ihr Leben zu opfern, um die Menschen vom NS-Joch zu befreien? Hatten sich die Insulaner den deutschen Herren dermassen feige unterworfen, dass sie keinen Mucks des Protestes von sich geben oder wenigstens einmal leise Ablehnung bekunden konnten? Kollaboration statt Konfrontation?

Damit eine Widerstandsbewegung florieren kann, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, und diese sind ziemlich offensichtlich: Widerstand kann man nur dann leisten, wenn man sich dem Feind entziehen kann, einen Ort hat, wo man sich selbst und seine Waffen verstecken kann. Vor allem benötigt man Fluchtwege. Im Vergleich mit Frankreich, Belgien und Holland sind die Inseln sehr klein – Jersey, die grösste der Hauptinseln, ist bei Ebbe knapp 117 km² gross. Nicht eine von ihnen bietet annähernd so viel Unterschlupf, wie nötig ist, damit eine erfolgreiche Widerstandsbewegung halbwegs sicher operieren kann. Es gab ein paar kleinere Waldgebiete, aber auch diese taugten nicht wirklich als Zufluchtsort. Ausserdem fehlte es an effektiven Rückzugs- und Fluchtwegen, kein weites Hinterland war vorhanden, in das man hätte verschwinden können.

Es gab weder Grenzen, die man schnell hätte überqueren, noch grössere Städte, die als Versteck hätten dienen können. Die äusserst gefährliche See, die bei der Halbinsel Cotentin brandete, versperrte jeden Fluchtweg. Kurz gesagt: Es gab keine Verstecke und keine Fluchtorte. Und es gab viele, viele Deutsche, um Widerständler zu jagen, zu stellen und zu töten, denn in keinem anderen okkupierten Land Westeuropas gab es mehr deutsche Soldaten pro Einwohner als auf den Kanalinseln. Während des Krieges waren die Inseln längere Zeit dichter von Deutschen besiedelt als deren eigenes Vaterland. Insbesondere auf Guernsey konnte man so gut

wie keinen Schritt machen, ohne von einem Deutschen gesehen zu werden.

Wer fragt: «Wo war der Kampfgeist der Inseln?», muss daran erinnert werden, dass jene jungen Männer, die sich zu einer Widerstandsgruppe hätten formieren können, sich zu dieser Zeit gar nicht auf den Inseln befanden, sondern dem Feind als Mitglied der Streitkräfte Seiner Majestät «Widerstand leisteten». Viele von ihnen waren gar nicht einberufen worden, sondern hatten sich freiwillig gemeldet. Die Abwesenheit genau dieser jungen mutigen Männer war der Grund, warum eine Widerstandsbe-
wegung, wie man sie vom europäischen Festland kannte, schlechthin unmöglich war. Michael Ginns weist in diesem Zusammenhang daraufhin, dass allerdings «kein Einheimischer von den Kanalinseln eine deutsche Uniform getragen und für Hitler gekämpft hat, anders als in anderen europäischen Ländern, wo sich zehntausende ausländische Freiwillige zu einer militärischen Einheit der Waffen-SS zusammenschlossen».

In erster Linie waren es jedoch Anweisungen von oben, die den Widerstand verhinderten. Sie kamen von den Amtsträgern der Zivilregierungen der Inseln, dem Obersten Rat und dem Kontrollkomitee, denen die britische Regierung befohlen hatte, ganz im Interesse der Inselbewohner zu regieren. Sie waren der Meinung, dass jede Tat des Widerstands die delikate Beziehung zwischen den Deutschen und den Verantwortlichen stören würde, die während der «Musterbesetzung» herrschte. Die Richtlinien dieser «vorbildhaften Besetzung» waren genau genommen ziemlich einfach. Im strikten Einklang mit der Haager Konvention würde die Inselregierung bis zu einem bestimmten Grad mit den Besatzern kooperieren, Widerstand würde nicht geleistet werden. Die Deutschen würden im Gegenzug keine Gewalt anwenden und den Erhalt von Leben, Freiheit und Eigentum der Insulaner garantieren.

Die Bekanntmachung zum V-Zeichen

Das war die Lage, in der Victor Carey seine berüchtigte Bekanntmachung zum «V»-Zeichen veröffentlichte. Die Lage, in der Ambrose Sherwill gegen die Anstifter der Kommandounternehmen wettete, da sie die Abmachung zwischen Besatzern und Besetzten und damit auch das Leben von Zivilisten gefährdeten. Wer in einer solchen Lage Widerstand leistete, war kein Kriegsheld, sondern setzte vielmehr das Leben seiner Mitbürger aufs Spiel; sicherlich hätten viele ihr Leben lassen müssen, hätten die Deutschen Massnahmen zur Vergeltung getroffen. (Nach Victor Careys Aussage wurde während der Victoryzeichen-Kampagne 80 Zivilisten mit dem Erschiessungskommando gedroht, die gleiche Drohung erging während des Nicolle-Symes-Fiaskos an zwanzig «prominente Bürger»). Man war der Ansicht – und das speziell auf Guernsey –, dass Widerständler, die durch ihre Widerstandsaktionen gegen die Deutschen Repressalien gegen das Volk heraufbeschworen und damit Menschenleben gefährdeten, als Kriminelle anzusehen waren. Zu diesen «kriminellen» Handlungen zählte auch die Flucht von den Inseln, wie es etwa auf Guernsey geschah, als acht Inselbewohner übers Wasser aufs britische Festland flüchteten. Ambrose Sherwills Kommentar dazu:

«Den meisten der hiesigen Einwohner ist bekannt, dass vor Kurzem acht Personen die Insel in einem Boot verlassen haben, um nach England zu flüchten. Als Gegenmassnahme hat nun die deutsche Obrigkeit drastisch die Bootskontrollen intensiviert, sodass die Fischer in den nördlichen und westlichen Teilen unserer Insel ihrer Tätigkeit nicht nachgehen können und die Bevölkerung eines grossen Anteils an fangbarem Fisch beraubt wird. Jede weitere derartige Flucht oder auch nur ein Fluchtversuch wird zu neuen Restriktionen führen. Mit anderen Worten: Wem es gelingt, sich davonzumachen, der tut das auf Kosten derer, die Zurückbleiben. Unter solchen Bedingungen eine Flucht zu wagen, kommt einer kriminellen Handlung gegen die Bevölkerung gleich. Sollte sich ein solcher Zwischenfall wiederholen, ist damit zu rechnen, dass die Deutschen als Vergeltungsmassnahme die männliche Bevölkerung nach Frankreich evakuieren.»

Sherwill wusste nur zu gut, dass gewalttätige Widerstandshandlungen eine brutalere Reaktion der Deutschen provozieren würden als nur eine Evakuierung. Menschen würden erschossen werden. Solche Handlungen zu unterstützen, und sei es nur im Geheimen, würde zu einer Katastrophe führen – und das entspräche sicherlich keinem Regieren im «Interesse der Einwohner». Wenn man schon mit dem Tiger leben muss, so sollte man ihn nicht auch noch in den Schwanz kneifen. Es kann zudem gar nicht genug betont werden, dass sich die Deutschen, wenigstens in der Anfangsphase der Besetzung, unerwartet zivilisiert verhielten. Keine Plünderungen, keine Morde, keine Zerstörung.

«Nicht dass wir direkt glücklich gewesen wären, von den Deutschen besetzt worden zu sein, aber tatsächlich behandelt man uns zuvorkommend und rücksichtsvoll. Die Zivilverwaltung der Insel kann ihrer Arbeit nachgehen wie vor der Okkupation und die Kirchen und Kapellen bleiben für den Gottesdienst geöffnet. Jeder Inselbeamte ist in seinem Amt, nicht ein einziger Zivilist ist seiner Freiheit beraubt worden und die Beziehungen zwischen den deutschen Streitkräften und der Zivilbevölkerung zeichnen sich vor allem durch äusserste Korrektheit aus.»

Es gab einen Grund für diese «milde» Vorgehensweise: Man glaubte fest, dass das englische Festland kurz davorstand, eingenommen zu werden und dass die Wehrmacht an Weihnachten in Oxford stehen würde. Die Kanalinseln waren das einzige britische Territorium, das von den Deutschen besetzt war. War das nicht die perfekte Möglichkeit zu demonstrieren, wie zivilisiert man war, wie gut man sich benehmen und wie respektvoll man die britische Zivilbevölkerung behandeln konnte? Natürlich war es das. So würde der Widerstandsgeist der Briten auf raffinierte Weise untergraben, der kurze Weg zur Invasion geebnet und der internationale Ruf der Nazis verbessert werden. Es war unter Propagandaaspekten höchst ratsam, die blutige Eisenfaust gut im Samthandschuh versteckt zu halten!

Die britische Regierung ihrerseits tat kaum etwas, um Widerstand auf den Inseln zu fördern oder zu unterstützen. Keine Agentin wie Violette Szabo wurde auf die Inseln geschickt, überhaupt gab es, so weit bekannt, keine Interventionen der *Special Operations Executive* auf den Inseln. Es wurde nicht versucht, potentiellen Widerständlern Ausrüstung, Waffen

oder Sprengstoff zukommen zu lassen. Kein SOE-Agent wurde damit beauftragt, den Widerstand auf den Inseln zu organisieren und zu unterstützen, wie das etwa in den Niederlanden und Frankreich geschah. Möglicherweise dachte die britische Regierung – ganz mit Sherwill einig –, dass eine derartige Unterstützung politisch unklug wäre und zu nichts führen würde. Sicher nahm sie aber an, dass die Inseln keinerlei strategischen Wert hatten. Welche Überlegungen auch dahinter steckten, die Inseln konnten keine Hilfe von jenseits des Kanals erwarten.

In welcher Form konnten die Insulaner dann gegen die Invasoren vorgehen, wenn es an allem fehlte, was man für Widerstandsaktivitäten benötigte? Sollte man die deutschen Besatzer wirklich herausfordern, wenn als Konsequenz Tod und Zerstörung für die Mitbürger auf den Inseln drohte? Auf den Inseln gab es eine ganz bestimmte Form von Widerstand, er war jedoch nicht zu vergleichen mit dem der Maquisards, der auf Tötung und Sabotage beruhte.⁷⁴ Wenn auf den Inseln Widerstand stattfinden konnte, so musste es ein inselspezifischer Widerstand sein: Keine militärischen Einrichtungen konnten in die Luft gejagt, keine deutschen Soldaten getötet, die Infrastruktur der Inseln nicht angerührt werden. Was man tun konnte, war die Gründung einer Untergrundpresse für die Verbreitung der Nachrichten, die man auf unerlaubterweise zurückgehaltenen Radiogeräten oder Kristalldetektoren empfangen hatte. Es gab viele kleinere Widerstandshandlungen gegen den Feind, wie etwa die «V»-Zeichen-Offensive. Bedeutender und gefährlicher war der Beistand und die Zuflucht, die man entwichenen Zwangsarbeitern gewährte, aber auch, was noch gefährlicher war, den Juden, den Menschen, die von der Herrschaft der Nazis am meisten bedroht waren. Die Beispiele für einen solchen Widerstand sind zahlreich, und viele davon endeten in Folter und Tod. Alles in allem ergibt sich ein Bild des Widerstands, das geprägt ist vom Ideal menschlichen Anstands, der aufrechterhalten wurde gegen eine erdrückende Übermacht. Eine bewundernswerte und inspirierende Haltung, auf die die Inselbewohner zu Recht stolz sein können.

Major Marie

An einem regnerischen Sonntagnachmittag im November 1947 fand in der kleinen Halle der Heilsarmee im Bezirk von St. Sampson auf Guernsey eine Zeremonie besonderer Art statt. Der General der Heilsarmee, Albert Osborn, verlieh post *mortem* den *Order of the Founder* an Major Marie Ozanne. Ihre Mutter, Schwester Mrs. D. Ozanne, nahm den Orden im Namen ihrer Tochter an. In der Laudatio heisst es:

«Nachdem sie viele Jahre in Frankreich und Belgien treu gedient hatte, legte sie während der Kriegsjahre in ihrem Geburtsort Guernsey unter der Besatzungsmacht, die sie verhaftete und ins Gefängnis steckte, für Gott und die Prinzipien der Heilsarmee ausserordentlich mutig Zeugnis ab. Bis zu ihrem Tod kurz nach ihrer Entlassung zeigte sie aufopferungsvollen Einsatz für die Freiheit des Menschen, Gott zu dienen und für die Rettung anderer.»

Marie Ozanne kehrte auf direkten Befehl ihrer Kommandantin in der Heilsarmee, Colonel Mary Booth, im Mai 1940 auf ihre Heimatinsel Guernsey zurück. Marie hatte sich in Belgien überarbeitet und war wegen der zu grossen Anstrengungen erkrankt. Sie sollte sich auf Guernsey bei ihren Eltern ausruhen und genesen. Was sie dort erlebte, war weit entfernt von einer Ruhekur. Gleich im darauffolgenden Monat besetzten die Deutschen die Inseln und Marie hatte plötzlich eine Unmenge an Arbeit für ihre Gemeinde zu leisten.

Nach der massiven Evakuierung der Guernsey-Bevölkerung im Juni 1940 fehlte dem Heilsarmeekorps ein Anführer. Marie Ozanne übernahm diese Rolle. Als die «V»-Offensive auf ihrem Höhepunkt war und die Deutschen den Tätern mit harten Gefängnisstrafen drohten, schrieb sie der deutschen Obrigkeit einen Brief. Sie sei bereit, die Strafe eines jeden, der schuldig befunden werde, das «V»-Zeichen auf der Insel angebracht zu haben, stellvertretend abzuleisten. Die Deutschen lehnten das Angebot ab.

Nach den ersten sechs Monaten der Besetzung entschieden die von jeglicher fremden Uniform⁷⁵ verunsicherten Deutschen, die Heilsarmee abzuschaffen. Am 19. Januar 1941 schlossen sie alle Begegnungsstätten. Marie wehrte sich gegen diese ungewöhnliche Anordnung, indem sie, angetan

mit ihrer Heilsarmee-Uniform, Nachtwache vor der verschlossenen Tür der Zitadelle bei St. Sampson hielt. Noch riskanter war es, dass sie in deutlicher Missachtung der deutschen Behörden auf dem Marktplatz von St. Peter laut aus der Bibel vorlas. Die Polizei von Guernsey, ihre Freunde und Mitbürger waren sich bewusst, wie sehr sie sich damit selbst gefährdete und versuchten, sie davon abzuhalten – vergeblich. Marie schrieb sogar an den Feldkommandanten und unterstand sich, in ihrem Brief nicht zu bitten, sondern zu verlangen, dass der Befehl zur Abschaffung der Heilsarmee aufgehoben würde. In ihrem Brief vom 26. Juni 1941 schreibt sie unter anderem: «Sehr geehrter Herr, warum verfolgen Sie die Juden? Erinnern Sie sich, dass sie ein von Gott auserwähltes Volk sind, und dass JESUS selbst Jude war, und er der EINZIGE ist, der uns ewiges Leben schenken kann und durch den wir in das Himmelreich gelangen? Wenn Sie meinen, die Juden hätten gesündigt, so fragen Sie sich, haben wir nicht alle gesündigt, und wäre es nicht besser, für sie selbst und für uns alle, wenn wir versuchen würden, ihre Seelen zu retten, statt ihren Geist und Körper zu unterdrücken? Wir würden dann wenigstens im Himmel Schätze anhäufen. Denn Gott sieht die Person nicht an, sondern in jeglichem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. Glauben Sie mir mein Herr, ich bete für Sie und diejenigen, die Sie lieben.»

Niemand sonst auf der Insel sah sich genötigt oder hätte es gewagt, den Deutschen diese Frage so direkt zu stellen. Unabhängig davon, was die Deutschen verboten oder erlaubten, Marie wollte die Räumlichkeiten der Heilsarmee in der Nocq Road öffnen und dort Versammlungen abhalten. Sie wurde deswegen von einem gewissen Herrn Zachau in das Hauptquartier der deutschen Obrigkeit in der Grange Lodge einberufen. Marie hatte für die Befragung ihre Uniform angezogen. Sie weigerte sich, irgendwelchen Befehlen der Deutschen bezüglich ihrer Person oder der Heilsarmee Folge zu leisten und sagte, sie würde eher ins Gefängnis gehen. Und tatsächlich forderte sie die Deutschen auf, sie ins Gefängnis zu stecken. Das war ihre Art des Protestes, ihre Art des Widerstands.

Zachau war davon überzeugt, dass sie verrückt war. Anstatt sie zu bestrafen, ordnete er an, dass sie zu ihren Eltern zurückgebracht werden und

dass sie dringend medizinische Hilfe bekommen sollte. Ausserdem befahl er, dass all ihre Uniformen konfisziert und in die Grange Lodge gebracht würden. Der Polizeichef der Insel, William Sculpher, beaufsichtigte dieses Unternehmen.

Zugegeben: nicht alle Mitglieder der Heilsarmee befürworteten Marias Auflehnung gegen die Deutschen. Mit ihrem Verhalten provozierte sie die Deutschen, die als Reaktion darauf vielleicht Vergeltungsaktionen gegen die gesamte Heilsarmee durchführen würden, was zu Geldbussen, Gefängnisstrafen oder Deportationen führen könnte. Marie liess sich davon kaum beirren. Sie war damit beschäftigt, die Mitglieder der Heilsarmee in ihren Häusern zu besuchen, geheime religiöse Treffen und Bibelstunden zu organisieren. Zwei Jahre lang hielt sie sich vernünftigerweise bedeckt, bis sie eines Tages die lauten Schreie der gequälten Zwangsarbeiter aus dem Hause Paradise vernahm.

Das Haus Paradise befand sich im Vale-Bezirk von Guernsey. Heute ist es ein prächtiges, weiss gestrichenes Gebäude. Aber während der Besetzung diente es den Deutschen als Gefängnis und Strafzentrale für jene Zwangsarbeiter, die sich ihren Aufsehern widersetzt hatten. Für diese aus dem Osten Europas hergebrachten Arbeiter wurde Paradise zur Hölle. Die deutschen Geiselnnehmer wandten in ihrem Umgang mit den «Untermenschen» keine ausgeklügelte psychologische Folter an, sondern schlicht Prügelstrafen bis zur Bewusstlosigkeit. Die Schreie dieser armen gequälten Kreaturen waren im ganzen Bezirk zu hören, auch Major Marie Ozanne hörte sie. Wieder und wieder schrieb sie an den Kommandanten, um gegen die bestialische Behandlung der unseligen Inhaftierten zu protestieren. Ihre Beschwerden wurden so laut, dass die deutschen Behörden sie nicht mehr ignorieren konnten. Marie wurde verhaftet und in das St.-James-Gefängnis gesteckt. Wie gehabt führte sie aus der Haftanstalt ihren Dienst fort, indem sie Briefe an ihre Heilsarmeedelegation schrieb, in denen sie die Mitglieder dazu aufforderte, trotz der hoffnungslosen Zeiten, die gerade herrschten, ihren Glauben beizubehalten. Genau das lebte sie ihnen auch vor.

Im September 1942, als englischstämmige Einwohner auf den Inseln für die Deportation erfasst wurden, schrieb Marie Ozanne aus ihrer Zelle an den Feldkommandanten Knackfuss, und bot an, den Platz eines Depor-

tierten einzunehmen. Ihr Angebot wurde strikt abgelehnt. Der verantwortliche Beamte strich ihr Schreiben mit einem roten Stift durch und notierte am rechten Seitenrand: «Kommt nicht in Frage».

Es ging das Gerücht um, dass sie schlecht behandelt wurde im Gefängnis, sie soll sogar gefoltert worden sein. Aber laut den Einträgen in ihrem Tagebuch aus jener Zeit wurde sie in keiner Weise von den deutschen Wärtern misshandelt. Sicher ist aber, dass sie nach wenigen Wochen im Gefängnis erkrankte und einen Zusammenbruch erlitt. Sie wurde sofort in das Haus ihrer Eltern gebracht, wo sie drei Tage bleiben konnte. Sie genas jedoch nicht. Ihr Zustand verschlechterte sich zunehmend. Sie wurde ins Castel Hospital verlegt, wo sie vier Monate verbrachte. Den Ärzten mangelte es an Medikamenten und sonstigen Hilfsmitteln, um sie in ihrem Zustand richtig zu behandeln. Sie starb im Frühjahr 1943 im Alter von 37 Jahren. Die Todesursache blieb unbekannt, nach ihrem Tod wurden jedoch Spuren von Gift in ihrem Körper gefunden. Es besteht der Verdacht, dass die Deutschen sie absichtlich töteten, indem sie ihr eine giftige Substanz in ihre dürftige Gefängnismahlzeit mischten, um diesen Stachel im Fleisch loszuwerden. Die Deutschen waren sich durchaus bewusst, dass ihr Tod in der Bevölkerung für Unruhe sorgen könnte. Daher wurde in keiner der Inselzeitungen von ihrem Hinscheiden berichtet und nur eine äusserst kurze Feierlichkeit bei ihrer Beerdigung auf dem Vale Friedhof erlaubt.

Marie Ozannes Protest zwang zwar den Feind nicht in die Knie, aber ihr Mut und ihre Menschlichkeit waren ein Vorbild in diesen moralisch schwierigen Jahren der Besetzung.

Einer anderen Mutter Sohn

Im Norden von Jersey liegt der Bezirk St. Ouen: ein windgepeitschter Ort auf 300 Fuss hohen Klippen. Während der Besetzung gab es hier bei La Fontaine einen Laden namens *Millais Stores*. Inhaberin dieses Gemischtwarenladens war Louisa Gould, geborene Le Druillenec. Sie war Witwe und hatte zwei prächtige Söhne. Edward, der ältere der beiden, war als Mitglied der Royal Navy im Mittelmeer unterwegs. Er war einer von

10'000 Insulanern, die in den *British Armed Forces* dienten, um an allen Fronten gegen Hitler zu kämpfen. Auch der Bailiff Alexander Coutanche hatte einen Sohn in der Navy. John Coutanche diente auf der HMS *Brissenden*. Der Unterschied war, dass er nach Hause zurückkehrte, Edward Gould nicht. Im Juli 1941 erhielt Louise die Nachricht, dass ihr tapferer und geliebter Sohn im Dienst für König und Vaterland gefallen war.

Ein Jahr verging. Der Krieg veränderte sein Gesicht. Das Leben wurde immer härter. Die Inseln sollten befestigt und zu mächtigen Bollwerken gemacht werden, um die lange Linie der deutschen Westfront zu sichern. Erbauen sollten diese massiven militärischen Anlagen die Arbeiter Todts; mit ihnen zusammen kamen Tausende von russischen Zwangsarbeitern, die an der schrecklichen Ostfront gefangen genommen worden waren.

Ihr Auftauchen auf Jersey trug einiges dazu bei, die ursprüngliche Vorstellung vieler Insulaner, die Deutschen seien eher harmlose Invasoren, zu revidieren. Die Behandlung der Russen durch die Deutschen, von denen sie als «Untermenschen» angesehen wurden, in ihrem Wert unter den Tieren angesiedelt, spottete jeder Beschreibung. Man schlug sie, gab ihnen kaum zu essen, folterte sie und erschoss sie ohne grosses Federlesen. Wenn sie starben, spielte das keine Rolle: Schliesslich gab es dort, wo sie herkommen, noch viele mehr von ihnen.

Einer von diesen russischen Arbeitern war der 23-jährige Fjodor Polykapovitch Buryi aus Sibirien. Er war mit einem Trupp von 200 Mann durch ganz Europa transportiert und auf die Inseln gebracht worden. Sie waren alle in einem grossen Arbeitslager am Fuss des Jubilee-Hügels in St. Peter untergebracht. Fjodor war ein beherzter Bursche, er wollte nicht in einem solchen Lager verrotten und entschied sich zur Flucht. Der erste Versuch misslang. Er wusste nicht, wo er war, hatte keine Ahnung, dass er sich auf einer Insel befand, oder wohin er gehen sollte. Fjodor wurde unmittelbar nach seinem Fluchtversuch wieder geschnappt.

Zur Strafe und um alle anderen Gefangenen zu warnen, wurde er nackt ausgezogen, geschlagen und gezwungen, einen mit Steinen gefüllten Schubkarren zu ziehen, bis seine Kräfte versagten und er bewusstlos zu

Boden sank. Die Wächter konnten ihn wiederbeleben und zwangen ihn dann, die ganze Nacht über draussen bei den Baracken strammzustehen – nackt und bloss, wie er war. Er hatte Glück im Unglück, denn es war Hochsommer, er musste also keine eiskalten Temperaturen ertragen, aber die Erfahrung war auch so schlimm genug. Das schreckte Fjodor jedoch nicht davon ab, einen erneuten Fluchtversuch zu wagen. Diesmal gelang ihm die Flucht dank der Hilfe einiger Insulaner. Diese unterstützten und versteckten ihn, obwohl sie damit sich selbst und ihre Familien einer grossen Gefahr aussetzten.

Am Mittwoch, den 23. September 1942, gelang es Fjodor, sich an den betrunkenen Wächtern vorbeizuschleichen (sie hatten gerade ihren Sold bekommen). Er lief den Strand entlang Richtung Norden bis zum Bezirk St. Ouen, wo er Zuflucht auf der Farm von Mr. René Le Mottée fand, der zu dieser Zeit bereits drei andere Flüchtige beherbergte. Dort erhielt er eine Matratze und teilte sich mit einem der drei anderen Russen einen Schuppen. Drei Monate dauerte sein Aufenthalt auf dem Bauernhof von Le Mottée.⁷⁶ Zwar waren die Bedingungen nicht ideal, aber sicherlich besser als jene, die im Arbeitslager unten am Jubilee-Hügel herrschten.

Der Bezirk von St. Ouen befindet sich in der nordwestlichen und von St. Helier am weitesten entfernten Ecke der Insel. Eine abgelegene, windige und trostlose Landschaft und wohl die beste Gegend, um sich als Flüchtling verborgen zu halten. Das gelang Fjodor bis Dezember 1942. Da begannen die Deutschen damit, die im Herbst zahlreich geflohenen Todt-Arbeiter, die auf ihrer Flucht raubten und töteten, aufzuspüren. So wurden beispielsweise in der Nacht vom 1. Dezember 1942 Mr. Ernest Le Gresley und seine Schwester in ihrem kleinen Laden in St. Peter von zwei Eindringlingen angegriffen und niedergestochen. Le Gresley starb an seinen Verletzungen, seine Schwester überlebte den Angriff. Die Feldgendarmarie vermutete, dass die Täter flüchtige ausländische Arbeiter waren. Leslie Sinel trug im Herbst 1942 in sein Okkupationstagebuch ein: «Die ausländischen Arbeiter suchen nach Nahrung und es kommt zunehmend zu Raubüberfällen in den ländlichen Bezirken, insbesondere im Westen; nichts ist sicher vor den Marodeuren. Die Deutschen sagen, dass zahlreiche Russen vermisst werden, aber wenn diese armen Kreaturen schuldig

sind, weil sie Lebensmittel stehlen, dann muss man eher Mitleid mit ihnen haben, als sie zu rügen.»⁷⁷

Die Landbevölkerung fürchtete sich. Raubüberfälle nahmen zu. Ein weiterer Mann aus Jersey wurde (so nahm man jedenfalls an) am 18. Dezember von einem russischen Flüchtigen in seinem Haus im Bezirk St. Mary brutal angegriffen. Die Deutschen forderten die Öffentlichkeit dazu auf, ihnen bei der Ergreifung der flüchtigen russischen Gefangenen zu helfen. Sie führten in allen Bezirken – einschliesslich St. Ouen – Hausdurchsuchungen durch, um die vermissten Arbeiter ausfindig zu machen.

René Mottée erfuhr vorab von diesen Durchsuchungen. Fjodor musste seinen Zufluchtsort auf dem Bauernhof verlassen und sich so schnell wie möglich ein neues Refugium suchen. Auch diesmal hatte er das Glück auf seiner Seite, denn er stand plötzlich vor der Haustüre von Louisa Gould. Er wisse nicht, wo er hingehen solle, sagte er. Sie nahm ihn ohne zu zögern auf, ein Akt der Nächstenliebe, wie sie sagte, «für den Sohn einer anderen Mutter». Sie sollte dafür sterben.

Fjodor Polykapovitch Buryi konnte im Hause von Louisa Gould bleiben und erhielt den sehr englischen Namen Bill. Die Einwohner St. Ouens konnten den russischen Namen Polykapovitch einfach nicht aussprechen. «Bill» wurde ein festes Mitglied der Familie, er trug sogar die für ihn umgeänderten Kleidungsstücke Edward Goulds. Louisa sorgte sich um ihn, als wäre er in der Tat ihr eigener Sohn. Bill gewöhnte sich ein, ging ihr im Laden zur Hand und war in seiner überschwänglichen russischen Art ein wunderbarer Gast. Er litt jedoch bisweilen an Depressionen und Stimmungsschwankungen, so dass er manchmal auch etwas schwierig sein konnte.

Englische Schauspieler, die auf der Bühne russische Figuren spielen müssen, beklagen sich oft, dass – in Tschechows Stücken etwa – die Gefühlsregungen im Dramentext zu schnell wechseln. Der Umschlag von Euphorie zu tiefer Melancholie würde nahezu unmittelbar stattfinden, ohne jeglichen Übergang und wäre daher nicht auf «realistische» oder «natürliche» Weise darzustellen. Damit meinen sie, dass der englische Charakter derart heftige Gefühlsänderungen nicht bietet: «Wir sind nicht die Art

Mensch.» Aber die Russen sind es – und Bill war es. In dieser von uns als typisch russisch wahrgenommenen Art hatte Bill einmal Zeiten, in denen er glücklich und guter Dinge war, er arbeitete und zeichnete (er war künstlerisch talentiert); urplötzlich stürzte er dann aber in eine schwere Depression. Bill trank auch gerne; weil kein Wodka da war, soll er einmal, so heisst es, vergällten Alkohol getrunken haben.

Wie schwer es auch gewesen sein mag, mit Bill zusammenzuleben, die guten Zeiten überwogen in La Fontaine. Bill wurde von allen geliebt und war für zweieinhalb Jahre sicher in St. Ouen aufgehoben, bis im Mai 1944 unerwartet das Unheil hereinbrach.

Jemand hatte Louisa Gould denunziert. Sie wurde aber zum Glück vorgewarnt: die Deutschen würden demnächst in ihr Haus kommen, um nach einem flüchtigen russischen Arbeiter zu suchen. Auch ihr widerrechtlich zurückbehaltenes Radio sollte beschlagnahmt werden. Der Brief, der den Deutschen Louisa Goulds Gesetzesverstösse verriet, wurde abgefangen. Er war an das Victoria College gesandt worden – diesen Fehler machten viele während der Besatzungszeit. Der Brief hätte jedoch an das Victoria College House gehen sollen, ein ganz anderes Gebäude, das eigentliche Hauptquartier der Feldkommandantur. Der Konrektor des Victoria College, Pat Tatum, dem diese Art von Briefen nicht neu war, öffnete das Kuvert über Dampf. Er war sich sogleich im Klaren, welches Unglück Mrs. Gould drohte. Er liess ihr eine Warnung zukommen, wahrscheinlich mit der Hilfe von Norman Le Brocqs Widerstandsgruppe. Dann verschloss er den Umschlag und wartete zwei Tage, bis er ihn an die Deutschen im Victoria College House weiterleitete. Diese Verzögerung, so glaubte er, sollte Louisa genügen, um Bill wegzubringen und alles, was auf seinen Aufenthalt hindeuten konnte, zu entfernen. Auch ihr Radio konnte sie in der Zeit verstecken. Bob Le Sueur berichtet, dass sie eine weitere Warnung aus unerwarteter Quelle erhielt: von einer sogenannten *Jerry bag*, deren deutscher Freund nicht sehr weit entfernt in L'Etacq arbeitete. Dieser «hatte ihr erzählt, dass das Gerücht umging, [Louisa Gould] verstecke einen russischen Gefangenen – und dass man sie warnen sollte, sonst würde etwas mit ihr geschehen».

Louisa und ihre Schwester Ivy Forster begannen sogleich, alle Spuren zu verwischen. Bill brachten sie in Ivys Haus; verzweifelt machten sie sich daran, alle Hinweise auf Bills zweieinhalbjährige Anwesenheit zu beseitigen. Es gelang ihnen aber nicht. Als die Deutschen das Haus durchsuchten, fanden sie eindeutige Beweise dafür, dass Louisa einen russischen Flüchtling beherbergte. Sie entdeckten kleinere, von Louisa und Ivy an Bill geschriebene Zettel an Weihnachtsgeschenken. Der Ausdruck von Zuneigung wurde zum Beweis eines «Verbrechens». Und sie fanden noch mehr; eine Kamera wurde entdeckt und – was noch schlimmer war – auch das Radio, das im Hühnerstall versteckt war. Die Geheime Feldpolizei fand zudem eine Schrotflinte und das Vernichtendste von allem: ein russisch-englisches Wörterbuch.

Am 25. Mai 1944 wurde Louisa Gould mitsamt ihrem Dienstmädchen Alice Gavey festgenommen. Sieben Tage später wurde auch Ivy Forster verhaftet. In der Zwischenzeit war Bill zusammen mit einem weiteren Russen, der sich im Hause Forster versteckt hatte, in Bob Le Sueurs Versicherungsbüro in St. Helier untergetaucht. Kurz darauf wurden auch zwei von Louisas besten Freundinnen, Berthe Pitolet und Dora Hacquoil, verhaftet. Zwei Tage später inhaftierten die Deutschen auch Louisas Bruder, Harold Le Druillenc, allerdings lautete die Anklage nicht auf Beihilfe zur Flucht, sondern auf Radiohören.

Louisa Gould, Harold Le Druillenc und Berthe Pitolet wurden mit einem der letzten Schiffstransporte, die während der Kriegszeit stattfanden, nach St. Malo gebracht. Dort kamen sie am frühen Morgen des 2. Juli an. Ivy Forster hatte Glück, der Gefängnisdirektor des Gloucester-Street-Gefängnisses setzte sich für sie ein: Sie sollte zuerst im General Hospital untersucht werden. Dort kam sie in die Obhut eines jungen Arztes, Raymond Osmont. Diesem gelang es, ihre Untersuchungsergebnisse mit jenen eines anderen Patienten zu vertauschen und vorzuspiegeln, dass Ivy an Tuberkulose litt und daher nicht nach Frankreich überführt werden konnte.

Louisa, Berthe und Harold wurden von St. Malo nach Rennes gebracht. Harold musste als Erster gehen. Er liess die beiden Frauen zurück. Während einer Bombardierung Rennes' durch die Alliierten wurde das Gefängnis schwer beschädigt, die Mauern von Louisas und Berthes Zellen teilwei-

se zerstört. Berthe entkam, indem sie einfach durch die entstandene Öffnung hinauslief. Louisa blieb, sie wollte ihre Freundin nicht gefährden, sie hätte sie bei ihrer Flucht aufgehalten. Als die Rauchwolken abgezogen waren, befand sich Louisa Gould eingepfercht in einem Zug mit dem Ziel Konzentrationslager Ravensbrück.

Tausende Menschen wurden hierhin und dorthin gebracht, an alle möglichen Orte in den von den Nazis kontrollierten Gebieten. Überall herrschte Panik und Chaos, und doch geschah es, dass der Zug, in dem Louisa sass, in Beifort im Osten Frankreichs hielt. Im Zug auf dem Gleis gegenüber sass niemand anderes als ihr Bruder Harold! Es war sein Geburtstag und Louisa gelang es, ihm eine Dose Tabak (er war Pfeifenraucher) als Geschenk zukommen zu lassen. Ihm noch einmal zu begegnen, sollte Louisas letzter Glücksfall sein.

Das auf Anordnung von Reichsführer-SS Heinrich Himmler 1938 im 100 km von Berlin entfernten Ravensbrück erbaute Konzentrationslager war die Hölle auf Erden. Zuerst diente es als reines Frauenlager. Rund 130'000 Frauen waren dort zwischen 1939 und 1945 inhaftiert, davon überlebten 23'000. Louisa kam im August 1944 an. Ihre Überlebenschance war eins zu sechs. Sie überlebte sechs Monate. Am Dienstag, dem 13. Februar 1945 starb sie in der Gaskammer. Ihr Leichnam wurde verbrannt. Nichts blieb übrig von ihr. Womöglich hatte man Louisa Gould als Jüdin klassifiziert. Ein fataler Irrtum, so Bob Le Sueur: «In der Familie Gould gab es die Theorie, dass die Deutschen in ‚Gould‘ eine anglisierte Form von ‚Goldberg‘ gesehen und demnach Louisa als Jüdin eingestuft hatten. Ich kannte Louisa gut. Sie war nicht der Typ, der sich den Deutschen gegenüber, die sie verachtete und denen sie mit Widerwillen begegnete, taktvoll verhalten hätte. Hätte sie die Frage, ob sie Jüdin sei, verneint (was ja durchaus der Wahrheit entsprach), so hätte ihr dies das Gefühl gegeben, sich den anwesenden Jüdinnen gegenüber illoyal zu verhalten. Sie hätte viel eher geantwortet, dass dies niemanden etwas angehe.»

Wahrscheinlich wurde Louisa tatsächlich als Jüdin angesehen und, nachdem sie wegen eines Ödems nicht mehr arbeiten konnte, zusammen mit allen anderen jüdischen Frauen ermordet. Sie war eine von Millionen, die im Holocaust umkamen.

Louisa starb, aber Harold überlebte – wenn auch nur knapp. Zuerst war er im KZ-Wilhelmshaven inhaftiert, dann im noch grauenhafteren KZ-Bergen-Belsen. Harold bezeichnete es als «den niederträchtigsten Flecken Erde auf dieser Welt». Keine Nahrung und kaum Wasser; überall, wo man hinsah, nur Krankheit, Unterernährung und Tod. Es war unmöglich, all die Toten zu beseitigen (1945 starben 35'000 an Typhus). Harold und andere Gefangene, die sich selbst kaum am Leben halten konnten, mussten die nackten Leichname um das Lager herum in Haufen aufschichten. Harold erinnert sich: «Es gab nichts zu essen, jeder Grashalm, jedes Blatt von den Bäumen war bereits vor Monaten, noch bevor ich ins Lager gebracht wurde, gegessen worden. Man fing also an, die Leichen zu zerschneiden und zu verzehren.»

Wer hatte Louisa Gould verraten? Wer hatte den denunzierenden Brief geschrieben – und warum? Ivy Forster und Harold Le Druillenc wussten es, sagten aber nichts. Louisas Sohn Rex wusste es nicht, nannte aber Namen. Michael Ginns und Bob Le Sueur glauben, es zu wissen, und Eric Blakeney, der diesen Abschnitt der Besetzung genau dokumentiert hat, ist sich sicher, es zu wissen: Zwei Personen waren beteiligt, sie waren zwei der nächsten Nachbarn: Maud und Lily Vibert. Zwei Schwestern, alte Jungfern, die zusammen in einem eingeschossigen Haus gleich auf der anderen Strassenseite von Louisas Laden lebten. Bob Le Sueur kannte sie, er beschreibt sie folgendermassen: «Zwei alte Schachteln, die Art Frauen, die damals lange Kleider, Samtkragen und Kamee-Broschen trugen. Gut möglich, dass sie eifersüchtig waren auf Louisa, die zwei erfolgreiche Söhne hatte und alle kleinen Dinge des Lebens genoss, die die beiden Schwestern entbehrten.»

Man vermutete, dass die beiden – wie jeder andere auf der Insel zu dieser Zeit – Geld gut gebrauchen konnten. Informanten wurden von den Deutschen mit £ 100 belohnt, das könnte die Schwestern angelockt haben. Verrieten sie Louisa Gould also für Geld? Aber wenn das tatsächlich der Fall gewesen wäre, dann hätten die beiden sicherlich ihre Namen unter das schändliche Schreiben gesetzt, sodass die Deutschen auch gewusst hätten, an wen sie die Belohnung zu zahlen hatten. Das hatten Maud und Lily Vibert aber nicht getan. Nicht das Geld war ihr Beweggrund, sondern Eifersucht und Bosheit – wie Bob Le Sueur es vermutet. Ein Eifersuchtsdrama

unter Nachbarn, dessen letzter Akt im Krematorium in Ravensbrück spielte.

Nach Kriegsende untersuchten Offiziere der *Civil Affairs Unit* (Einheit für Zivilangelegenheiten), die Brigadier Snows *Liberation Force* angehörte, den Fall Gould. Lily und Maud wurden von Captain Bake befragt. Sie stritten alles ab und beschuldigten einen andern Nachbarn von Louisa, sie verraten zu haben. Sie unterschrieben eine Erklärung, in der es u.a. heisst: «Maud und Lily Vibert bestätigen hiermit, dass Doris Le Gresley aus Uplands, St. Ouen, die erste Person war, die sagte, dass Mrs. L.K. Gould einen russischen Kriegsgefangenen bei sich versteckte und Radio hörte. Mrs. Gresley hat uns gesagt, dass eine Belohnung von £ 100 ausgeschrieben war und dass Informanten unterschreiben mussten, um das Geld zu erhalten.»

Doris Le Gresley lebte mit ihrer Schwester Mary auf einem Bauernhof in La Fontaine, gleich neben Louisa Gould auf der gegenüberliegenden Strassenseite. Die Lage war ideal, um zu beobachten, wer in dem kleinen Laden ein- und ausging. Es muss ihnen aufgefallen sein, dass im Hause Gould ein Russe lebte. Aber nicht die Le Gresleys informierten die Deutschen, auch wenn Maud und Lily dies beteuerten. Als dem damals zuständigen deutschen Soldaten Karl Lohse die Handschriften der beiden Vibert Schwestern vorgelegt wurden, erkannte er diese sofort wieder. Er war sich sicher, dass sie jenen Brief verfasst hatten, der Gould im Mai 1944 denunzierte. Ein hinreichender Beweis dafür, dass Maud und Lily Vibert Louisa Gould verraten hatten.

Wie in vielen anderen Fällen wurde auch gegen die beiden treulosen Schwestern niemals formell Anklage erhoben. Die von Brigadier Snow geleitete Befreiungseinheit wollte nach dem Krieg schnell und ohne grosses Aufsehen die zu klärenden Angelegenheiten abwickeln. Wie bei den «Jerry bags» und den Schwarzmarkthändlern glaubte man auch hier, dass es die beste Lösung wäre, wenn derartige Problemfälle der örtlichen Gemeinschaft überlassen würden. Sie würde die gesellschaftlichen Sanktionen anwenden, die sie für richtig hielt. Es war eine lokale Angelegenheit und sollte auch lokal geklärt werden. So kam es, dass Maud Mary und Lily Elsie Vibert sich nie vor Gericht für ihre Taten verantworten mussten; stattdessen mussten sie sich ihrer kleinen Gemeinden in St. Ouen stellen,

die sie auf niederträchtige Weise verraten hatten. Sie blieben bis ans Ende ihres Lebens Ausgestossene.

Unterdessen waren Bill und George (der andere russische Gefangene) von Bob Le Sueurs Büro in «konspirative Wohnungen» gebracht worden, schliesslich landeten sie bei zwei Wehrdienstverweigerern: Mike Frowd und René Le Franoux. Bill blieb hier bis zum Ende der Besatzungszeit. Er perfektionierte sein Englisch, half bei der Hausarbeit und verdiente sogar etwas Geld, indem er seine kleinen Skizzen mit religiösen Motiven im Laden der *Society for Promoting Christian Knowledge* (Anglikanische Missionsgesellschaft) verkaufen liess. Da Bill überzeugter Kommunist und Atheist war, muss er sein Heidentum für diese künstlerische Arbeit ein wenig revidiert haben.

Als der Krieg zu Ende war, ging Fjodor schliesslich zurück in die damalige Sowjetunion, er wurde jedoch nicht als Held gefeiert. Jeder russische Gefangene, der mit dem Westen in Berührung gekommen war, war in den Augen vieler «verdorben» und «verdächtig». In der Tat hatte der britische Geheimdienst ihn als Spitzel anzuwerben versucht, aber er hatte es abgelehnt. Trotzdem stand er bis in die 1960er Jahre als ein potentieller westlicher Spion unter Beobachtung.⁷⁸ Am 15. Dezember 1965 erschien folgende Mitteilung von Bill (oder Fjodor) in der *Jersey Evening Post*: «Ich grüsse euch, meine lieben Freunde auf der entfernten Insel Jersey, die mir doch immer noch sehr nah ist. Liebe Grüsse und ein russisches ‚Danke‘ von uns allen und unseren Verwandten. Mir tut es von Herzen leid, dass ich jene wundervolle Frau, die mir in einer sehr schwierigen Periode meiner Existenz eine zweite Mutter war, nicht mehr grüssen, ihr nicht mehr liebevoll die Hand reichen kann: Mrs. Louisa Gould. Sie war wirklich eine Mutter für mich. Ich werde sie immer in Erinnerung behalten.»

Ebenfalls 1965 reisten Harold Le Druillenc und Norman Le Brocq, der kommunistische Anführer der kleinen, aber sehr effektiven Widerstandszelle, die auch Bill geholfen hatte, nach Moskau, um Fjodor zu besuchen. Fjodor war zu jener Zeit keine verdächtige Person mehr. Nachdem in der *Prawda* eine Reihe von Artikeln über seine Erfahrungen auf Jersey erschienen war, war er ein veritabler Held geworden.

Ein Gerechter unter den Völkern

Bill war nur einer von vielen, die bei den Einwohnern der Inseln Unterschlupf fanden. Albert Bedane beispielsweise versteckte eine Zeit lang sogar drei Russen bei sich zu Hause, dazu kam ein flüchtiger französischer Kriegsgefangener. 1965, zwanzig Jahre später, erhielt Albert von der russischen Regierung eine ziemlich grosse goldene Armbanduhr für seine Verdienste.⁷⁹

Albert Bedane hatte allerdings nicht nur Russen bei sich versteckt. Seine Tapferkeit zeigte sich auch in einem noch viel gefährlicheren Unternehmen: Er gewährte einer niederländischen Jüdin zwei Jahre lang Zuflucht im eigenen Haus. Die Besatzungsmacht bestrafte ein solches Vorgehen mit sofortiger Hinrichtung durch Erschiessen. Man konnte mit einer Gefängnisstrafe davonkommen, wenn man einen «Untermenschen», einen russischen Zwangsarbeiter bei sich versteckte. Es stand aber ausser Frage, dass man sofort erschossen werden würde, wenn man einen Juden beherbergte. Wer dieses Risiko auf sich nahm, war sehr tapfer. Der Staat Israel anerkannte Albert Bedanes Tapferkeit und ehrte ihn im Januar 2000 mit dem Titel *Gerechter unter den Völkern*, weil er einem Juden das Leben gerettet hatte.

Albert Gustave Bedane war ein bescheidener Mann. Er hatte sich 1917 als 24-Jähriger dem *Hampshire Regiment* angeschlossen (das «heimische» Regiment der Kanalinseln); später wurde er Sergeant bei der *Royal Jersey Militia*, wo er bei der Krankenversorgung diente. Nach dem Armeedienst praktizierte er als qualifizierter Physiotherapeut. Als die Deutschen die Inseln besetzten, war er ein anerkannter, staatlich geprüfter Masseur und hatte eine eigene Klinik, die an sein ziemlich grosses Haus in der Roseville Street 40 in St. Helier angrenzte. Dort lebte er während der Kriegsjahre für sich allein, da seine Frau Clara und seine Tochter kurz vor der Besetzung nach Devon evakuiert worden waren. Das Haus war alt und verwinkelt und besass eine Unmenge Zimmer, Speicher und geheimer Keller – aus Sicht von Erica Olvenich war das entscheidend. Zwar waren diese ziemlich klein und hatten niedrige Decken, aber trotzdem waren sie gut genug, um sich dort vor den Mördern versteckt zu halten. Erica Olvenich stammte aus den

Niederlanden und war jüdisch, das jedenfalls dachte Albert Bedane und jeder andere auch. Während der Besetzung war sie als Mrs. Richardson bekannt. Sie hatte Captain Edmund Richardson geheiratet, der vom britischen Festland stammte. Mrs. Richardson liess sich bei der ersten anti-jüdischen Verordnung von Oktober 1940 nicht registrieren, weil sie gleich nichts Gutes ahnte. Im Februar des nächsten Jahres erfolgte die Anordnung zur Personenidentifizierung und jeder Insulaner musste sich anmelden, um eine Kennkarte zu bekommen. Ohne diesen Ausweis war es kaum möglich, auf der Insel klarzukommen.

Erica wusste nur zu gut, dass sie in grosse Schwierigkeiten käme, wenn man bei der Erfassung ihre jüdischen Wurzeln entdecken würde. Sie griff zu einer List. In seiner gründlichen Studie über die Juden der Kanalinseln hat Freddie Cohen dargelegt, dass sie Namen erfunden hat, um die Deutschen von sich abzulenken. Zunächst liess sie sich als Mary Richardson registrieren; Mary war ein guter englisch klingender Name. Es gibt keinerlei Unterlagen, in denen sie diesen Namen vor 1941 verwendet hätte. Noch bezeichnender ist, dass sie als Mädchennamen Algernon statt des tatsächlichen Olvenich angab; auch das diente dazu, ihren jüdischen Hintergrund zu kaschieren.

Ihr Täuschungsmanöver funktionierte, zwei Jahre lang. Dann wendete sich das Blatt. Im Mai 1942 wurde jeder dazu aufgefordert, sich fotografieren zu lassen. Die Kennkarten sollten mit einem Bild der jeweiligen Person ausgestattet werden. Erica folgte dieser Anweisung nicht. Im Juni 1943 «begleitete» ein Beamter der Jerseyer Ausländerbehörde Mrs. Richardson – Erica – zum Fotografen Scott, damit sie sich von diesem ablichten liess. Am gleichen Tag wurde sie zur Feldkommandantur im Victoria College House gebracht und dort von den Deutschen befragt. Es liegt nahe zu vermuten, dass die Deutschen während dieser Befragung von ihrer jüdischen Herkunft erfuhren. Albert Bedane berichtete in einem Interview mit der Journalistin Jeanne Milne für die *Jersey Evening Post*: «Man sagte ihr, sie solle nach Hause gehen und ihre Juwelen und andere Wertgegenstände mitnehmen, weil sie anschliessend in ein ‚sehr angenehmes, besonderes Lager‘ geschickt werden würde, wo man sich um sie kümmern würde und wo sie ihre wertvollsten Gegenstände benötigte.»

In einem weiteren Interview, das Norman Longmate 1970 mit Albert Bedane führte (und das in dem Buch *If Britain Had Fallen: The Real Nazi Occupation Plans* abgedruckt ist), erfahren wir, dass Erica von einem deutschen Soldaten nach Hause begleitet wurde. Sie wohnte damals in der Dicq Road in St. Saviour. Sie ahnte schon, was für eine Art Lager sie erwartete – und obwohl sie bewacht wurde, ergriff sie die Flucht und rannte die ungefähr 200 Meter zu Bedanes Klinik in der Roseville Street. Das geschah an diesem 25. Juni 1943:

«Es klingelte am Eingang der Klinik und ich dachte, es sei ein Patient. Als ich zur Tür ging, sah ich Mrs. R. und sie war aufgeregt und zitterte. Ich fragte: Was ist los mit Ihnen? ‚Kann ich reinkommen?‘ Ich liess sie herein und sie sagte: ‚Die Deutschen sind hinter mir her‘. Ich fragte: ‚Wo sind sie denn?‘ und sie rief: ‚Ich weiss es nicht. Ich habe sie in meiner Wohnung hinter mir gelassen. Sie haben mich gezwungen, all meinen Schmuck und meine wertvollen Gegenstände zusammenzuraffen und sagten mir, ich müsse, da ich mit einem englischen Offizier verheiratet sei, in ein besonderes Lager, das im Vergleich zu anderen Lagern in Deutschland sehr gut sei, und daher solle ich meine besten Sachen mitnehmen ... volle Koffer, egal wie viele, und dass man mich gut behandeln würde. Nun ja‘, sagte sie weiter, ‚vom Erdgeschoss aus rief mein kranker Mann, ob wir etwas Tee haben wollten und ich rief: ja. Ein deutscher Soldat kam auf mich zu, ich war gerade im Flur. Ich sagte ihm, er solle runtergehen und meinem Mann mitteilen, dass er Tee machen solle und wir dann nach unten kommen würden, um den Tee zu holen. Das tat er, aber ich lief in das nächste Zimmer, stieg die Feuertreppe hinunter und rannte los. »⁸⁰

Albert Bedane nahm Erica auf und versteckte sie vor den Deutschen, die sofort eine Suchaktion gestartet hatten. Sie fanden Erica aber nicht. Diese hatte in Alberts Haus, in dem geheimen, mit drei Zimmern ausgestatteten Keller Unterschlupf gefunden. Dort verbrachte sie acht lange Monate und wagte sich zu keinem Zeitpunkt hinaus. Im Frühling 1944 konnte sie dann in eines der etwas geräumigeren Zimmer im Obergeschoss ziehen. Das Fenster war mit Tüllvorhängen versehen, um den Einblick zu verwehren. Um ganz sicher zu gehen, dass man sie nicht erkannte, änderte Erica

ihre Frisur und trug eine Sonnenbrille, insbesondere dann, wenn es ihr erlaubt war, ihr «Gefängnis» zu verlassen und im Garten zu sitzen.

Kein gutes Leben, aber immerhin ein Leben und nicht der sichere Tod, der sie in jenem «sehr angenehme[n], besondere[n] Lager» in Deutschland erwartet hätte. Ein Leben, das sie Albert Bedane verdankte. Es muss eine lange, fürchterliche Zeit für ihn gewesen sein. Als der Krieg zu Ende war, fand er sich tatsächlich wegen einer posttraumatischen Belastungsstörung – Nachwirkung seiner Erfahrungen während der Besetzung – in einem Krankenhaus auf dem britischen Festland wieder.

Da in den letzten Monaten der Besetzung sich die Lage drastisch verändert hatte und die Inseln komplett vom restlichen europäischen Festland abgeschnitten waren, befand man, dass Erica ohne Gefahr in ihr kleines Haus in der Dicq Road und zu ihrem kranken Mann zurückkehren konnte. Hier blieb sie auch bis zum Ende der Besetzung, sicher vor aller NS-Gefahr.

Albert Bedane kehrte nach seiner Genesung nach Jersey zurück. Albert erhielt zu Lebzeiten weder von der Inselregierung noch von der britischen Regierung Anerkennung für seine Tapferkeit. Er bekam die Armbanduhr aus Russland – und das wars. Er starb 87-jährig am 8. Januar 1980, sein Leichnam wurde im Westmount Krematorium eingeäschert. Niemand kam, um ihn zu verabschieden. In dem bereits erwähnten Interview, das Jeanne Milne führte, sagte er über seine Erfahrung der Besetzung: «Ich hatte gelegentlich Alpträume, aber ich sagte mir, was soll's, wenn man mich schon tötet, dann hat sich's wenigstens gelohnt.»

Posthum wurde Albert Bedane von Premierminister Gordon Brown die *Hero of the Holocaust* Medaille verliehen.

Die Untergrundnachrichten

Jean Terfve von der belgischen *Front de l'Indépendance* wollte und musste am Ende des Kriegs – um des Nationalstolzes willen – unbedingt eine De-

definition des Widerstands geben, um all diejenigen zu identifizieren, die im Widerstand tätig gewesen waren und denen Anerkennung gebührte.

Die Belgier wollten ihren Stolz zurück, der während des furchtbaren Krieges arg gelitten hatte. Er legte eine ziemlich gute Beschreibung der verschiedensten Widerstandsarten vor, die ziemlich genau auf die anti-deutschen Aktivitäten auf den Kanalinseln während der Besetzung passen. Terfve listete drei Hauptformen des Widerstands auf. Erstens die offensichtlichste Form: die Sabotage. Zweitens: die Erschaffung einer Untergrundpresse. Und drittens: Menschen Unterschlupf bieten, die sich vor dem Feind verstecken müssen. Das ihnen gemeinsame Merkmal war, dass jene, die derartigen Aktivitäten betrieben, selbst in Gefahr gerieten und ihr Leben riskierten.

Widerstand zu leisten durch Sabotage, Zerstören von militärischen Einrichtungen oder Angriffe auf deutsche Soldaten war, wie bereits erwähnt, auf den Kanalinseln keine realistische Option. Die zwei anderen Widerstandsformen dagegen kamen zur Anwendung. Inselbewohner riskierten ihr eigenes Leben, um jenen, die von den Deutschen verfolgt wurden, Zuflucht zu gewähren; und eine Untergrundpresse hatte sich auf den Inseln gebildet, insbesondere auf Guernsey in Gestalt von GUNS – des *Guernsey Underground News Service*. Professionelle Journalisten standen hinter dieser gewagten und für sie sehr gefährlichen Unternehmung.

Man darf nicht unterschätzen, wie sehr die belagerten Insulaner nach einer Nachrichten- und Informationsquelle verlangten, die nicht deutsch war. Fehlinformationen, Gerüchte und glatte Lügen waren gang und gäbe während der Besatzungszeit. Die offizielle Presse – die *Evening Post* auf Jersey, die *Gazette* und der *Star* auf Guernsey – wurden stark zensiert. Auf Befehl des eigens dafür ernannten deutschen Zensors wurden Artikel gestrichen oder entsprechend der Feindespropaganda umgeschrieben. Nicht nur in Artikel über den Fortgang des Krieges wurde eingegriffen. Der deutsche Zensor regelte die Presse bis in jede Einzelheit; sogar die kleine Predigt von Reverend Hartley Jackson, die im *Star* erschien, änderte er. Violet Carey hält am 27. Dezember 1941 in ihrem Tagebuch fest: «Mr. Hartley Jackson ist ausser sich vor Wut. Er hat eine sehr schöne Weihnachtsbotschaft geschrieben, die im *Star* abgedruckt wurde. In der Mitte seines Tex-

tes taucht folgender Passus auf: ‚Was für ein Geschenk? Es ist den Briten und ihren jüdischen und bolschewistischen Alliierten ein Bedürfnis zu glauben, dass Christus auf die Welt kam, um diese Welt zu retten und Frieden zu bringen auf Erden! Er lief gleich zum Redakteur, der ihm mitteilte, dass der deutsche Zensor diesen Absatz eingefügt hatte. Der Reverend beschwerte sich beim Zensor, der damit einverstanden war, den Absatz zurückzuziehen. Aber es war zu spät, der Redakteur hatte den Artikel bereits in den Druck gegeben. Erbärmlich.› (Tagebuch von Violet Carey)

Die Insulaner konnten nur den von der BBC gesendeten Nachrichten trauen. Aber viele Geräte waren konfisziert worden und es war strikt verboten, diese Sendungen zu hören. Trotzdem hörten natürlich einige Menschen die Nachrichten aus London; als Verstecke für ihre Radiogeräte dienten ihnen zum Teil sehr merkwürdige Orte. Louisa Gould verbarg ihr Radio unter einer Stufe, die in den Hühnerstall führte. Einige lauschten den Nachrichten nicht nur, sondern schrieben sie auch nieder, um sie dann über die Untergrundpresse in Umlauf zu bringen. Der gesamte Ablauf: die Nachrichten abhören, deren Inhalt zunächst handschriftlich festhalten und dann drucken lassen, und schliesslich die Druckerzeugnisse überall auf den Inseln verteilen – war äusserst gefahrenträchtig. Ein einziger Denunziant, ein Riss in der Kette, und das ganze Unternehmen brach in sich zusammen – mit katastrophalen Konsequenzen für alle Beteiligten. Genau das geschah der GUNS-Gruppe.

Das Untergrundblatt wurde im Mai 1942 eingerichtet. Der geniale Einfall kam von Charles Machon, einem Schriftsetzer beim *Star*. Ziel war es, die zensierten Nachrichtenblätter zu umgehen und jene Insulaner, die kein Radio mehr besaßen, mit der gedruckten Version der von der BBC ausgestrahlten Nachrichten zu versorgen. Hilfe erhielt Machon von vier Männern: seinen Freunden Cecil Duquemin, Joe Gillingham und Ernest Legg, und von dem Journalisten Frank W. Falla. Ihnen gelang es, täglich – ausser sonntags – zwei Dutzend Exemplare des Nachrichtenblattes zu produzieren. Und das fast zwei Jahre lang. Eine unglaubliche Leistung. Aber dann kam die Katastrophe!

Am 11. Februar 1944 wurde die Unternehmung entdeckt und von den Deutschen unterbunden. Sie hatten durch einen aus Irland stammenden Informanten namens Peter Doyle (Spitzname: Paddy) erfahren, wer hinter dieser ganzen Aktion steckte. Doyle sollte zu einer der meistverachteten Figuren in der gesamten Geschichte der Besetzung werden. Aber auch er kam am Ende des Krieges straffrei davon.

Peter Doyle war ein Kommunist und wurde aufgrund seiner irischen Abstammung als neutrale Person angesehen. Er gab sich als Freund Charles Mâchons aus, der ihn ganz selbstverständlich täglich mit einem Exemplar des GUNS-Nachrichtenblattes versorgte.

Am späten Abend des 11. Februar 1944, um 23 Uhr, sahen zwei Polizeibeamte, Police Constable J.W. Salmon und Police Sergeant Edward Sill, wie Peter Doyle eine Gruppe von Deutschen zur Victoria Road führte, wo Charles Machon und, nur wenige Häuser entfernt, auch Cecil Duquemin lebten. Peter Doyle hatte sie beide verraten.

Machon und Duquemin wurden verhaftet und ins deutsche Hauptquartier gebracht. Sie wurden befragt. Jeden Tag holte man sie aus ihren Zellen und dann wurden sie stundenlang brutal verhört – das zog sich ganze vierzehn Tage hin. Besonders für Machon war es eine schlimme Zeit, er litt an einem Magengeschwür, und musste bohrende Schmerzen ertragen, die sich verstärkten, weil die Deutschen ihm die Nahrung verweigerten. Am Ende der tagelangen Verhöre zogen die Deutschen ihre Trumpfkarte: Wenn Machon nicht alles gestand, würde man seine Mutter verhaften.

Sie war 74 Jahre alt und in einem schlechten gesundheitlichen Zustand. Machon legte ein Geständnis ab und wurde, wie Cecil Duquemin auch, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Die Haftstrafen der anderen «Straftäter», Joseph Gillingham, Frank Falla und Ernest Legg waren kürzer. Charles Machon erhielt weder eine adäquate medizinische Behandlung noch die von ihm so dringend benötigte Schonkost. Er starb während der Haftzeit in einem deutschen Gefängnis im September 1944 einen qualvollen Tod. Man beerdigte ihn auf dem Wehl-Friedhof bei Hameln.

Die anderen vier GUNS-Mitglieder wurden in ein Nürnberger Gefängnis gebracht, wo sie harte Arbeit leisten mussten, kaum etwas zu essen be-

kamen, geschlagen und in Einzelhaft gesteckt wurden. Besonders die Läuse waren ein ständiges Ärgernis. Frank Falla berichtet von seinen Erfahrungen in *The Silent War*: «Unangenehm war die Art, wie man von Läusen befallen wurde. Die Gefangenen, die kurz davor waren zu sterben, und denen alles egal war, waren voller Läuse. Ihre Hemden, in deren Nähten sie Läuse und Läuseeier herumgetragen hatten, kamen in die Gefängnis-Wäscherei. Die gewaschenen Kleidungsstücke wurden anschliessend an andere Insassen vergeben. Wie gründlich die Reinigung auch gewesen sein mag, die Läuseeier waren nicht wegzukriegen, und durch die Körperwärme schlüpften die Eier und man war, ob man wollte oder nicht, verlaust.»

Die Zustände in den deutschen Gefängnissen waren wahrlich unerträglich. Etwas Linderung verschaffte den Gefangenen das durch tausende Bombenangriffe entstandene Getöse, das ihnen immerhin Grund zur Schadenfreude war: Die Mission der Bomber war, jede deutsche Stadt dem Erdboden gleichzumachen. Aber selbst dann erlaubten sie sich kein Schmunzeln, aus Furcht, geschlagen zu werden.

Als Frank Falla von den Amerikanern befreit wurde, war er voller Wut und Zorn: wütend auf die Deutschen, die ihm und seinen Gefährten auf den Kanalinseln so viel Leid und Schmerz zugefügt hatten, aber auch wütend auf den Iren Peter Doyle, der das GUNS-Unternehmen bei den Deutschen verraten hatte. Sobald er wieder auf Guernsey war, setzte er sich mit dem britischen Armeeeoffizier in Verbindung, der zuständig war für alle vorgebrachten Anschuldigungen, die Kollaboration, Misshandlung, Profitmacherei und Verrat betrafen. Falla erzählte dem Offizier von DoYLES Verrat. Als Zeugen wollte er die zwei Deutschen Wölfler und Einert hinzuziehen, die damals die Untersuchung geleitet hatten und nun als Kriegsgefangene auf der Insel festsassen. Peter Doyle sollte für seine Tat hart bestraft werden, jedenfalls wenn es nach Frank Falla ging. Aber zu seiner Überraschung, um nicht zu sagen Empörung, lehnte der zuständige Major ab, in dieser Angelegenheit weitere Schritte einzuleiten, und zwar (wie Falla berichtet) mit der Erklärung: «Mir persönlich, Mr. Falla, tut das sehr leid. Aber ich befürchte, wir können in dieser Sache nichts tun; aus dem einfachen Grund, dass wir keine Aussagen von Deutschen gegen die eines Mannes von irischer Nationalität verwenden können. Sie müssen sich da-

mit abfinden.» Für Mr. Doyle hatte sich damit die Sache erledigt. Er flüchtete auf das britische Festland, wie vermutet wird auf Anraten des britischen Geheimdienstes.⁸¹ Wäre er nicht geflohen, wäre er sicher ermordet worden.

GUNS war ein fabelhaftes Akronym für die Untergrundpresse der Insel. Auch das andere geheime Informationsblatt hatte einen einprägsamen Namen: GASP (nach Luft schnappen) – die Buchstaben standen für die *Guernsey Active Secret Press*, die bis zum Ende des Kriegs tatsächlich unentdeckt blieb. Die letzte Ausgabe erschien mit der Veröffentlichung von Churchills Rede anlässlich der Befreiung. Die Redakteure hatten Glück, d.h. keinen Peter Doyle vor ihrer Haustür. Ihr Hauptgegner war eine aus Übermut begangene Fahrlässigkeit: Man liess Exemplare an öffentlichen Orten herumliegen, wo sie von den Deutschen entdeckt werden konnten. Ludovic Bertrand war der Gründer von GASP, ihm zur Seite stand Reginald Warley, der Bertrands handschriftlich festgehaltene BBC-Nachrichten setzte. Die Nachrichten wurden auf Einwickelpapier für Tomaten gedruckt, das überall erhältlich war. Das Ehepaar Madeleine und Irwin Sims übernahm das Verteilen. Diese Nachrichtenblätter kamen nicht nur in die Hände einheimischer und fremder Arbeiter, der Bailiff Victor Carey persönlich erhielt Exemplare auf seinen Schreibtisch. Martin Finch vom Notfallkrankenhaus las seinen Patienten die Blätter laut vor. Er war (zu Recht) der Meinung, wie auch Clifford John Cohu auf Jersey, dass die unzensurierten Nachrichten aus London für seine Patienten grossen therapeutischen Wert hätten.

Auch andere Inselbewohner waren bestrebt, die Nachrichten über deutsche Niederlagen zu verbreiten, wie etwa:

Die surrealen Schwestern

Einer der schönsten Buchten der Kanalinseln ist die von St. Brelade, mit der grossen Höhle La Cotte an ihrer Ostseite und der schmucken kleinen Kirche, sowie der Fischerkapelle, an der der *perquage*⁸² entlangführt, im

Westen. In der südwestlichen Ecke des Friedhofs stehen nebeneinander die Grabsteine zweier jüdischer Frauen. Auf dem einen steht der Name Lucille Schwab, auf dem anderen Suzanne Malherbe. Gleich hinter diesen beiden Gräbern, wenige Schritte entfernt, befindet sich der Grabstein von Clifford Orange, der während der Besatzungszeit Leiter der Ausländerbehörde (*Chief Aliens Officer*) auf Jersey war. Aber Orange kam während seiner Amtszeit nicht mit den beiden Frauen in Kontakt. Sie waren klug genug, um zu verstehen, was die Deutschen mit der anlässlich der ersten antijüdischen Verordnung im Oktober 1940 angeordneten Anmeldepflicht beabsichtigten – und meldeten sich daher nicht.

Die Französinen Suzanne Malherbe und Lucille Schwab waren Halbschwwestern. Während der Vorkriegsjahre hatten sie viele glückliche Urlaubstage auf der Insel verbracht. Jersey war ihnen so sehr ans Herz gewachsen, dass sie 1937 entschieden, die Insel zu ihrem Wohnort zu machen. Sie bezogen ein entzückendes Haus aus Granit im Westen der Insel. Über weichen Sand hinweg blickte man auf das offene Meer.

Es steht ausser Frage, dass Lucille und Suzanne die wohl exotischsten Gestalten der Inseln waren. Lucille Schwab, die auch das Pseudonym Claude Cahun führte, war eine Schriftstellerin und Fotografin von Rang. Suzanne Malherbe, besser bekannt als Muriel Moore, war Grafikkünstlerin. Sie hatten eine herrliche Kunstsammlung zusammengestellt, die nicht nur ihre eigenen Arbeiten enthielt, sondern auch einige Werke bedeutender Maler jener Zeit, einschliesslich Picasso. Lucille und Suzanne, die in den 1930er Jahren Mitglieder einer linksgerichteten Anti-NS-Gruppe namens *Centre-Attaque* gewesen waren, wollten den Kampfgeist der deutschen Truppen unterminieren; sie wollten ihren Willen, diesen Krieg fortzuführen und ihre Zuversicht, als Sieger aus ihm hervorzugehen, zerstören. Wie Machon auf Guernsey hielten sie Meldungen, die sie dank der zurückbehaltenen Radiogeräte hören konnten, schriftlich fest. Was sie hörten – Nachrichten über die vielen deutschen Niederlagen, Bekanntmachungen der apokalyptischen Bombardements deutscher Städte – übersetzten sie ins Deutsche. Diese deutschen Texte schrieben sie auf kleine Zettel zusammen mit Slogans gegen Hitler und unterschrieben mit: «Der Soldat ohne Namen».

Diese kleinen Papierstücke rollten sie dann zusammen und stopften sie in Zigarettenschachteln, die sie am Strand von St. Brelade herumliegen liesen, wo sie deutsche Soldaten finden konnten, wenn sie dort herumliefen oder sich am Strand vergnügten.

Eine gefährliche Aktion. Wie in vielen anderen Fällen wurden auch in diesem Fall die Schwestern Opfer eines Denunzianten. Diesmal wissen wir allerdings nicht, wer sie verriet. Lucille und Suzanne wurden von der deutschen Polizei verhaftet. Sie wussten nur zu gut, welches Schicksal sie erwartete. Von Aufsess schreibt am 28. Oktober 1944 in sein Tagebuch: «Wir haben auf den Inseln nur ganz wenig Juden. Zwei verhaftete Jüdinnen gehören aber zu dem Schlimmsten, was diese Rasse hervorgebracht hat. Sie verbreiteten lange Zeit Flugblätter an die Soldaten, in denen sie diese zur Erschiessung ihrer Offiziere aufforderten. Endlich wurden sie entdeckt. Bei der Hausdurchsuchung fanden sich die widerlichsten Perversitäten. Nicht nur, dass die Wohnung voll der sinnlosesten kubistischen Bilder war, es kamen Nacktbilder der beiden Weiber zum Vorschein, die ihre anormale Verkleidungssucht und Schaustellungslust und schliesslich auch ihre Geisselungslust zeigten. Ihre Perversität führte so weit, dass die eine sich sogar ihren Kopf kahl rasieren liess, um sich mit einem nackten Kopf wie eine Bronzeskulptur von allen Seiten fotografieren zu lassen und in der Folgezeit Männerkleidung zu tragen. Hier liegen nun einmal unverfälscht Dokumente vor, die allerdings alle gegen Juden verhängten Massnahmen rechtfertigen würden. Ihre Verurteilung wurde bisher hinausgeschoben, da nach den Gesetzen mit Todesstrafe zu rechnen ist, eine solche an Frauen hier aber nicht vollzogen werden könnte.»⁸³

Lucille und Suzanne wollten sich durch Einnahme von Gift das Leben nehmen. Das misslang. Sie wurden tatsächlich zum Tode verurteilt. In diesem Moment griff Bailiff Alexander Coutanche ein und setzte sich mit Erfolg für die beiden Schwestern ein. Es sei nicht üblich, dass man Frauen auf Jersey exekutierte, sagte er. Die Vollstreckung des Urteils, so der Bailiff, würde mit Sicherheit zivile Unruhen provozieren. Die Deutschen hörten sich Coutanches Vorbehalte genau an und entschieden anschliessend, die Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umzuwandeln. Das bedeutete: solange die deutsche Besetzung andauerte, in diesem

Fall fünf Monate. Mit der Befreiung der Inseln kamen auch die Schwestern frei. Gesundheitlich angeschlagen kehrten sie nach St. Brelade, in ihr schönes Granithaus am Meer zurück. Aber welche Überraschung: Es war gar nicht mehr so schön. Man hatte es ausgeplündert und mutwillig verwüstet. Die Bilder von Picasso und Miro, die von Aufsess dermassen missbilligte, waren verschwunden und mit ihnen alle anderen Kunstobjekte, Fotografien und Bilder.

Ebenso waren die Möbel entwendet worden – nicht ein Stuhl oder Tisch war übriggeblieben. Dieses Schicksal teilten viele Insulaner, die aus dem einen oder anderen Grund für eine gewisse Zeit ihre Häuser verlassen mussten. Sie kehrten zurück und fanden ein von den Nachbarn leer geräumtes Haus vor. Die beiden Schwestern verbrachten mehrere Wochen damit, fieberhaft nach ihrem Besitz zu suchen, aber mit wenig Erfolg. Die Gemälde wurden nie gefunden, man vermutet, dass sie von den Deutschen verbrannt worden sind, wahrscheinlich auf Weisung des ansässigen Kunstkenner: von Aufsess.

Trotz aller entsetzlichen Qualen und des Umstands, dass sie nur knapp dem Tode entkommen waren, konnten sich Lucille und Suzanne glücklich schätzen, wenn man etwa ihr Leid mit Clifford John Cohus Schicksal vergleicht.

Der bewundernswerte Domherr

Clifford Cohu stammte aus Guernsey, er wurde am 30. Dezember 1883 in Cätel geboren. Er hatte am Keble College in Oxford studiert und wurde 1908 zum Priester geweiht. Mehrere Jahre arbeitete er – erfolgreich und von allen geschätzt – als Geistlicher in Indien. Eine Zeit lang hatte er das Amt des Domherrn der All Saints Cathedral von Allahabad inne. 1937 kehrte Cohu zurück auf die Kanalinseln, aber nicht nach Guernsey, wo er herkam, sondern nach Jersey. Er freute sich auf seinen Ruhestand und die Zeit, die er nun mit seiner Frau Harriet zu verbringen gedachte. Dazu kam es dann allerdings nicht, denn 1940 musste er das Pfarramt von St. Saviour übernehmen, nachdem Reverend Baileine gestorben war (ein weiterer

wunderbarer Exzentriker, der in seiner Gemeinde stolz seinen auf Hochglanz polierten Ford Modell T spazieren fuhr).

Clifford Cohu erfreute sich schnell wachsender Zuneigung in seiner neuen Gemeinde auf Jersey, nicht zuletzt wegen seiner unkonventionellen und lebhaften Art. Einer seiner Freunde beschrieb ihn als absolut extrovertierten Menschen, der sich nicht im Geringsten um die Deutschen scherte. Auch seine eigene Sicherheit, so scheint es, war ihm egal. Er widersetzte sich ganz öffentlich den meisten deutschen Verordnungen; so fuhr er beispielsweise mit seinem Fahrrad durch St. Helier und verbreitete lautstark antideutsche Nachrichten. Das machte ihn bei der deutschen Geheimpolizei nicht sehr beliebt – und das wusste Cohu genau. Auch wusste er, dass es sehr riskant war, im Krankenhaus die Patienten mit Geschichten über britische Siege aufzumuntern, die er auf BBC gehört hatte. Wie riskant, das stellte sich bald heraus. Cohu war zu einem Lokalmatador geworden, für die Ansässigen ein Vorbild in seiner Auflehnung gegen den deutschen Feind.

Klar ist, dass die Deutschen den umtriebigen Geistlichen so schnell wie möglich loswerden wollten. Im Frühling 1943 bot sich ihnen die Gelegenheit dazu. Leslie Sinel schreibt am 12. März 1943 in sein Tagebuch: «Die Deutschen sind hinter allen her, die angeblich Nachrichten aus dem Radio verbreiten; einige Gemeindeglieder von St. Saviour sitzen wegen dieser ‚Straftat‘ im Gefängnis; darunter der amtierende Pfarrer (Domherr Cohu, der auch Kaplan des Krankenhauses ist), sein Stellvertreter (der auch Gemeindevorsteher ist), der Kirchendiener, ein Vingtenier und sein Sohn sowie der Totengräber. Wenn jeder, der Neuigkeiten verbreitet, tatsächlich verhaftet werden würde, wären einige mehr im Gefängnis, weil immer noch viele Radios in Gebrauch sind, für die die Leute die seltsamsten Verstecke finden.»

Cohus Informationsquelle war das Radio des Vingtenier-Farmers⁸⁴ Mr. Nicolle und seines Sohnes. Diese beiden übermittelten die Nachrichten an den Totengräber Joseph Tierney in St. Saviour – trotz seines eher deprimierenden Berufs ein äusserst vergnügter Zeitgenosse. Er wiederum gab die Neuigkeiten an Clifford Cohu weiter. Am 3. März 1943 wurde als erster Joseph von der Feldpolizei verhaftet. In den darauf folgenden drei Wochen wurden einige weitere Bürger verhaftet, unter anderem Clifford Co-

hu. Der Reverend hielt gerade eine Predigt in seiner Kirche, als die Deutschen ihn festnahmen. Die Kirche war voll, ganz hinten sassen zwei deutsche Soldaten in Uniform, die regelmässige Kirchengänger waren. Sie sangen die Loblieder auf Deutsch, da sie, wenn überhaupt, nur schlecht englisch sprachen. Sie konnten also nicht wissen, dass Cohu, wie er es gewohnt war, gelegentlich einige Informationen über den Kriegsfortschritt der Alliierten in seine Predigten einfliessen liess. Am Tag seiner Verhaftung hatte er gerade die Hälfte seines – als Predigt getarnten – Nachrichtenblattes vorgelesen, als die Türen der Kirche aufgerissen wurden und sechs deutsche Soldaten mit Gewehren samt aufgepflanzten Bajonetten in das Seitenschiff marschierten. Sie zogen den Herrn Reverend auf eine äusserst pietätlose Weise von seiner Kanzel und brachten ihn weg. Er war jetzt ein Gefangener der Nazis.

In diesem Zusammenhang wurden am 9. April 17 Menschen angeklagt. Die verhängten Gefängnisstrafen lagen zwischen zwei Jahren und zwei Wochen. Tierney musste zwei Wochen ins Gefängnis, Cohu 18 Monate – was auf den ersten Blick eine übermässig schwere Strafe war. Paul Sanders hat hervorgehoben, dass es den Deutschen hauptsächlich darum ging, die «Störenfriede» und rebellischen (und für die Insulaner durchaus vorbildhaften) Personen wie Cohu zu isolieren.

Es war ganz simpel: Indem man den ungehorsamen und widerständigen Cohu loswird, vermeidet man Unruhe in der Zivilbevölkerung, die dann viel einfacher zu kontrollieren ist. Die Härte erklärt sich zudem aus der zu dieser Zeit besonders demoralisierenden Wirkung der BBC-Nachrichten auf die deutschen Soldaten. Für diese war es niederschmetternd, von all den Siegen der Alliierten im Norden, Süden und Westen zu hören, zu erfahren, dass die grossen Städte Deutschlands unaufhörlich – Tag und Nacht – bombardiert wurden und dabei ihre Landsleute, ihre Nachbarn, ihre Familien tausendfach zu Tode kamen. Ziel war es, alle für die Sache der Nazis nachteiligen Nachrichten zu unterbinden und nur noch Goebbels sagen zu lassen, wie der Krieg verlief – der grösste aller Medienmanipulatoren, der den Weg durch die Ruinen, die verlorenen Schlachten und Leichenberge anführte, vorwärts und aufwärts zum: Endsieg!

Der sehr schlanke Clifford Cohu (er wog nur 66 kg) war schon alt, aber geistig noch voll auf der Höhe. Er wurde in ein Frankfurter Gefängnis gebracht, über das die Bomber der Alliierten hinwegflogen. Dort gab es kaum etwas zu essen und neben der eisigen Kälte machte auch die harte Arbeit den Häftlingen zu schaffen. Frank Falla, der wegen seiner Aktivitäten bei GUNS inhaftiert worden war, erinnert sich in seinem Bericht über die Zeit in diesem Gefängnis, dass dort viele Hinrichtungen stattfanden, bis zu 30 wöchentlich, mit freundlicher Unterstützung von Madame Guilotine. Die meisten der Exekutierten waren vorher durch den Volksgerichtshof – unter der Leitung des Gerichtspräsidenten Roland Freisler⁸⁵ – wegen Straftaten gegen das NS-Regime verurteilt worden. Falla erinnert sich des Weiteren, wie sehr ihn Mut und Durchhaltevermögen Cohus und seines Mithäftlings Joseph Tierney beeindruckten. Sie hatten in der Tat einiges zu ertragen: eiskalte Zellen, lange Zeiten in Einzelhaft, Hungersnot, regelmässige harte und zermürende körperliche Arbeit, Misshandlungen und tätliche Angriffe. Falla, Cohu und weitere Bewohner der Kanalinseln wurden im Juli 1944 aus dem Frankfurter Gefängnis in ein Gefängnis bei Nürnberg verlegt. Die Zustände hier waren noch schlimmer als in Frankfurt. Die Essensrationen lagen weit unter dem Existenzminimum. Krankheiten grassierten und keinerlei Medikamente standen den elenden Inhaftierten zur Verfügung. Als Frank Falla den Gefängnisarzt Dr. Höhner um etwas Aspirin bat, weil er damit seine Lungenentzündung behandeln wollte, und dieser bemerkte, dass Falla Engländer war, schrie er: «Nein, alles für die Wehrmacht! Nicht für Engländer.» Das hatte wenig mit dem sogenannten Hippokratischen Eid zu tun und viel mit der massiven Bombardierung deutscher Städte.

Als die Amerikaner die Gefangenen im April 1945 befreiten, fanden sie einen grossen Vorrat an Medikamenten vor: Verbandszeug, Desinfektionsmittel, Läusepuder und Seife. Das Vorhandene hätte vollauf genügt, um das Leiden der Nürnberger Häftlinge etwas zu lindern. Dr. Höhner hatte den Häftlingen diese lebensrettenden Vorräte vorenthalten; er wurde daher der Misshandlung angeklagt und die Amerikaner inhaftierten ihn. Drei Wochen später starb er in seiner Zelle, die Todesursache blieb unbekannt.

Frank Falla war frei, aber Clifford Cohu war es definitiv nicht. Man hatte ihn nämlich der SS übergeben, die ihn in ein Arbeitserziehungslager (AEL) in Zöschen gesteckt hatte. Es gab mehr als 200 solche Lager. Die meisten der dort Inhaftierten waren sowohl Deutsche als auch ausländische Arbeiter, die sich auf irgendeine Weise aufsässig verhalten oder geweigert hatten, sich der Parteilinie unterzuordnen – oder sich schlicht den bei der Arbeit erhaltenen Befehlen widersetzt hatten.

Für Cohu bedeutete dieses Lager aber noch mehr Leid und womöglich den Tod. Er bestand nur noch aus Haut und Knochen, als er in Zöschen ankam. Er hatte ein Drittel seines Körpergewichts verloren. Er war der einzige Engländer im Lager und zudem ein Geistlicher. Er war daher eine einfache Beute für die deutschen Wachen, die schnell auf ihn aufmerksam wurden. Sie konnten all ihren Hass auf die Engländer an ihm abregieren, der ihnen in seiner ganzen Schwäche und Wehrlosigkeit ausgeliefert war. Sie liessen ihn hungern, verspotteten ihn, fügten ihm Schmerzen zu und misshandelten ihn auf alle erdenkliche Arten. «Du Engländer-Schwein, du willst uns bombardieren, wir werden es dir schon zeigen», riefen sie ihm zu.

Er ertrug das nicht lange. Am 13. September 1944 war er in Zöschen angekommen, am 20. starb er. Sieben Tage hatte es gebraucht, um ihn umzubringen. Der tschechische Mitinsasse Przemysl Placek, dem es gelang, das Lager zu überleben, war Zeuge von Cohus Tod. Er erinnerte sich daran, dass er, als er Cohu entkleidete, um ihn verbrennen zu lassen, eine Miniaturbibel an seiner Brust entdeckte. Dass es Cohu gelungen war, das ihm wertvolle Buch vor den Deutschen zu verstecken, grenzt an ein Wunder. Er starb, wie er immer gelebt hatte: mit den Worten Christi nah am Herzen.

Meuterei und Revolution

Norman Le Brocq aus Jersey gehörte dem anderen Ende des religiösen Spektrums an: Er war Kommunist und wohl einer der erfolgreichsten, wenn nicht der erfolgreichste Widerständler auf den Inseln. Als Kommunist in einem von den Nazis besetzten Land zu leben hiess, immer damit

rechnen zu müssen, inhaftiert und ermordet zu werden. Dazu noch Widerstand zu leisten, war doppelt gefährlich. Wäre er erwischt worden, daran gibt es nicht den leisesten Zweifel, hätte man ihn als gefährlichen Gegner des Dritten Reichs rasch in ein Konzentrationslager überführt. Das hätte er kaum überlebt.

Aber Norman Le Brocq wurde nicht ertappt, weil er ein kluger und einfallsreicher Mann war – und das obwohl er erst 18 Jahre alt war, als die Deutschen auf Jersey einmarschierten. Er war von Beruf Steinmetz und Mitglied sowohl der *Transport and General Workers Union* (Transport- und Allgemeine Arbeitergewerkschaft) als auch der KP. In den Jahren kurz vor Kriegsausbruch gab es auf der Insel nur eine kleine Gruppe Kommunisten, sie bestand aus sechs Mitgliedern. Sie schrumpfte auf drei Mitglieder, als die anderen drei im Zuge der Evakuierungen Jersey verliessen. Obwohl sie nur zu dritt waren, gelang es ihnen, während der ganzen fünf Jahre der Besetzung mit gutem Erfolg Widerstand zu leisten. Zunächst holten sie sich Verstärkung, indem sie sich mit einigen gemässigten Sozialisten zusammenschlossen. Sie nannten sich JDM: *Jersey Democratic Movement* (Demokratische Bewegung Jersey).

Da es ihnen an Waffen und Sprengmaterial mangelte, bestand die Art des Widerstands, den die JDM zu leisten vermochte, darin, Flugblätter auf einem Kopiergerät zu vervielfältigen, das Le Brocq umsichtigerweise auf dem Dachboden seiner Grosstante versteckt hielt. Der Kopierer konnte bis zu 300-400 Exemplare am Stück reproduzieren. Die Flugblätter wurden in regelmässigen Abständen verteilt und das bis zum Ende des Krieges. Die Autoren blieben unentdeckt. Ihnen blieb eine Katastrophe, wie sie die GUNS-Mitglieder erleben mussten, erspart. Kein Paddy Doyle war da, um sie zu verraten. Das ist bemerkenswert und spricht für die organisatorischen Fähigkeiten von Le Brocq, wenn man bedenkt, wie viele Menschen auf der Insel bereit waren, derartige Widerstandshandlungen gegen Belohnung zu melden.

Die Flugblätter waren voll von antifaschistischen Materialien und Informationen; konzipiert, um den oppositionellen Kampfgeist zu stärken – und zwar nicht nur unter den Insulanern. Einige Flugblätter wurden auf Russisch verfasst und heimlich in die Arbeitslager geschafft.

Die sowjetischen Zwangsarbeiter, die diese mit hoffnungsvollen Neuigkeiten gefüllten Flugblätter zu lesen bekamen, konnten ihr Leid für einen Moment vergessen. Die Flugblätter fielen aber auch jenen Russen in die Hände, die sich freiwillig bei den Deutschen gemeldet hatten, um gegen die Bolschewiken zu kämpfen. Besonders gegen Ende des Krieges wurden Flugblätter auch in deutscher Sprache veröffentlicht, als sich die Achsenmächte an jeder Front auf dem Rückzug befanden und sich in der Inselgarnison Unzufriedenheit breit machte.

Norman und seine Mitstreiter waren darauf bedacht, die Flammen der Revolte bei der Wehrmacht anzufachen; und sie waren tatsächlich nahe dran, den grossen Coup zu landen.

Eines der Hauptziele der JDM war es, flüchtigen Zwangsarbeitern Zuflucht zu verschaffen – Zwangsarbeitern wie «Bill» Fjodor Polykapovitch. Zusammen mit dem Parteisekretär Les Huelin suchte Le Brocq nach flüchtigen Gefangenen und brachte sie in «konspirative Wohnungen». Die Flüchtigen wurden von Zeit zu Zeit verlegt, um so deutschen Suchtrupps zuvorzukommen oder um sie davor zu bewahren, von einheimischen Informanten entdeckt zu werden – was im Falle Bills geschehen war.

Bei der Organisation dieses Netzwerks konspirativer Wohnungen musste, soweit das möglich war, eine gewisse Anonymität bewahrt werden. Die zwei Kriegsdienstverweigerer Mike Frowd und René Le Franoux wussten beispielsweise nicht, dass Fjodor vorher im Hause Louisa Goulds in St. Ouen Unterschlupf gefunden hatte. Auf diese Weise konnte die Integrität des Netzwerks gewährleistet werden: Die Entdeckung eines Zufluchtsorts musste so nicht notgedrungen die Aufdeckung aller anderen bedeuten. Der JDM gelang es durch diese umsichtige Flexibilität, ihre antideutsche Kampagne während der gesamten Besatzungszeit aufrechtzuerhalten. Sie retteten das Leben vieler Russen und versorgten alle an der Besetzung Jerseys beteiligten Parteien regelmässig mit Informationen und Anti-NS-Propaganda.

Im Frühjahr 1945 kam für die JDM die Gelegenheit, zum entscheidenden Schlag gegen die Deutschen auszuholen. Sie lernten den aufrührerischen deutschen Soldaten und NS-Gegner Paul Mühlbach kennen, der in Spanien für die Internationalen Brigaden gekämpft hatte.

Bei den vergeblichen Kämpfen gegen Francos Streitkräfte wurde er gefangen genommen und wieder nach Deutschland gebracht. Man stellte ihn vor die Wahl: sich entweder der deutschen Armee anzuschliessen oder in dem berüchtigten Konzentrationslager Dachau interniert zu werden.

Mühlbachs Vater war in Dachau gestorben, nachdem er dort wegen oppositioneller Handlungen gegen das NS-Regime inhaftiert worden war. Das KZ war keine Alternative. Mühlbach wollte seinem Vater nicht so schnell ins Grab folgen und entschloss sich daher, in der deutschen Armee zu dienen. Er kam sogleich an die Ostfront – und überlebte, aber mit schweren Verwundungen. Er hinkte deutlich sichtbar und musste speziell für ihn angefertigte orthopädische Stiefel tragen.

Er war darauf erpicht, unter den deutschen Truppen Aufruhr zu stiften. Das konnte zu keinem Zeitpunkt besser gelingen als in den Frühlingsmonaten von 1945. Niemand, der Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, konnte ernsthaft bezweifeln, dass das Dritte Reich dem Untergang geweiht war. Berlin lag in Trümmern. Es hagelte Tag und Nacht Bomben auf wehrlose Städte und Industriegebiete des Vaterlandes; aus dem Osten und Westen marschierten die Armeen der Alliierten unaufhaltsam auf Deutschland zu. Selbst wenn Hitler in der Ardennenschlacht eine Blitzoffensive starten würde, selbst wenn die «Wunderwaffen» V1 und V2 zum Einsatz kämen, der Volkssturm mobilisiert würde, kaum den Kinderschuhen Entwachsene noch eingezogen würden – nichts konnte den Kriegsverlauf mehr ändern. Es lief die letzte Szene des letzten Aktes. Hitler sass in seinem Bunker fest und Deutschland stand vor einer unabwendbaren Niederlage.

Was war mit den deutschen Soldaten, die auf den Inseln zurückgeblieben waren? Überall in Deutschland wurden ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder bombardiert. Sie selbst waren krank und hungerten. Ihre Kleidung hing in Fetzen. Sie waren dermassen demoralisiert, dass eine friedliche Kapitulation in ihren Augen einer lang ersehnten Erlösung gleichkam. Aber Admiral Friedrich Hüffmeier ersetzte General von Schmettow als Befehlshaber. Wie wir bereits gesehen haben, war Hüffmeier kein guter Marineoffizier (auch wenn er gerne das Gegenteil behauptete), dafür aber ein erstklassiger NS-Ideologe mit einer unerschütterlichen Loyalität ge-

genüber Hitlers Partei. Es durfte keine Kapitulation geben. Der Kampf sollte bis zum Ende fortgeführt werden. «Wir beißen eher ins Gras, als dass wir uns ergeben», sagte Hüffmeier dem verständlicherweise beunruhigten Bailiff Coutanche. Noch am 29. März 1945 verkündete er während einer Versammlung von Offizieren und Soldaten im Forum Cinema: «Zusammen werden wir durchhalten bis zum Endsieg – wir dürfen uns vor unserem Vaterland keine Blöße geben.» Der Admiral war bereit, in einer letzten Schlacht zu sterben, und es war klar, dass er von seinen Soldaten erwartete, mit ihm in den Tod zu gehen. Den Soldaten der Inselgarnison war nur allzu bewusst, dass das nichts anderes war als eine Selbstmordmission. Aufruhr lag in der Luft.

Die JDM und Paul Mühlbach wollten genau diese aufrührerische Stimmung verstärken. Zusammen nannten sie sich *Free Germany Movement* (Bewegung für ein freies Deutschland). Sie versuchten, die Truppen mittels auf Deutsch verfasster Flugblätter zur Auflehnung zu bewegen und sie zu ermuntern, jene Offiziere zu beseitigen, die bis zum Ende durchhalten wollten. Darüber hinaus scheint es, als hätten sie sich auch im gewaltsamen Widerstand versucht. Gemeinsam mit Mühlbach zerstörte die JDM Teile einer deutschen Bäckerei, und das mit Sprengstoff, den sie angeblich dem deutschen Militär gestohlen hatten. Kein besonders weltbewegender Vorstoß gegen den Feind, aber immerhin ein Zeichen. Ausserdem wird behauptet, dass Paul Mühlbach am 7. März 1945 im Palace Hotel in St. Helier Feuer legte. Dem Brand folgte eine gewaltige Explosion, die das ganze Gebäude zum Einsturz brachte. Die Explosion scheint jedoch eher ein Unfall gewesen als vorsätzlich herbeigeführt worden zu sein.

Der Adjutant Hauptmann Kegelmann versuchte noch, eine Feuersehneise zu errichten, um die Flammen aufzuhalten, damit die Armeeangehörigen evakuiert und die gelagerten Sprengladungen, die für den Granville-Angriff vorgesehen waren, fortgeschafft werden konnten. Am Ende flog alles in die Luft und ein Offizier sowie neun Unteroffiziere starben. Aus Sicht von Mühlbach und der JDM ein voller, wenn auch zufälliger Erfolg. Sinel hielt am 7. März in seinem Tagebuch fest: «Im Palace Hotel ist heute Morgen ein Feuer ausgebrochen; als dieses ein Munitionslager

erreichte, gab es eine heftige Explosion, die die ganze Stadt zum Beben brachte; der Schaden war gross, sogar in weit entfernten Dörfern zersprangen Fensterscheiben. In der unmittelbaren Umgebung wurden viele Häuser beschädigt, Fenster, Türen, Zimmerdecken etc. wurden zerstört; Trümmerstücke landeten auf den benachbarten Feldern. Zudem explodierten 15 Gaszähler und man hörte bis spät in die Nacht Munition detonieren, die Feuerwehr war nicht zu beneiden. Der Hauptteil des Gebäudes war komplett zerstört. Seit Beginn der Besetzung waren die Deutschen im Palace. Bei Georgetown hat nachts eine Baracke im Todt-Lagerhaus Feuer gefangen und brannte aus. Die Deutschen vermuten Sabotage.»

Wenn es Sabotage war, dann steckte sicherlich Paul Mühlbach dahinter, unterstützt von der JDM. Er wollte eine Massenmeuterei unter den Truppen der deutschen Garnison und so eine sofortige Kapitulation provozieren. Die Zeit war reif für einen Aufstand im deutschen Lager. Die Widerstandsbestrebungen der JDM erreichten aber offenbar einen erschreckenden Höhepunkt, wie Bob Le Sueur, unermüdlicher Widerständler und Gründungsmitglied der JDM, berichtet: «Ich erfuhr zufällig, dass der innere Kreis des JDM tatsächlich vorschlug, im Chaos des Aufstands und mithilfe einiger schurkischer Elemente in der deutschen Armee, einige Mitglieder der Regierung auf Jersey, einschliesslich der drei Crown Officers (Beamten der Krone) zu töten und eine Art ‚Volksdemokratie‘ zu errichten, ganz nach dem Muster derer, die in Osteuropa an der Macht waren.»

Bob Le Sueur befand sich in einem Dilemma. Er wollte einerseits, dass der Aufstand stattfände; der Plan des Admirals, bis zum bitteren Ende auszuharren, musste vereitelt werden. Andererseits konnte er aber nicht akzeptieren, «dass leitende Mitglieder der Regierung auf Jersey von meuternden Soldaten beseitigt werden und das auf Geheiss weniger, nicht repräsentativer und von der Aussicht auf Macht berauschter Individuen». Bob Le Sueur erwog die Möglichkeiten:

«Ich überlegte, ob ich mit dem Bailiff sprechen sollte, entschied mich aber dagegen. Das hätte ihn in eine unmögliche Situation gebracht, denn er hätte sich wahrscheinlich verpflichtet gefühlt, im Interesse der Sicherheit der gesamten Inselbevölkerung, für die er Verantwortung trug, alles

der Platzkommandantur zu melden. Menschen, die ich kannte und in den meisten Fällen als Individuen respektierte, wären erschossen worden. Der Bailiff hätte überlebt, wäre aber als Verräter gebrandmarkt worden. Wenn ich aber nichts tat, würden bewaffnete Soldaten ins Regierungsgebäude eindringen und jeden erschiessen, der sich rührte, jede verängstigte Schreibkraft.»

Es war ein unerträgliches Dilemma, den Wert von Menschenleben gegeneinander abwägen zu müssen. Egal wofür er sich entschied, Tod wäre die Folge und er hätte dafür die Verantwortung zu tragen. Le Sueur fügt hinzu: «Es würde mir gut tun, wenn ich hier noch ergänzen könnte, dass ich an einer genialen alternativen Strategie arbeitete. Solcher Ruhm gebührt mir aber nicht. Überzeugt davon, dass es im Leben manchmal besser ist, abzuwarten und das Beste zu hoffen, tat ich absolut nichts.» Dann überholten die Ereignisse diese Pläne: Am 3. Mai 1945 berichtete die *Evening Post*: «Adolf Hitler kämpfte auf seinem Posten bis zum letzten Atemzug und fiel. Er ist in der Hauptstadt des Deutschen Reichs einen Heldentod gestorben.»

Admiral Dönitz wurde zu Hitlers Nachfolger ernannt. Dönitz spielte mit dem Gedanken, die Krieg führenden Parteien neu zu ordnen; Deutschland würde dann zusammen mit Grossbritannien und Amerika gegen den gemeinsamen Feind kämpfen, die jüdisch-bolschewistischen Armeen Russlands. Erstaunlich ist, dass für viele der deutschen Befehlshaber die Idee einer solchen Neuorientierung gar nicht abwegig war. Himmler dachte gewiss, es handle sich um einen durchaus realistischen Ausweg aus der schwierigen Lage, in der Deutschland steckte. Göring gab öffentlich damit an, welche wichtige Rolle er in der neuen Allianz spielen würde. Sogar Albert Speer stimmte dem Plan zu. Bailiff Coutanche erinnerte sich an ein Gespräch, das er am 6. Mai mit Admiral Hüffmeier hatte. Dieser sagte ihm: «Sicherlich, die Lage hat sich verändert. Ich weiss nicht, wie viel Sie davon erfahren haben, aber es ist eine Tatsache, dass sich Ihr Land und die Amerikaner unseren Streitkräften anschliessen werden. Wir werden gemeinsam gegen die Russen kämpfen.» Der Grossadmiral lebte in einer Traumwelt. Natürlich war eine solche Allianz undenkbar. Das machte Feldmarschall Bernard L. Montgomery, der nach dem deutschen

Zusammenbruch die britischen Besatzungstruppen befehligte, in seinem Hauptquartier in der Lüneburger Heide den deutschen Generälen klar: die Bedingungen des Friedens würden nicht ausgehandelt werden. Man wollte bedingungslose Kapitulation und man bekam sie. Am 7. Mai befahl Dönitz allen deutschen Streitkräften, sich zu ergeben. Hüffmeier ergab sich aufgrund dieser Anordnung von höchster Stelle – und zwar ohne seine Drohung wahr zu machen, vorher alle Waffen und Munitionsvorräte in die Luft zu sprengen. Am 8. Mai sprach von Aufsess im Regierungsgebäude auf Guernsey. Er sprach englisch und war eindeutig in seiner Aussage: «Der Krieg ist zu Ende. Hiermit geben wir Ihnen die Inseln zurück.»

Die formelle Kapitulation fand am nächsten Tag an Bord des Schiffs HMS *Beagle* bei Jersey statt. Für die Deutschen war alles vorbei, es gab keinen Grund mehr, zu meutern oder Widerstand zu leisten – und das sehr zur Freude der Insulaner, die nach fünf langen Jahren das Joch der Fremdherrschaft abschütteln konnten. Auch war für all jene, die sich dem NS-Regime durch kleinere oder grössere Widerstandshandlungen widersetzt hatten, die Zeit gekommen, ihre Befreiung zu feiern. Leider konnten viele von ihnen an diesem glorreichen Tag im Mai 1945 nicht dabei sein: Louisa Gould, Charles Machon, Clifford Cohu, John Nicolle, Joe Tierney – ihr Leben fand ein Ende in diesem wohl schrecklichsten Krieg, den die Welt je gesehen hat.

VIII.

Die Juden auf den Kanalinseln

In den Jahren, die der Besetzung vorangingen, konnte sich die ganze Welt ein Bild davon machen, welche Politik das NS-Regime im Falle der Juden verfolgte. Ein skrupelloser und bösartiger Antisemitismus prägte das Handeln der Deutschen: Internierungen in Konzentrationslagern, Aberkennung aller kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Rechte, Beleidigungen und abscheuliche Überfälle. Mit diesen Mitteln wollte man die neue NS-Welt errichten, die von Rechts wegen der arischen Rasse gehören sollte.

Die Bilder dieser Vorkriegsjahre sind uns noch im Gedächtnis: Die sogenannte Reichskristallnacht, die Zerstörung von Synagogen und jüdischen Geschäften, die Rasur jüdischer Männer, der allgegenwärtige Davidstern, die Tritte und Schläge; Juden, die die Strassen mit Zahnbürsten säubern. Nicht zu vergessen die vielen jüdischen Flüchtlinge, die per Schiff, Flugzeug oder Zug ein unmenschliches Deutschland verlassen, solange das noch möglich war. Viele aber blieben – und mussten dafür sterben.

Es heisst, dass die einzigen Schüsse, die man hörte, als die Deutschen in Österreich einmarschierten, aus den Waffen der Juden kamen, die sich das Leben nahmen. 1939 wusste noch keiner, wie weit die Nationalsozialisten bei der Auslöschung des europäischen Judentums gehen würden. Die Wannseekonferenz von 1942, Himmlers Rede auf der SS-Gruppenführertagung in Posen (1943) und die sogenannte «Endlösung der Judenfrage»,⁸⁶ die Geheime Reichssache – all das lag noch in der Zukunft. Aber jeder, der nicht taub oder blind war, wusste, dass das Schicksal eines Juden

– Mann, Frau oder Kind – unter deutscher Herrschaft kein gutes sein konnte. Die wenigen jüdischen Bewohner auf den Inseln waren sich der Gefahr bewusst, in der sie sich befanden, und viele von ihnen verliessen daher im Juni 1940 die Inseln. Man darf auch annehmen, dass viele auf den Inseln gewusst haben müssen, wie das NS-Regime Juden behandelte, nicht zuletzt wegen der im Jerseyer Nachrichtenblatt *Evening Post* im Januar und Februar 1939 veröffentlichten Artikel (15 an der Zahl), die von schrecklichen antisemitischen Massnahmen berichten, die genau zu dieser Zeit auf dem europäischen Festland durchgesetzt wurden.

Die Ausländerbehörde auf Jersey hatte auch viele Briefe von Juden erhalten, die Asyl suchten und vor der Verfolgung durch die Deutschen flohen. Diese Gesuche bekam nicht nur Clifford Orange, sondern auch der Bailiff Coutanche selbst zu Gesicht. Sie enthielten viele detaillierte Berichte über Schikanen und Diskriminierung, unter denen die Juden in Deutschland zu leiden hatten. Auf Guernsey erfuhr Ambrose Sherwill am 23. Juni, dass ein auf der Insel ansässiger Arzt, Dr. William Montague, Jude war und dass sich seine Freunde in Anbetracht der bevorstehenden Besetzung der Inseln durch die Deutschen grosse Sorgen um seine Sicherheit machten. Sie befürchteten, dass «ihm durch die Deutschen das Schlimmste widerfahren könnte». Sherwill wusste genau, wie Juden in Deutschland, aber auch im restlichen besetzten Europa behandelt wurden, dass sie «auf den Strassen verhöhnt, mit Dreck beworfen und im Allgemeinen schikaniert wurden».

Sherwill, der stets das Interesse seiner Mitbürger im Sinn hatte, arrangierte für den Doktor eine Reise zum Home Office, dem britischen Innenministerium (wo er um vollständige Evakuierung bitten sollte). Montague wurde angewiesen, vor Ort zu sagen, dass er aus «Rassengründen» auf keinen Fall auf die Insel zurückkehren konnte. Wahrscheinlich war man sich im Home Office bewusst, welcher Gefahr ein Jude ausgesetzt war, wenn er auf den Inseln blieb. Auch wenn die Inselbewohner isoliert waren, abgeschnitten vom europäischen Festland, so hörten sie doch die Schreie der Qual, die von dort kamen.

Strohmänner

Die Juden waren in Gefahr. Jeder wusste das – und vor allem die Juden selbst wussten das. Auch jene Juden, die auf Jersey ihr Geschäft hatten, wussten es und flohen aus Jersey, noch bevor die Deutschen kamen und ihre Arier-Politik rassischer Säuberung umsetzen konnten. Alfred und Wilfred Krichevski, Vater und Sohn, Besitzer des grossen Herrenausstatteladens in der Halkett Street; Simon und Rebecca Peretz, Kostümschneider und Hutmacher in der King Street, und auch Louis Feldman, der in der New Street «mit Frauenbekleidung, Hüten etc.» handelte – sie alle verliessen ihre Häuser und Geschäfte auf Jersey, um auf dem britischen Festland Zuflucht zu finden.

Sie hatten ganz Recht mit der Annahme, dass die Deutschen ihnen ihre Geschäfte wegnehmen würden, um sie mit Hilfe der Verwaltungsbeamten «rassisch höhergestellten» Ariern zu verkaufen, die diese deswegen auch «mehr verdienten». Denn genau das geschah dann auch. Prompt wurden die Ladenlokale mit Plakaten versehen, die sie als «jüdische Geschäfte» kennzeichneten; Plakate, wie man sie in allen eroberten Territorien Westeuropas schon gesehen hatte. Sowohl in der *Evening Post* als auch im *Star*, der Zeitung auf Guernsey, wurden Anzeigen geschaltet, um bekannt zu machen, dass diese Unternehmen gegen Gebot zum Verkauf standen. Dem NS-Rassenprogramm entsprechend sollten sie verkauft werden und in arischen Besitz übergehen.

Die Rechtsanwälte Le Cornu, Le Masurier, Giffard und Poch trugen die Verantwortung für das gesamte Verkaufsprozedere. Trotzdem wurde der Vorgang aus nächster Nähe von den deutschen Offizieren der Feldkommandantur überwacht, die, getrieben von Hitlers Weisung, darauf bedacht waren, dass der Verkauf einwandfrei vonstatten ging. Nicht nur die Deutschen hatten ein wachsames Auge auf das Vorgehen. Auch die örtlichen Inselbeamten waren aufmerksam, jedoch aus einem ganz anderen Grund: Den deutschen Anordnungen genau Folge zu leisten war unabdingbar, um die guten Beziehungen zu dem unwillkommenen Gast aufrechtzuerhalten. Das Motto war: «Verärgere die Deutschen nicht, sie könnten ansonsten als Vergeltungsmassnahme die Inselregierung durch eine SS-Herrschaft ersetzen.» Bissige Hunde reizt man nicht! Wenn man bedenkt,

wie viel Aufmerksamkeit diese Transaktion auf sich zog, ist es äusserst erstaunlich, dass es den verantwortlichen Rechtsanwälten tatsächlich gelang, sowohl die deutschen Aufpasser als auch die Beobachter der Inselregierung übers Ohr zu hauen. Das war nur möglich, indem sie eine «Strohmann»-Strategie verfolgten.

Zunächst schien es so, als sei die Arisierung gelungen. Die Geschäfte wurden an als rassisch einwandfrei eingestufte Inselbewohner verkauft, und das zu einem ordentlichen, von unabhängiger Seite festgesetzten Preis. Es hätte auffallen können, dass die Abnehmer der Geschäfte alle entweder Geschäftsführer oder Angestellte der früheren Besitzer waren, aber niemand schöpfte Verdacht. Auch dass die neuen Käufer gar nicht über die nötigen Geldmittel verfügten, um diese doch ziemlich grossen Unternehmen zu erwerben, erweckte kein Misstrauen. Alles ging ohne jeglichen Einwand vonstatten.

Mr. Beaton kaufte das Geschäft der Krichevskis, in dem er leitender Angestellter gewesen war. Miss Hawkins, Geschäftsführerin bei Louis Feldman, kaufte dessen Geschäft «Louis and Cie.» Und eine Miss White, die bei Simon und Rebecca Peretz gearbeitet hatte, erwarb deren Kostümschneiderei. Alles war unter Dach und Fach. Doch der Verkauf war Trug. Die Käufer waren nicht die eigentlichen Käufer, sie waren nur «Strohänner», die als Käufer auftraten, um die Interessen ihrer jüdischen Vorgesetzten wahrzunehmen und zu wahren.

Dieses Täuschungsmanöver war von den Rechtsanwälten Le Cornu, Le Masurier, Giffard und Poch eingefädelt worden. Am Ende des Krieges gingen die Geschäfte dann unversehrt wieder zurück an die eigentlichen Besitzer. Diese Aktion war ein bedeutender Sieg gegen den Rassismus der Deutschen und eine kluge, um nicht zu sagen mutige Widerstandshandlung gegen die Besatzungsmacht. Selbst David Fraser, der in seinen Schriften die Juristen der Inseln wegen ihres Antisemitismus im Allgemeinen heftig angreift, räumt ein: «Es gibt überzeugende Beweise dafür, dass [...] einige Anwälte auf Jersey, um die Interessen ihrer Klienten zu schützen und um das zu tun, was sie als das einzig Richtige empfanden, so taten, als würden sie die gesetzlichen Vorschriften für die Verkäufe befolgen, in Wahrheit jedoch die bestehende Rechtsnorm unterliefen und sich ihr widersetzen.»⁸⁷

Was geschah aber mit den Juden, die auf den Inseln blieben? Die Deutschen liessen keine Zeit verstreichen. Es dauerte nicht lange, bis die erste Verordnung gegen Juden in den Royal Courts auf Jersey und Guernsey eingebracht wurde. Zehn sollte es im Laufe der Jahre insgesamt geben: «Das Plenum des Royal Court, d.h. der Bailiff oder ein Lieutenant Bailiff und mindestens sieben von zwölf Richtern, müssen die Verkündung eines Erlasses autorisieren, damit dieser in Kraft treten kann.» (Ambrose Sherwill)

Einwände gegen diese Verordnungen mussten in dieser Phase des gerichtlichen Verfahrens vorgebracht werden. Nach dem Krieg musste sich Alexander Coutanche vor dem Innenminister wegen der ersten Verordnung gegen Juden verantworten: «Das Parlament hatte keine Wahl und war gezwungen, den Erlass der Deutschen aufzunehmen. Es gab keine Diskussion. Aber nur wenige Personen waren davon betroffen, und die Ausführung der Verordnung war moderat. Andere repressive Massnahmen gegen Juden wurden durch die Intervention der Amtsgewalt komplett verhindert.»⁸⁸

Zweck dieser ersten Verordnung war es, alle auf den Inseln verbliebenen Juden aufzuspüren und zu identifizieren.⁸⁹ Auf Jersey mussten sich die Insulaner bei der Ausländerbehörde, die von Clifford Orange geleitet wurde, melden und registrieren lassen; auf Guernsey mussten sich die Bürger in das Büro des Polizeikommissars William Robert Sculpher begeben; auf Sark wurden sie im Büro des Seneschalls registriert. Dies war der Anfang der langen und schmerzhaften Durchführung des antisemitischen NS-Programms und es war der zunächst unscheinbare Beginn einer verhängnisvollen Entwicklung.

Keiner der Amtsträger der Inseln widersetzte sich dieser Verordnung, die im Oktober 1940 in den Parlamenten verzeichnet wurde. Auch bei den nächsten acht Verordnungen gab es keinen Widerspruch, ausser bei einer oder vielleicht zwei Gelegenheiten. Der Bailiff von Jersey, Alexander Coutanche, erinnerte sich auf eine etwas unbeteiligte Art: «Soviel ich weiss, waren die Juden dazu aufgefordert, sich zu melden. Einige taten das, andere nicht. Wer sich nicht meldete, wurde auch nicht entdeckt. Ich habe nie gehört, dass sie in irgendeiner Form gelitten hätten.»

Der Attorney General auf Guernsey, Ambrose Sherwill, erinnert sich, wie er von der beabsichtigten Verabschiedung des Gesetzes erfuhr: «Ich stellte viele Nachforschungen an und erfuhr (ganz richtig, wie sich später herausstellte), dass die wenigen Juden, die auf Guernsey lebten, alle die Insel verlassen hatten. Ich bin so gut wie sicher, dass ich dem Bailiff und den Ministern vertraulich erklärte, dass meines Wissens das VOBIF unter diesen Umständen keinem auf der Insel schaden würde.»

Auf Jersey folgten in jenem Oktober 1940 zwölf Insulaner der Aufforderung der – wie sie glaubten – wohlwollenden Behörden, die sich doch dem Schutz der Inselbewohner verschrieben hatten, und meldeten sich beim Leiter des Ausländeramts Clifford Orange. Sie wurden, wie erwartet, als Juden verzeichnet. Unter ihnen war Marianne Blampied, eine Niederländerin jüdischer Abstammung, die mit dem talentierten Künstler Edmund Blampied verheiratet war. Aus irgendwelchen Gründen blieb sie unverehrt und es ist nicht bekannt, dass sie auf irgendeine Weise behelligt wurde.

Andere hatten nicht so viel Glück. Nachfolgende Verordnungen, die auch widerspruchslos zu geltendem Recht auf den Inseln wurden, beraubten die Juden der Möglichkeit, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihnen wurden ihre Geschäfte weggenommen. Mit der dritten Verordnung wurde ihnen die Erwerbstätigkeit verboten und zwar mit Bezug auf: «Gross- und Einzelhandel, Hotellerie und Gastronomie, Versicherungswesen, Navigationswesen, Versand und Lagerung, Führungen, Bankwesen und Geldwechsel, jeglichen Handel mit Wohnungen, Land und Hypotheken».

Zudem durften Juden nicht als «höhere Beamte oder als Mitarbeiter, die Kontakt mit Kunden haben», angestellt werden. Jüdische Angestellte sollten entlassen werden; ihre Stellen übernahmen «nichtjüdische Angestellte». Kurz gesagt: es gab nichts mehr, was sie tun konnten – so gut wie alles wurde ihnen verboten. Auch wurden sie zu Gefangenen in ihren eigenen Häusern. Die sechste Verordnung verhängte für Juden eine Ausgangssperre zwischen 20 und 6 Uhr, die neunte (und letzte) Verordnung, die am 15. August 1942 auf Jersey verabschiedet wurde, verbot es ihnen, ausserhalb einer festgelegten Zeit, nämlich 15-16 Uhr, einkaufen zu gehen.

Ferner schloss man sie vom kulturellen Leben aus. Sie durften nicht ins Kino gehen, um *Sieg im Westen* anzuschauen, sie durften in der Oper in St. Helier nicht den *Kaufmann von Venedig* oder irgendetwas anderes sehen. Sie hatten nichts. Man nahm ihnen alles.

Zudem sah in diesen ersten Kriegsjahren die Zukunft alles andere als rosig aus. Das Leiden und die Angst dieser bedrängten kleinen Gruppe kann gar nicht überschätzt werden. Ihre Regierung bot ihnen keinen Schutz. Sie waren der deutschen Besatzungsmacht ausgeliefert. Diese Angst führte zwei Juden auf den Inseln in den Tod. Der britischstämmige Samuel Selig Simon hatte sich gemäss der ersten Verordnung vom Oktober 1940 als Jude registrieren lassen. Er und seine Frau waren beide alt, gebrechlich und verängstigt. Seine Grossenkelin erinnert sich, wie sie den 78-jährigen Simon und seine Frau Beatrice in ihrem Haus in Grand Vaux, St. Helier, besuchte: Sie hatten «grosse Angst und hatten ihre Vorhänge immer zugezogen». Beide packte eine noch grössere Angst, als sie von ihrer bevorstehenden Deportation erfuhren. In der Nacht, bevor sie weggebracht werden sollten, am 7. November 1943, erlitt Simon einen Herzinfarkt und starb. Alte Menschen überleben unter solchen Bedingungen nicht lange.

Victor Emanuel, ein eingebürgerter Brite, der sich ebenfalls im Oktober 1940 als Jude meldete, erhängte sich am 9. April 1944. Die Gerichtsmedizin bescheinigte einen «Selbstmord im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit».

Der in Rumänien geborene, aber aus Ägypten stammende Nathan Davidson, der bereits seit acht Jahren auf Jersey lebte, als die Insel besetzt wurde, hatte sich ebenfalls als Jude registrieren lassen. Man entzog ihm seinen kleinen Lebensmittelladen in der Stopford Road in St. Helier. Er hatte kein Einkommen mehr und nichts, um sich über Wasser zu halten, keine Möglichkeiten, seine Familie zu versorgen. Seine Lage verschlechterte sich Monat für Monat. Um sich Nahrungsmittel kaufen zu können, war er gezwungen, sein Radio an einen deutschen Offizier zu verkaufen. Er musste mit seiner Familie in ein anderes Haus umziehen. Der eigentliche Schlag kam aber erst, als man ihnen im Dezember 1942 ihre baldige Deportation mitteilte. Nathan Davidson wusste nur zu gut, welches

Schicksal sie wahrscheinlich erwartete und diese Aussicht war zu viel für ihn. Er erlitt einen Nervenzusammenbruch und wurde am 25. Februar 1943 in die psychiatrische Klinik in St. Saviour eingeliefert. Vier Tage später, am 29. Februar, starb er. Als Todesursache wurde angegeben: «manische Erschöpfung, Wahnsinn».

Hyman Goldman wurde zwar nicht deportiert, war aber dermassen traumatisiert von den Erfahrungen, die er während der Besatzungszeit machen musste, dass er schliesslich Selbstmord beging, indem er sich in dem Wassertank auf seinem Anwesen in St. Peter's Valley ertränkte.

Auf der Schwesterinsel Guernsey war Inspector William Sculpher im Besitz der Liste, auf der alle Juden verzeichnet waren, wie es die erste Verordnung verlangte, die am 23. Oktober 1940 im Royal Court verabschiedet worden war. Sculpher war ein ehemaliger Polizist aus London, der seit 1930 das Amt des Polizeichefs innehatte. Bevor die Deutschen einmarschierten, verbrachte er offenbar seine Zeit damit, sich über schlechte Bezahlung und das Fehlen eines Polizeiwagens zu beschweren. Es gelang ihm, eine kleine Gehaltserhöhung herauszuschlagen. An dem Auto, das er schliesslich bekam, hatte er jedoch nicht viel Freude. Kurz vor Ausbruch des Krieges kam ein glänzender, neuer und überaus prächtiger Wolseley für ihn auf Guernsey an. Er war überglücklich. Aber seine Freude währte nicht lange. Sobald die deutschen Invasoren da waren, beschlagnahmten sie Sculphers Wagen für den Eigengebrauch. Der Inspektor war nicht erfreut.

Zweifellos war Sculpher niemals vorher in einer derartigen Lage gewesen wie 1940 und hatte nie zuvor so viel Arbeit damit gehabt, Leute aufzuspüren und Verzeichnisse zu erstellen. Aber er tat seine Arbeit und erwies sowohl seinen deutschen als auch seinen Guernseyer Vorgesetzten einen treuen Dienst – und das mit einer Emsigkeit und Sorgfalt, die dem Fleiss seines Amtskollegen Clifford Orange auf Jersey in nichts nachstanden.

Therese, Auguste und Marianne

Sherwill täuschte sich in seiner Annahme, dass keine Juden auf der Insel Guernsey übriggeblieben waren. Im Oktober 1940 waren noch einige jüdische Mitbürger auf der Insel. Am 28. Oktober hatte William Sculpher «die Ehre zu berichten», dass er insgesamt vier Personen jüdischen Glaubens verzeichnen konnte: die aus Wien stammenden Elisabet Duquemin (geborene Fink), Auguste Spitz, Therese Steiner, und die aus Italien stammende Elda Brouard (geborene Bauer). Der Bailiff Victor Carey übergab diese Liste an Dr. Richard Brosch, Stellvertreter des Feldkommandanten auf Guernsey und ein übereifriger Judenjäger. Er überprüfte die Liste und glaubte, sie sei unvollständig. Daher verlangte er, dass im Umfeld von Julia Brichta, einer Ungarin, die 1939 nach Guernsey gekommen war und als Köchin arbeitete, weitere Nachforschungen angestellt werden sollten.

Das betraf auch die auf Sark wohnhafte Annie Wranowsky, die auf einer vom Inselseneschall vorgelegten Liste aufgetaucht war. Wranowsky war die einzige Person auf dieser Liste aus Sark. Ihr am 13. Februar 1939 von der Deutschen Botschaft in London ausgestellter Pass war mit einem grossen roten «J» abgestempelt worden, was sie als Jüdin klassifizierte.⁹⁰ Annie Wranowsky erklärte, dass ihr Pass wegen eines Missverständnisses mit diesem «J» versehen worden war. Das überzeugte Dr. Brosch natürlich nicht und Wranowsky wurde in das Verzeichnis jüdischer Bürger auf Guernsey aufgenommen. Am 25. November 1940 übergab der Bailiff dieses Verzeichnis an Brosch. Julia Brichtas Name dagegen tauchte auf dieser Liste nicht auf. Inspector Sculpher hatte ihren Pass genauer überprüft und sie direkt gefragt, ob sie jüdische Vorfahren hätte. Sie verneinte und man glaubte ihr, daher wurde sie nicht als Jüdin eingestuft.

Fünf Juden waren in der an Brosch weitergeleiteten Liste aufgeführt. Zwei von ihnen, Elda Brouard und Elisabet Duquemin, deren Ehemänner aus Guernsey stammten, wurden als britische Bürger klassifiziert. Als solche unterlagen sie nicht den antijüdischen Massnahmen und Richtlinien. Die durchaus gefährdete Annie Wranowsky stand unter dem Schutz von Dame Sibyl, die spezielle Beziehungen zu den Deutschen pflegte. Ausser-

dem stand Wranowsky in regelmässigem Austausch mit den Deutschen über die Rechtmässigkeit ihrer Klassifizierung als Jüdin. Die nächsten zwei auf der Liste waren Jüdinnen aus Wien, sie waren besonders in Gefahr. Therese Steiner und Auguste Spitz waren beide ledig. Sie wurden als deutsche Staatsangehörige und nicht als Bewohner von Guernsey angesehen, für die die Inselregierung verantwortlich gewesen wäre. Keinerlei Intervention seitens der Amtsträger hätte den beiden Frauen helfen können. Als Ausländer lag ihr Schicksal nicht in ihrem Verantwortungsbereich.

Die drei Frauen aus Wien waren dicke Freundinnen. Auguste Spitz war bei Elisabeths Hochzeit Brautjungfer gewesen. Sie hatten viel Freude miteinander. Auf der Insel gab es aber mindestens eine weitere Jüdin, die sich jedoch als solche nicht zu erkennen gab. Marianne Grünfeld, eine gutaussehende 30-jährige Frau mit rotblondem Haar, die auf der Duvaux Farm arbeitete. Der Farmbesitzer Mr. Edward Ogier war ein freundlicher und fürsorglicher Arbeitgeber. Er hätte Marianne gerne vor den Deutschen gerettet, als diese kamen, um sie abzuholen. Das stand aber nicht in seiner Macht.

John Leale versuchte verzweifelt, Therese Steiner vor einer Deportation zu bewahren. Er erklärte, dass sie eine unverzichtbare Arbeitskraft im Castel Hospital und daher nicht zu entbehren sei. Genauso wenig wie Edward Ogier Marianne Grünfeld retten konnte, konnte Leale mit seiner Intervention Therese Steiner retten.

Therese Steiner war 1916 in Wien geboren worden. Sie war gerade einmal 26 Jahre alt, als sie 1942 den Deportationsbefehl erhielt. Sie stammte aus einer ziemlich wohlhabenden Familie und hatte zwei Brüder, Karl und Paul. Karl war ein angesehener Pianist, er unterrichtete seine Schwester und zusammen gaben sie Konzerte in Wien. Therese war eine glückliche, offenerzige und talentierte junge Frau. Aber sie hatte ausgesprochenes Pech. Sie verliess Österreich, kurz bevor die Deutschen 1938 einmarschierten. Zu dieser Zeit war sie eine ausgebildete Zahnarzthelferin. Als solche reiste sie auch nach England, um in der Praxis von Edgar Potts in Kent zu arbeiten. Glaubt man Karls Aussagen, der als einziges Mitglied der Familie Steiner den Krieg überlebte, war Therese etwas ver-

ärgerd darüber, dass sie, wie sie meinte, degradiert worden war und dort als Kindermädchen für Potts' Kinder arbeiten musste.

Nachdem 1939 in Europa der Krieg ausgebrochen war, reiste die Familie Potts – Mutter, Vater, zwei Töchter und Therese – im November nach Sark. Sie glaubten vermutlich, dass man auf den Kanalinseln, wie es die Tourismuswerbung versprach, vor den Gefahren des Kriegs sicher war. Ein Foto von Edgar zeigt, wie sie alle zusammen an dem kleinen Strand auf Sark liegen und den Sonnenschein geniessen. Ihr Glück war leider nur von kurzer Dauer. 1940 kehrte Edgar aus beruflichen Gründen auf das britische Festland zurück. Seine Frau Marjorie, die Kinder und Therese zogen nach Guernsey.

Ende Mai wurde offensichtlich, wie real die Gefahr war, dass die Deutschen die Kanalinseln angreifen und besetzen würden. Plötzlich waren die kleinen Inseln doch nicht mehr so sicher. Marjorie Potts beeilte sich, mit ihren Kindern Guernsey zu verlassen und zu Edgar zurückzukehren. Sie hätten das Kindermädchen Therese gerne mitgenommen, aber es stellte sich heraus, dass sie das nicht durften. Therese hatte einen österreichischen Pass und wurde als «feindlicher Ausländer» eingestuft. Ihr wurde daher die Ausreise verweigert. Sie wurde am 4. Juni 1940 sogar als «feindlicher Ausländer» inhaftiert. Aber sie wurde am 25. Juni wieder entlassen, drei Tage vor den Bombenangriffen auf St. Peter Port. Sie erhielt eine Arbeit als Hilfskrankenschwester im Castel Hospital.

Nachdem die Deutschen Guernsey besetzt hatten, machten sie sich sogleich daran, alle dort lebenden Juden ausfindig zu machen, das war ihr übliches Vorgehen in allen von ihnen okkupierten Gebieten. Therese Steiner und Auguste Spitz wurden als Jüdinnen verzeichnet, sie gingen den Besatzern bald ins Netz. Therese liess sich als Jüdin registrieren entsprechend der ersten Verordnung betreffs Massnahmen gegen die Juden vom 21. Oktober 1940. Ihr Name erscheint auf der Fünferliste, die Inspector Sculpher zusammengestellt hatte. Den Deutschen wurde diese Liste am 25. November 1940 übergeben.

In der Zwischenzeit hatte sich Therese schnell an ihre neue Rolle als Krankenschwester gewöhnt; sie erfreute sich wegen ihres Humors, ihrer Tüchtigkeit und besonders wegen ihres hervorragenden Klavierspiels gros-

ser Beliebtheit bei Patienten und Mitarbeitern: «Nach ungefähr 18 Monaten hatte Therese immer noch keine Nachrichten von ihrer Familie – ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren zwei Brüdern Karl und Paul – erhalten. Die Familienmitglieder waren sich nah und sorgten stets für einander. Sie dachte, sie könne bei den Deutschen um Informationen über den Verbleib ihrer Familie bitten. Sie ging ins Zimmer der Oberschwester und zu den Ärzten Rose und Sutcliffe, um Rat einzuholen. Sie sagten ihr: ‚Was auch immer du tust, geh nicht zu den Deutschen, sprich nicht mit ihnen, du bringst dich sonst selbst in Gefahr!‘ Sie betrachtete sich als Deutsche, weil sie Österreicherin war, sie schenkte den Gerüchten, die im Umlauf waren, keinen Glauben; sie meinte, das sei nur feindliche Propaganda. Eines Tages lief sie nach der Arbeit zum deutschen Oberkommando in der Grange Lodge; sie war überaus erfreut, als sie wiederkam und erzählte der Oberschwester, dass die Deutschen sehr nett zu ihr gewesen seien und dass sie ihre Familie suchen würden. Nun, zu dieser Zeit ging das NS-Regime immer stärker gegen Juden vor, da fing das mit den Lagern an. Sie hatten auf Guernsey ein antijüdisches Gesetz erlassen. Wenige Wochen später erfuhr Therese, dass sie Guernsey verlassen sollte, um, wie sie meinte, nach Österreich zurückzukehren.» (Lily Mauger, nach dem Bericht ihrer Mutter, stellvertretende Oberschwester im Castel Hospital).

Die stellvertretende Oberschwester erinnert sich, dass Therese guter Dinge war, als sie die Insel verliess, da sie wirklich glaubte, sie würde ihre Familie wiedersehen. Reverend Ord dagegen berichtet in seinem Okkupationstagebuch, dass dem keineswegs so war: «Als ich das letzte Mal mit ihr sprach, sollte sie nach Frankreich gebracht werden. Sie war in Sorge und schien zu spüren, dass ihr eine *via dolorosa* bevorstand. Ich versuchte, sie soweit ich konnte zu beruhigen, aber was kann man da sagen oder tun?» Therese und Auguste trafen sich mit ihrer jüdischen Freundin Elisabet Duquemin, geborene Fink, die ebenso aus Wien geflüchtet war. Ihre Lage war nicht so prekär, weil sie einen Mann aus Guernsey geheiratet hatte, und daher bis auf Weiteres nicht befürchten musste, deportiert zu werden (die ganze Familie wurde 1943 weggebracht, überlebte aber das Lager). Sie konnte nichts für ihre Freundinnen tun. Sie erinnert sich an das Treffen, das einen Tag vor der Deportation von Therese und Auguste stattfand: «Sie

mussten sich am nächsten Morgen melden und sollten nach Frankreich gebracht werden, sie waren sehr verängstigt.» Ausserdem berichtete Sergeant Ernest Plevin,⁹¹ damals Polizist auf Guernsey: «Ich erinnere mich ziemlich gut, wie Therese ins Büro kam, wo ich ihr die Anweisungen der deutschen Militärbehörde übermittelte. Therese war sehr in Sorge, brach in Tränen aus und rief laut, dass ich sie nie wiedersehen würde. Damals war mir der Grund für ihren Gefühlsausbruch nicht klar. Aber kurze Zeit später habe ich erfahren, welche Gräueltaten die Deutschen verübten.» (*Guernsey Evening Press*. Major E. Parks. Akte über die Juden während der Besetzung).

Über Auguste Spitz ist nicht annähernd so viel bekannt. Wie Therese stammte auch sie aus Wien, wie Therese war sie 1937 nach Guernsey gekommen, um als Kindermädchen zu arbeiten. Auch sie wurde am 25. November 1940 als «feindlicher Ausländer» interniert. Auch ihr hatte man nach ihrer Freilassung eine Arbeit im Castel Hospital besorgen können. Die 41-jährige Auguste – oder «Gustie», wie man sie nannte – war sehr beliebt bei der Belegschaft: sie war humorvoll und stets zu einem Spass aufgelegt. Sie taufte die Katze, die als Haustier im Krankenhaus gehalten wurde, «Churchill», weil sie rundlich war, immer knurrte und beständig angriffslustig und kämpferisch war.

Am 20. April 1942 erhielt sie den Deportationsbefehl. Soviel man weiss, hatte sie keinen John Leale oder Edward Ogier, der sich für sie eingesetzt und gegen ihre Deportation protestiert hätte. Im Hafen von St. Peter Port stiess Auguste zu Therese Steiner und Marianne Grünfeld, bereit, die Reise nach dem europäischen Festland anzutreten. Therese behielt Recht. Es sollte der Anfang ihrer *via dolorosa* sein.

Marianne Grünfeld hatte sich, im Gegensatz zu Therese und Auguste, nicht als Jüdin registrieren lassen, wie es die erste Verordnung von 1940 verlangt hatte, obwohl sie sich im gleichen Monat meldete, um eine Kennkarte zu erhalten. Es sah danach aus, als könnte sie unentdeckt bleiben. Sie war zierlich, hatte rotblondes Haar und etwas Slawisches an sich; rein äusserlich entsprach sie nicht dem jüdischen Stereotyp. Sie war in der Zwischenzeit zudem der Familie von Edward Ogier auf der Duvaux Farm ans Herz gewachsen.

Marianne, 1912 in Polen geboren, war auf Umwegen nach Guernsey gekommen. Die heitere und immer vergnügte junge Frau stammte aus einer recht wohlhabenden deutsch-jüdischen Familie. 1937 ging sie nach England, wo sie sich an der University of Reading einschrieb, um Gartenbau zu studieren. Sie interessierte sich aber auch sehr für Tiere und arbeitete eine Zeit lang in einer Tierarztpraxis. Nachdem sie 1939 ihr Studium abgeschlossen hatte, erfuhr sie von einer Stellenausschreibung als Hilfskraft auf einem Bauernhof auf Guernsey. Die Hauptaufgabe bestand darin, sich um eine Herde Guernseyer Kühe zu kümmern (die den Kühen auf Jersey ähnlich sehen, nur schöner sind, wie ein Guernseyer sagen würde). Marianne bewarb sich und erhielt den Job. Im April 1940 kam sie auf Guernsey an, um auf dem Hof der Familie Ogier zu arbeiten und zu leben.

Im Frühling 1942 wurden die Deutschen auf sie aufmerksam. Sie wurde zur Nebenstelle (der Zweigstelle der Feldkommandantur auf Guernsey) in das Grange-Gebäude bestellt und zu ihrem «Judentum» befragt. Die Deutschen kamen zu dem Schluss, dass Marianne unter die Definition eines Juden fiel, die bereits am 14. November 1935 in der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz festgelegt worden war. Am 20. April 1942 erhielt sie einen Deportationsbefehl.

Edward Ogier wollte sie vor einer solchen Deportation bewahren.⁹² Der kluge, freundliche und, in diesem Fall, sehr verzweifelte Reverend Douglas Ord auf Guernsey schrieb am 18. April in sein Tagebuch: «Ein Freund [Ogier] hielt mich ausserhalb der Grange Lodge, der Zivil-Kommandantur, an, um seine ganze Wut und seinen Kummer loszuwerden. Er hatte sich für eine bei ihm angestellte junge Frau eingesetzt, die gerade so innerhalb der verbotenen Verwandtschaftsgrade jüdischer Abstammung ist und die deswegen abtransportiert werden soll. Die Beamten hörten sich seine Argumente an, sind aber machtlos und können nichts gegen dieses unmenschliche Dekret des NS-Frankensteins tun.»

Edwards vehementer Einsatz für Marianne war erfolglos. Daher musste auch sie zusammen mit Therese und Auguste am 21. April 1942 zum Hafen hinunter. Zu fragen ist nun, wie es kam, dass das Augenmerk der Deutschen auf Marianne fiel. Hatte sie jemand verraten?

Wenn ja, aus welchem Grund? Ein Gerücht besagt, dass Marianne in der Tat verraten worden war, aber nicht von einem NS-Sympathisanten oder einem Insulaner mit antisemitischer Einstellung, sondern von einer Person, deren Liebe Marianne nicht erwidert hatte. Schenkt man diesem Gerücht Glauben, war Folgendes geschehen:

Zwei weitere Frauen arbeiteten auf der Duvaux Farm, Mary Edwards aus London,⁹³ die nach den Hühnern sah, und die junge, zur Oberschicht gehörende Dorothy Susan Harvey. Ihr Vater, Sir Paul Harvey, war der berühmte Herausgeber des *Oxford Companion to English Literature*. Sie selbst war auch eine ziemlich bekannte Londoner Fotografin, die für Hochglanzmagazine wie *Picture Post* arbeitete, wo sie jedoch unter dem exotischen Namen Merlyn Severn auftrat. Selbst als der Kriegsausbruch 1939 immer wahrscheinlicher wurde, plante sie eine Fotoexpedition nach Java, aber eines Nachts, als sie am Fenster ihres Schlafzimmers stand, hörte sie in der Dunkelheit die Sirenen heulen: «Ich stand eine lange Minute verzaubert von diesem unheimlichen Gebrüll der Kriegsfurien. In dieser Minute änderte sich mein Leben. Als alles zu Ende war, wusste ich, dass das Schiff ohne mich Richtung Ostindien ablegen würde. Das Javaner Drama musste warten; hier zu Hause gab es ein anderes Drama, in dem ich eine kleine Rolle spielen sollte.»

Sie meldete sich freiwillig bei der *Womens Auxiliary Air Force* (WAAF) als Fliegerin. Aber welche Rolle sollte sie in diesen gefährlichen Kriegsjahren genau spielen? «Nach einer langen Busfahrt wurde ich vor einer Villa in gotischem Stil abgesetzt, die von trostlos aussehenden Bäumen umgeben war. Nachdem wir eine Verpflichtung zur Geheimhaltung unterschrieben hatten, die mir das Blut in den Adern gefrieren liess, wurden wir in die «besonderen Aufgaben» eingeweiht. Zu dieser Zeit vertraute ich selbst meinem Tagebuch nicht an, welche Verpflichtungen das waren, aber nun kann es niemandem schaden, wenn ich enthülle, dass mit ‚besonderen Aufgaben‘ ‚Radar‘ gemeint war.»

Im Kampf gegen die Deutschen bildete das Radargerät – seine Verwendung und Entwicklung – die Speerspitze innovativer Technologie. Es war unverzichtbar, wenn man herausfinden wollte, wie weit die Entwick-

lungen des Feindes vorangeschritten waren, wo sich seine Radareinrichtungen befanden, welcher Art sie waren und welche Wirkungskraft sie hatten.

Merlyn Severn wurde also in eine Technik eingeführt, die den Ausgang des Krieges entscheidend beeinflussen sollte. Aber plötzlich wurde sie aus unbekanntem Gründen von der WAAF suspendiert. Möglicherweise wurde sie krank und benötigte Ruhe, aber sicher wissen wir dies nicht. Wir wissen jedoch, dass Merlyn Severn dann nach Guernsey ging. Sie selbst sagt nicht, weswegen sie dort war, sondern schweigt sich darüber aus. Eine (ehemalige) WAAF-Offizierin mit besonderen Kenntnissen in der Radartechnologie, die zudem eine berühmte Fotografin war, befand sich nun also auf Guernsey, arbeitete zusammen mit Marianne Grünfeld auf dem Hof Ogiers – und die Deutschen standen vor der Tür: eine seltsame Konstellation. Im Gegensatz zu Marianne hatte Merlyn allerdings keinerlei Erfahrung oder Kenntnisse, die sie zu einer Tätigkeit auf dem Hof qualifiziert hätten. Man nimmt deswegen an, dass sie zur Spionage auf die Insel geschickt wurde, um Informationen über die Truppenstärke, die Lage der Befestigungen und insbesondere der Radareinrichtungen zu beschaffen – und was sonst für die Briten von Bedeutung sein könnte.

Die Geschichte geht spannend weiter: Merlyn soll homosexuell gewesen sein und Marianne den Hof gemacht haben. Diese wies die Annäherungsversuche jedoch schroff zurück. Und da selbst die Hölle nicht so wüten kann wie eine verschmähte Frau, eilte die Abgewiesene zu den Deutschen, um ihnen die Anwesenheit einer nicht deklarierten Jüdin auf der Duvaux Farm mitzuteilen. Das war ihre Rache.

Diese Geschichte ist ebenso grässlich wie unwahrscheinlich. Merlyn mag homosexuell und eine britische Spionin gewesen sein, aber es gibt nicht den geringsten Beweis dafür, dass sie Marianne aus Rache bei den Deutschen verriet. Wenn sie tatsächlich eine britische Agentin gewesen ist, ist es schier unvorstellbar, dass sie die Deutschen auf sich aufmerksam gemacht hätte, nur um ihnen von einer nicht registrierten jüdischen Frau zu berichten – egal, wie unglücklich verliebt sie war. Eine viel wahrscheinlichere Erklärung ist wohl die, dass Mariannes Name auf einer Liste mit für die Insel unverzichtbaren Ausländern, die das Kontrollkomitee am 29.

September 1941 an von Oettingen von der Feldkommandantur übergab, an prominenter Stelle erscheint. Marianne Grünfelds Name war bereits auf zwei anderen Listen aufgetaucht. Als Ausländerin hatte sie sich wenige Monate vor der Besetzung bei der Polizei von Guernsey melden müssen. Im August übermittelten die Inselbehörden diese Liste den Deutschen, auf der auch Mariannes Name stand. Zwei Monate später, als im Oktober 1940 die Insulaner aufgefordert wurden, sich zu melden, um eine Kennkarte zu erhalten, liess sich Marianne nochmals registrieren, jedoch nicht als Jüdin, wie sie es entsprechend der ersten Verordnung gegen Juden hätte tun sollen. Weder die Deutschen noch die Guernseyer Behörden wussten, dass sie Jüdin war. Das sollte sich ändern.

Ein Jahr später, am Montag, dem 22. September 1941, erhielt Victor Carey einen Brief von Fürst von Oettingen-Wallerstein (übrigens der gleiche von Oettingen, der oft mit Dame Sibyl zu Abend ass, wobei es gelegentlich Hummer gab: Aristokraten unter sich!), dem militärischen Befehlshaber der Feldkommandantur-Nebenstelle auf Guernsey. Er verlangte ein Verzeichnis folgender Personen: 1) Alle Ausländer, die Bürger folgender Nationen sind (es folgt eine Auflistung von 20 Ländern, einschliesslich Polen); 2) Alle Personen ohne Staatsangehörigkeit, die vorher Bürger eines der oben aufgelisteten Länder waren; 3) Alle Personen, die seit dem 1. Januar 1933 aus Deutschland ausgewandert sind; 4) Alle Tschechen, die seit dem 1. Januar 1938 aus der Tschechoslowakei ausgewandert sind; 5) Alle Juden.

Inspector Sculpher benötigte fünf Tage, um diese Liste anzufertigen. Er übergab sie dem Bailiff am Samstag, dem 27. September. Die bis *dato* bekannten Juden waren in der entsprechenden Rubrik aufgeführt. Die noch unbekannte Jüdin Marianne war dort nicht aufgelistet; allerdings stand ihr Name als einziger in der Rubrik «polnische Staatsbürger».

Am Mittwoch, den 30. Oktober, verlangte von Oettingen eine Liste der Personen «in Schlüsselstellungen», die in den vorherigen Ausländerlisten aufgetaucht waren. Damit meinte er Personen, deren Tätigkeiten für den reibungslosen Ablauf des Inselalltags entscheidend waren. Auf dieser neuen Liste war auch Therese Steiner verzeichnet, da sie in ihrer Funktion

als Krankenschwester unabdingbar war, wohingegen Auguste Spitz nicht gelistet war, da ihre Arbeit als einfache Angestellte nicht für «unabdingbar» oder «wesentlich» befunden wurde. Unter den elf Namen befand sich auch der von Marianne Grünfeld. Erneut war ihr Name der Einzige, der im Abschnitt «polnische Staatsangehörige» erschien. Allein auf weiter Flur, musste der Name «Grünfeld» ins Auge stechen. «Grünfeld» ist von jedem flüchtigen Betrachter als jüdischer Name auszumachen. Man kann sich demnach vorstellen, dass er den Adleraugen eines deutschen Offiziers, dessen Mission die Vernichtung der Juden war, nicht entgehen konnte. Wahrscheinlich identifizierten die Deutschen sie auf diese Weise. Infolgedessen wurde sie in die Nebenstelle einbestellt, wo sie verhört und schliesslich als Jüdin klassifiziert wurde; auch wenn sie sich, laut Douglas Ord, nur knapp innerhalb des verbotenen Grads jüdischer Abstammung befand. Keine Liebhaberin, sondern eine Liste. Prosaisch, aber doch tödlich.

Von Guernsey aus wurden die Frauen nach Laval gebracht, wo sie im Département Mayenne als Jüdinnen registriert wurden. Hier setzte man ihre Namen nochmals auf eine Liste, diesmal gemäss der achten Verordnung gegen Juden, die zum Tragen eines gelben Sternes verpflichtete. Dann liess man sie zwei Monate lang in Ruhe. In dieser Zeit fanden sie eine Unterkunft. Therese arbeitete erneut als Krankenschwester. Marianne wurde als Dolmetscherin angestellt. Es ist nicht bekannt, was Auguste in dieser Zeit machte, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Am 15. Juli 1942 wurden Therese und Auguste verhaftet. Auch Marianne wurde am nächsten Tag in Gewahrsam genommen.

Am 20. Juli 1942 wurden Therese, Auguste, Marianne und mit ihnen 82 weitere Juden in einen Viehtransporter – Konvoi Nr. 8 – gepfercht. Nach drei Tagen erreichten sie Auschwitz-Birkenau. Da die drei Frauen jung und gesund waren, konnten sie arbeiten. Es ist anzunehmen, dass sie den üblichen ersten Selektionsprozess überlebten. Aber keine von ihnen überlebte den Krieg. Nur vierzehn Menschen des Konvois Nr. 8 erlebten das Ende des Krieges, und sie waren alle Männer. Therese, Auguste und Marianne wurden von den Verbrennungsöfen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau verschlungen. Sie gehörten zu den ersten unter den

Tausenden von Juden Westeuropas, die in Vernichtungslager gebracht wurden und der sogenannten Endlösung zum Opfer fielen.

Bis Februar 1943 wurden dann keine weiteren Menschen aufgrund ihrer jüdischen Abstammung von den Inseln abtransportiert. Die dann folgende Deportationswelle resultierte aus Hitlers Verärgerung über die britischen Kommandounternehmen auf Sark. Wie wir in einem vorangehenden Kapitel gesehen haben, waren bei der Operation *Basalt* zwei deutsche Soldaten getötet worden, obwohl sie an den Händen gefesselt waren. Ambrose Sherwill hatte vorhergesehen, dass diese Angriffe nur Ärger und Unheil für die Zivilbevölkerung auf den Inseln zur Folge haben würden. Nun hatte man den Ärger: Der erzürnte «Führer» ordnete eine umfassende Deportation an, die Inselbewohner aus den unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft betraf. Dazu gehörten Freimaurer, Kommunisten, politische Unruhestifter, religiöse Anführer und, unausweichlich, Juden. Schliesslich wurden am 12. und 13. Februar 1943 202 Personen deportiert; neun davon waren Juden oder entstammten einer Familie mit jüdischen Angehörigen. So wurde beispielsweise Henry Duquemin deportiert, weil er mit einer Jüdin, Elisabet Duquemin, verheiratet war; noch furchtbarer war, dass auch ihre gemeinsame anderthalbjährige Tochter Janet Duquemin abtransportiert wurde, eben weil sie das Kind einer österreichischen Jüdin war. Während sich die Familie von Esther Pauline Lloyd – ihr kranker Ehemann und die beiden Kinder – nicht auf der Deportationsliste befanden, war sie dort verzeichnet.

Im Gegensatz zu Therese, Auguste und Marianne wurden diese Juden und alle anderen, die deportiert werden sollten, zunächst nicht in Vernichtungslager, sondern lediglich in die Internierungslager Laufen und Compiègne gebracht. Späterhin kamen alle Bewohner der Kanalinseln, die inhaftiert worden waren, in das Lager Biberach.

Esther Pauline Lloyd durchlitt eine schlimme Zeit. John Max Finkelsstein, der pensionierte ägyptische Regierungsbeamte, eine noch viel schlimmere. Er war ein rumänischer Jude und hatte sich als solcher im Oktober 1940 auf Jersey registrieren lassen. Er schaffte es nicht bis Biberach, sondern endete im gefürchteten Konzentrationslager Buchenwald, mit dem Spruch: «Jedem das Seine» über dem Haupttor. Hier mussten die Gefange-

nen so hart und so lange arbeiten, dass sie an Erschöpfung starben, man liess sie verhungern, schlug, kreuzigte, erschoss sie und unterzog sie abscheulichen «medizinischen» Experimenten. Dieser Ort war so weit weg von den Kanalinseln wie die Hölle vom Himmel.

Man nimmt an, dass dort zwischen 1939 und 1945 56'545 Menschen gestorben sind. Erstaunlicherweise überlebte der 63-jährige John Finkelstein nicht nur die ersten zwei Jahre im KZ Buchenwald, sondern auch den Gewaltmarsch nach Theresienstadt, als die Deutschen im April 1945 das Lager räumten. Er war aber dermassen ausgezehrt, dass er nach der Befreiung nicht gleich nach Jersey zurückkehren konnte. Er benötigte fast fünf Monate, um so weit zu genesen, dass er die Heimreise antreten konnte. Schliesslich schaffte er es, Anfang 1946 nach Hause zurückzukehren.

Aber seine Sorgen waren nicht vorüber. Er hatte kein Geld, keine Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Während der gesamten Besatzungszeit hatte er die Rente, die ihm als ehemaligem Beamten von der ägyptischen Regierung zustand, nicht erhalten. Mit Hilfe von Edward Le Quesne, dem Leiter des Komitees für öffentliche Bauprojekte, fragte er bei der britischen Regierung an, ob sie ihm helfen könne, das Geld von der ägyptischen Regierung zu erhalten. Er bekam schliesslich sein Geld, aber erst nachdem das britische Aussenministerium dem britischen Botschafter in Ägypten bestätigt hatte, dass John Max Finkelstein nur formal als Feind galt: Zwar war er Rumäne und hatte sich auf feindlichem Territorium aufgehalten, aber als Gefangener. Trotz aller Strapazen, die er durchmachen musste, schaffte er es, sich wieder auf Jersey niederzulassen und seinen Ruhestand zu geniessen. 1972 starb er 90-jährig.

Unterdessen legte Esther Pauline Lloyd gegen ihre Inhaftierung in Biberach Einspruch ein. 1943 schrieb sie in ihr Tagebuch: «Ich werde nie wieder ehrlich sein. Hätte ich mich nicht gemeldet, so wäre das nicht geschehen.» Esther hatte Erfolg mit ihrem Einspruch und konnte im April 1944 nach Jersey zurückkehren. In ihrem Haus in St. Brelade angekommen, schrieb sie einen Beschwerdebrief an Alexander Coutanche, in dem es unter anderem hiess:

«Ich ging alleine [nach Biberach] und liess zwei Kleinkinder und meinen Ehemann zurück, der fast den ganzen Winter über krank war und der jetzt noch bei Weitem nicht genesen ist. Mein Haus ist heruntergekommen, ausserdem habe ich all meine persönlichen Dinge verloren. Ich musste Geld für Winterkleidung ausgeben; das ist ziemlich hart, denn mein Mann hat auf Anordnung der deutschen Amtsgewalt im Januar sein Geschäft schliessen müssen.

Als damals [1940] eine die Juden betreffende Verordnung erlassen wurde, habe ich mich bei der Ausländerbehörde gemeldet; ich gab an, dass lediglich meine Grossmutter jüdisch gewesen sei. Ich dachte zu dieser Zeit, ich sei betroffen; wenn aber die Tatsachen über meinen Fall den deutschen Behörden vollständig dargelegt worden wären, wäre es nicht in Frage gekommen, mich wegzuschicken. Ich möchte wissen, warum diese Tatsachen unterdrückt worden sind.»

Clifford Orange schrieb am 23. September 1944 an den Bailiff und verteidigte sein Verhalten im Falle Esthers; er war der Meinung, die Schuld liege bei ihr: «Jede Person, die sich meldete, erfuhr von mir, dass die Entscheidung für oder gegen die Registrierung ganz bei ihr selbst liege und dies habe ich auch Mrs. Lloyd gesagt. Ich würde gerne noch hinzufügen, dass ich von der beabsichtigten Deportation Mrs. Lloyds und der anderen als Juden gemeldeten Personen im Jahr 1943 erst erfahren habe, als sie bereits stattgefunden hatte.» Jedoch konnte sich weder Esther Lloyd daran erinnern, dass ihr eine solche Wahl gelassen worden war, als sie in der Ausländerbehörde Clifford Orange gegenüber sass, noch erinnerte sich irgendeine andere vermeintlich jüdische Person daran, in dieser Situation ein solches Angebot erhalten zu haben.

Frederick Cohen hat in seinem Standardwerk *The Jews in the Channel Islands 1940-1945* diesen Fall als ein Beispiel von «übermässiger Einbeziehung» (*over-inclusiveness*) seitens des Leiters der Ausländerbehörde bei seiner Identifizierung von Juden bezeichnet. Er neigte dazu, Leute eher in die Liste aufzunehmen, anstatt sie wegzulassen, und brachte es fertig, in die Listen vom Oktober 1940 Leute aufzunehmen, die, bei etwas verständnisvollerer Auslegung der Fakten, klar ausserhalb der Definition eines Juden gelegen hätten. In der ersten Verordnung von 1940 heisst es, dass jene

als «Juden gelten, die der jüdischen Religion angehören oder angehörten, oder die mindestens zwei jüdische Grosseltern haben. Die Grosseltern werden als Juden betrachtet, wenn sie der jüdischen Religion angehören oder angehörten.»

Bei mindestens drei von zwölf Personen, die auf Clifford Oranges Liste von Oktober 1940 als Juden kategorisiert worden waren, war es demnach zweifelhaft, ob sie überhaupt in das im ersten Artikel der Verordnung festgelegte Klassifizierungsraster für Juden fielen. Er merkte unterhalb von Hedwig (oder Hedy) Bercus Anmeldung an: «Miss Hedy Bereu gab an, dass sie ein uneheliches Kind sei. Sie habe nie erfahren, wer ihr Vater war. Ihre Mutter habe später einen rumänischen Juden geheiratet; ihre Mutter sei ursprünglich Protestantin gewesen, habe dann aber den Glauben ihres Mannes angenommen.»

Orange standen keinerlei Dokumente zur Verfügung, die ihm über Bercus Vorfahren hätten Auskunft geben können. Daher konnte er niemals mit eindeutiger Gewissheit feststellen, ob Bereu tatsächlich zwei Grosseltern hatte, die laut der Verordnung erforderlich waren, um sie als Jüdin einzustufen. Und doch setzte Orange sie auf die Liste. Bei der Anmeldung von John Jacobs, der selbst angab, Christ zu sein, fügte Orange hinzu: «Mr. Jacobs ist unsicher, ob er jüdischer Herkunft ist; er glaubt, sein Vater sei Jude gewesen – er weiss nichts über seine Grosseltern.» Was so viel heisst wie: Es ist unbekannt, ob die Vorfahren jüdisch waren. Obwohl kein Beweis vorlag, um John Jacobs entsprechend der ersten Verordnung als Juden zu klassifizieren, setzte Orange auch ihn auf die Liste.

Bei Nathan Davidson, der sich selbst als Christ bezeichnete, notierte Orange: «Mr. Davidson hat erklärt, dass er immer der christlichen Gemeinde angehört habe und dass sei auch bei seinem Vater, so viel er wisse, immer der Fall gewesen. Er glaubt, dass ein Grosselternanteil womöglich jüdisch gewesen sei, weiss aber nichts über die anderen.» Ein Grosselternanteil ist aber nicht gleich zwei. Daher war Davidson nach der in der ersten Verordnung festgelegte Definition kein Jude. Trotzdem setzte Orange auch ihn auf die Liste.

Aus welchen Gründen auch immer, Clifford Orange neigte dazu, gefährdete Personen im Zweifelsfall als Juden einzustufen. Hätte er die Ju-

den schützen wollen, so hätte er sie von der Liste entfernen müssen, anstatt dermassen bürokratisch-penibel bestrebt zu sein, sie zu verzeichnen. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass sich Orange auch nur im Geringsten bewusst war, welcher Gefahr er jene Personen aussetzte, mit denen er im Rahmen seiner Tätigkeit als Leiter der Ausländerbehörde zu tun hatte – oder dass er die Bedrohung der Juden unter deutscher Herrschaft erkannt hätte, obwohl doch offensichtlich war, wie Juden in Deutschland und in allen von den Deutschen besetzten Territorien behandelt wurden. Er sah nicht, dass man jüdischen Mitbürgern keinen Gefallen tat, wenn man sie in ein speziell für Juden erstelltes Register aufnahm, sondern damit genau das Gegenteil erreichte.

Clifford Orange war auch darin sehr eifrig, Juden, die auf Jersey geschäftlich tätig waren, aufzuspüren: Es gelang ihm, mindestens zwei Männer als Juden zu «entlarven», die sich im Oktober 1940 nicht als solche hatten registrieren lassen. Oranges hartnäckige Suche nach Juden veranlasste David Fraser, ihn in seiner Studie *The Jews of the Channel Islands and the Rule of Law* nicht nur als einen «gewissenhaften und loyalen Vollstrecker antisemitischer Gesetze» zu bezeichnen, der als «guter Bürokrat» seine Arbeit erledigte, sondern selbst als Antisemiten. Doch ist es wahrscheinlicher, dass Orange sich selbst nur als gewissenhaften Beamten sah, der lediglich seiner Pflicht entsprechend handelte und die im Royal Court verabschiedeten und daher durch die höchste Amtsgewalt der States legitimierte Verfügungen buchstabengetreu umsetzte.

Trotz allem scheint er später eingesehen zu haben, was er getan hatte. Immerhin hörte er auf, derartige Listen zu erstellen, als er erkannte, wofür die Deutschen diese benötigten. Als Clifford Orange nach dem Krieg von Offizieren des MI6 befragt wurde, erklärte er: «Ab September 1942, als offensichtlich wurde, zu welchem Zweck diese schon vor längerer Zeit angeforderten Listen verwendet werden sollten, weigerte ich mich, weitere Listen für die deutschen Behörden bereitzustellen.» Diese Erkenntnis kam zu spät und nützte wenig: Die Amtsträger der Inseln mussten wegen ihres Umgangs mit der Angelegenheit der jüdischen Einwohner harsche Kritik einstecken. Ein Bericht des Geheimdienstes von August 1945 teilt mit: «Als die antijüdischen Bestimmungen der Deutschen in Kraft treten soll-

ten, hat kein einziger Beamter auf Guernsey dagegen protestiert, vielmehr war man bemüht, den Deutschen Hilfe zu leisten. Auf Jersey dagegen scheinen die States und der Bailiff Alexander Moncrieff Coutanche nicht dermassen kooperativ gewesen zu sein, wie man es auf Guernsey war, aber auch hier liess das Verhalten einiges zu wünschen übrig.»

Es ist tatsächlich unstrittig, dass in den Royal Courts von Guernsey und Jersey kein ernst zu nehmender Protest gegen die antijüdischen Verordnungen erhoben wurde. Auch wurde, wie es scheint, ausser in zwei oder vielleicht drei Fällen in keinem der beiden Bailiwicks der Versuch gemacht, die Umsetzung dieser Verordnungen zu verhindern oder wenigstens ihre Auswirkungen abzuschwächen.

Es heisst, Sir Abraham Laine, ein Mitglied des Kontrollkomitees auf Guernsey, habe sich gegen die Verabschiedung einer dieser Verordnungen gewehrt. Der einzige Beleg für diesen Widerspruch findet sich in Ambrose Sherwills Autobiografie *A Fair and Honest Book*:

«Ich las das ‚VOBIF‘ [offizielles deutsches Amts- und Verordnungsblatt der besetzten Gebiete], das in erster Linie die in Frankreich erlassenen Verordnungen erfasste, darunter das den Juden vorgeschriebene Tragen des gelben Davidsterns. Ich war empört und sah vor meinem geistigen Auge, wie Juden auf den Strassen – nicht auf Guernsey⁹⁴ – verhöhnt, mit Dreck beworfen und allgemein schikaniert wurden. Aber ich konnte nicht ahnen, welche entsetzlichen Gräueltaten das NS-Regime gegen sie verüben sollte.

Trotzdem schäme ich mich immer noch dafür, dass ich nichts getan habe. Ein grundlegendes Prinzip stand auf dem Spiel, auch wenn keine Person auf Guernsey tatsächlich betroffen war. Die Ehre, seine Zustimmung verweigert zu haben, gebührt Sir Abraham Laine KCIE (*Knight Commander of the Indian Empire*), der, als er in seiner Funktion als Minister aufgefordert wurde, für die Massnahme zu stimmen, öffentlich und kategorisch seine Zustimmung verweigerte und seine Einwände gegen die Verordnung äusserte. Er ist mittlerweile von uns gegangen, aber sein mutiges Handeln wird nicht vergessen werden. Als ich dort sass und ihm zuhörte, begriff ich, wie recht er hatte.»

Das Sitzungsprotokoll der Versammlung, in der die achte Verordnung

verabschiedet wurde, gibt keinerlei Hinweis auf die von Richter Lainé erhobenen Einwände. Das Protokoll verzeichnet keinen Widerspruch der Anwesenden. Es ist dort auch nicht verzeichnet, dass die Verordnung durch Stimmenmehrheit angenommen wurde. Doch waren diese Zusammenkünfte der Richter auf Guernsey, bei denen die Deutschen ihre Verordnungen einbrachten, formelle Angelegenheiten und konnten gar nicht formeller sein, immerhin musste eine Vollversammlung des Royal Court einberufen werden. Daher wäre es, vorsichtig ausgedrückt, merkwürdig, wenn das Protokoll Teile der Sitzung ausgelassen haben sollte.

Ein etwas später von Bailiff Alexander Coutanche selbst erhobener Einwand gegen die antijüdische Gesetzgebung ist besser dokumentiert. Er betraf das den Juden durch die achte Verordnung aufgezwungene Tragen des Davidsterns. Auf Guernsey trat dieses Gesetz in Kraft, auf Jersey jedoch nicht, eben weil der Bailiff und sein Attorney General, Duret Aubin, unmittelbar intervenierten. Sie «besuchten Dr. Casper [...] und wiesen ihn daraufhin, dass diese Verordnung weder erlassen noch vollstreckt werden sollte».

Wir wissen nicht, warum genau Coutanche in dieser Spätphase der antijüdischen Massnahmen und insbesondere gegen diese Verordnung Widerspruch einlegte, während er das bei den vorangehenden Massnahmen nicht getan hatte. Man kann aber annehmen, dass die Vorstellung, wie Juden dazu gezwungen werden, einen gelben Davidstern zu tragen, ihn mit Abscheu erfüllte, ähnlich wie im Falle Abraham Laines.

Diese Intervention des Bailiffs ist der einzige belegte Einwand gegen antijüdische Massnahmen im Bailiwick von Jersey. Sie war erfolgreich. Die achte Verordnung wurde niemals in die Gesetzesordnung Jerseys aufgenommen. Der gelbe Stern war auf der Insel nicht zu sehen – auch nicht auf Guernsey, wo die Verordnung allerdings in Kraft trat. Das lag an einem Versorgungsengpass gelber Sterne aus Frankreich – und «im Übrigen», wie der Zivilvorstand der Inseln Dr. Casper in einem Brief an das Hauptquartier in Paris bemerkte, sei «die Angelegenheit überholt, da der Abtransport der Juden in Aussicht steht». Die Güterwagen rollten tatsächlich schon durch ganz Europa.

Nachkriegsängste

Kein Aspekt der Okkupation hat in den letzten Jahren dermassen leidenschaftliche und hitzige Diskussionen hervorgerufen, wie der Umgang der Inselbehörden mit den Juden. Es gibt heftige Debatten zwischen den zwei Gegenseiten: Madeleine Bunting und David Fraser, einerseits, beschuldigen die Regierungen von Guernsey und Jersey, ihre Pflichten gegenüber einer rechtswidrig unterdrückten Minorität vernachlässigt zu haben; Fraser geht so weit, den Inselregierungen Antisemitismus vorzuwerfen. Erzürnte Inselbewohner wie Bob Le Sueur, andererseits, weisen derartige Anschuldigen zurück, mit der Begründung, dass die Amtsträger unter diesen Umständen nicht mehr für die Juden hätten tun können, als sie taten – und diese Umstände waren äusserst schwierige, es gab kaum Spielraum und die Aussicht auf Erfolg war gering. Sie konnten nicht handeln, wie sie es sich gewünscht hätten. Sie konnten nur tun, wozu sie angewiesen wurden.

Über Steiner, Spitz und Grünfeld schreibt Madeleine Bunting: Die «Insulaner verteidigen sich und behaupten, dass keiner gewusst hätte, was mit den Juden in Europa geschah. Vielleicht konnten sie vom Grauen des Holocausts nichts wissen, aber sie wussten, dass Juden in grosser Gefahr waren [...]. Die Wahrheit ist, dass keinem Beamten, weder auf Guernsey noch auf Jersey, das Wohlergehen der wenigen Juden wichtig genug war, um dafür die guten Beziehungen zu den Deutschen zu gefährden.» Sie hat noch vernichtendere Worte: «Eine Mischung aus Ignoranz, Gleichgültigkeit und Antisemitismus» habe dazu beigetragen, «dass diese britischen Beamten in der Tragödie des Holocaust» mitgewirkt hätten.

Diese Amtspersonen machten keinen ernstzunehmenden Versuch, die Einführungen antijüdischer NS-Verordnungen zu verhindern. Wenn wir die Schwab-Malherbe-Affäre dazurechnen, erhoben die Inselregierungen in insgesamt drei Fällen gegen den von der deutschen Besatzungsmacht praktizierten Umgang mit jüdischen Inselbewohnern Widerspruch. Die Beamten auf den Inseln – wie Alexander Coutanche, Ambrose Sherwill, Duret Aubin, Victor Carey, John Leale, sogar Clifford Orange und William Sculpher – hätten doch wissen müssen, so wird argumentiert, dass die

jüdischen Bewohner eine besonders gefährdete Minderheit waren. Trotzdem wurden keine Anstrengungen unternommen, um ihnen zu helfen. Weder wurde aus Prinzip gegen die Einführung antijüdischer Massregelungen protestiert, noch hat man versucht, die Gesetze so anzuwenden, dass die jüdischen Bewohner von ihren Auswirkungen verschont bleiben würden. Beispielsweise wurden zwölf Einwohner Jerseys bei Clifford Orange wegen ihrer Klassifizierung als «Jude» oder «nicht Jude» vorstellig: «Ohne Zweifel hätte eine etwas wohlgesinntere Auslegung der in der ersten Verordnung verankerten Definition [des Jüdischseins] die Ausschliessung einiger Personen zur Folge gehabt, die anschliessend als Juden registriert wurden.» Hätte man diese Menschen nicht als Juden klassifiziert, so wären all das Leid und das Elend, so wären Wahnsinn, Meineid und Tod, die Teil der jüdischen Erfahrung der Inseln während der Okkupation waren, zu vermeiden gewesen.

Die Inselregierungen waren implizit Teil des Prozesses, Juden zu Nicht-Personen ohne rechtliche Ansprüche zu machen. Für die Belange der Ausländer Steiner, Spitz und Grünfeld hielten sich die Behörden auf Guernsey nicht für zuständig. Für die Wünsche der deutschen Herren allerdings schon: Carey, Leale, Sculpher, Coutanche und Orange halfen den Deutschen tatkräftig, indem sie über Identität und Aufenthaltsort der Juden Auskunft gaben. Diese Informationen machten es erst möglich, dass sie verhaftet und deportiert wurden und – in einem bestimmten Fall – in Auschwitz zu Tode kamen. Anders ausgedrückt: Die Zivilbehörden der Inseln wirkten, wenn auch nur in geringem Masse, als willige Helfer bei der Vernichtung der Juden durch das NS-Regime mit.

Das ist der Vorwurf gegen die Inselbehörden, der heute noch die Gemüter erhitzt. Unter dem Titel «Unser Anteil am Holocaust» erschien am 24. Januar 2004 ein Artikel von Madeleine Bunting im *Guardian*. Dort sagt sie Folgendes über die Arbeit der Inselbeamten: «Das Ausmass detailbesessener Kleinarbeit der Inselverwaltung erinnert an Hannah Arendts ‚Banalität des Bösen‘. Genau diese unbedeutenden Handlungen, ausgeführt von tausenden Polizisten und Lokalverwaltungen überall in Europa hatten derartige schreckliche Konsequenzen.

Die Erfahrung der Kanalinseln ist deshalb so bedeutend, weil sie der selbstzufriedenen britischen Annahme nationaler Immunität gegen diese Kombination amoralischer Bürokratie und Antisemitismus widerspricht.»

IX.

Die Festung Alderney

Die Insel Alderney liegt nordöstlich der Hauptinseln und näher an der französischen Küste als an Guernsey. Die besorgten Inselbewohner hörten Gewehrfeuer und die Explosionen der Bomben. Sie sahen, wie auf der Halbinsel Cherbourg die Feuer aufloderten und die Rauchsäulen in den heissen Sommerhimmel des Juni 1940 aufstiegen. Die Deutschen waren auf dem Vormarsch! Die Menschen auf Alderney brauchten keine zweite Aufforderung: Sie liessen alles stehen und liegen, um so schnell, wie die Boote sie trugen, nach England zu flüchten. Nur eine Handvoll von ihnen blieb zurück. Sie empfingen die deutschen Invasoren am 2. Juli 1940, als diese Alderney einnahmen – einen Tag nachdem sie die übrigen Kanalinseln okkupiert hatten. Die Deutschen hatten es aber nicht auf Alderney abgesehen. Sie waren der Ansicht, sie könnten innerhalb weniger Wochen Grossbritannien überrollen und erobern. Hermann Görings Luftwaffe würde die RAF vom Himmel schiessen, um anschliessend ohne Gegenwehr die grossen britischen Städte zu bombardieren. Die Briten wären gezwungen, sich den einmarschierenden deutschen Streitkräften zu unterwerfen. Es war alles so einfach und scheinbar unvermeidlich.

Für die Durchführung dieser Operation, die den Namen *Seelöwe* trug, spielte Alderney kaum eine strategische Rolle. Daher war die Stärke der an diesem heissen Sommertag im Juli 1940 dort landenden Truppen sehr gering. Lediglich 80 Deutsche kamen auf die Insel. Ihr Befehlshaber war Unteroffizier Schmidt, der dann auch die Funktion des Inselkommandanten auf Alderney übernahm. Einen aristokratischen General benötigte man

für diese kleine Insel nicht. Auch bedurfte diese symbolische Besetzung keiner grösseren Planung. Zunächst war das Interesse der Deutschen an Alderney eher landwirtschaftlicher denn militärischer Art. Da innerhalb weniger Wochen nach der Besetzung der grösseren Inseln Guernsey und Jersey ernsthafte Nahrungsknappheit drohte, entschlossen sich die Deutschen, auf der entvölkerten Insel Nahrungsmittel zur Versorgung Guernseys anzubauen. Dies war allerdings, was die Deutschen anging, nur ein kurzfristiges Vorhaben. Der Krieg würde sowieso bald zu Ende sein. Die Inseln würden für alle Zeiten unter deutscher Herrschaft bleiben und wahrscheinlich als Kurort für Deutsche dienen, die sich die Erholung verdient hatten. Dann würde es auch an nichts mangeln. Auf den Inseln, umweht von der leichten Brise des Ärmelkanals, würde Milch und Honig fließen – «Kraft durch Freude» auf vormals britischem Territorium. Doch die Zeiten änderten sich. Der Krieg veränderte sich.

Die Briten konnten Gott dafür danken, dass ein deutsches Flugzeug irrtümlich seine Bomben auf Londons West End abwarf, anstatt auf das «legitime» militärische Ziel, die Hafenanlagen und das East End. Diese Aktion der Deutschen machte Churchill dermassen wütend, dass er die Bombardierung Berlins anordnete. Ein Befehl, der wiederum den leicht erregbaren «Führer» reizte. Hitler hatte geschworen, dass in diesem Krieg keine deutsche Stadt bombardiert werden würde. Dem hatte Göring beigegeben.⁹⁵ Voller Wut über die von der RAF gestarteten Angriffe verlangte Hitler von der Luftwaffe, das RAF Fighter Command und seine Flughäfen links liegen zu lassen und sich stattdessen auf die Städte Grossbritanniens, insbesondere London, zu konzentrieren. Der Zeitpunkt für diese Anordnung hätte – aus deutscher Sicht – kaum schlechter gewählt sein können, war doch die Luftwaffe kurz davor, die RAF zu besiegen. Als sie ihre Feuerkraft von der RAF abwandte und stattdessen auf London zuhielt, gab sie dem Fighter Command die in diesem Dauereinsatz dringend benötigte Ruhepause. Die Auszeit kam wie gerufen, um Reparaturen durchzuführen und sich im Kampf gegen den mächtigen Feind neu aufzustellen.

Nachdem die Briten die Luftschlacht um England gewonnen hatten, war schnell klar, dass Churchill sich nicht auf Friedensverhandlungen ein-

lassen würde. Grossbritannien würde bis zum Ende ausharren und dabei hoffen, dass die Amerikaner ihm – lieber heute als morgen – im Kampf gegen die Deutschen beistehen würden. Hitler war verblüfft über diesen Rückschlag. Er wollte den «echten Krieg» im Osten beginnen. Nun standen die Briten dem «Führer» bei seiner göttlichen Mission im Weg, die Juden des Kommunistenstaats Russland zu vernichten – und das zum Wohle der Menschheit, gewiss aber zu dem des Deutschtums. Keineswegs konnte er abwarten, bis der Krieg im Westen gewonnen war. Auf jeden Fall wollte er an der Ostfront einen Krieg führen und gegen Stalin aufmarschieren. Man riet ihm ab, an zwei Fronten Krieg zu führen. Jeder bedeutende militärische Vorgänger in der deutschen Geschichte – speziell im Ersten Weltkrieg – hatte sich gegen eine solche Kriegsführung ausgesprochen. Hitler aber, der beinahe bis zum Wahnsinn begeistert war von seiner Blitzkrieg-Strategie und dessen Geheimdienst zudem die Stärke der russischen Truppen grob unterschätzte, glaubte, dem Westen vorerst den Rücken kehren zu können, um einen Blitzkrieg gegen die Russen zu gewinnen und sich dann erneut den Briten zuzuwenden. Natürlich bedurfte es in diesem Fall einiger Sicherheitsvorkehrungen zur Sicherung der Westfront, um einen Einfall des Feindes zu verhindern.

Im Rahmen dieser Strategie spielte Alderney eine wichtige Rolle. Der Bau von Verteidigungsanlagen begann dort sehr früh und erreichte seinen Höhepunkt mit der Errichtung des Atlantikwalls. Wie gesehen überzeugten die britischen Nadelstichangriffe auf die Inseln Hitler, dass die Briten, wenn sie zuschlugen, zuallererst die Kanalinseln angreifen würden – sowohl aus Gründen der Propaganda als auch aufgrund von strategischen Vorteilen. Das durfte nicht geschehen.

Bereits im April 1941 wurde damit begonnen, Unterkünfte für die Soldaten zu schaffen, die auf der Insel stationiert werden sollten. Den kleinen Hafen Braye musste man erst für die Einfuhr von Arbeitskräften und Baumaterial, die für den Ausbau der Befestigungsanlagen notwendig waren, tauglich machen.

Am 20. Oktober 1941 erliess Hitler seine berühmte Direktive zur «Befestigung und Verteidigung der englischen Kanalinseln»:⁹⁶ «*Englische Unternehmungen* gegen das von uns besetzte Westgebiet sind in grösserem

Ausmass nach wie vor unwahrscheinlich. Dagegen muss unter dem Druck der Ostlage und aus politischen und propagandistischen Gründen jederzeit mit englischen Einzelunternehmungen, insbesondere mit dem Versuch des Engländers gerechnet werden, seine für unseren Geleitschutzverkehr wichtigen Kanalinseln wieder in Besitz zu nehmen.»

Die «dauerhafte Befestigung der Kanalinseln, um sie zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen», sei «mit Nachdruck zu betreiben». Sofort kamen die Dinge ins Rollen. An Weihnachten 1941 waren bereits 3'000 Deutsche – Armee, Marine und Luftwaffe – auf Alderney. Ausserdem hatte die Insel nun einen neuen Kommandanten: keinen Unteroffizier mehr, sondern Oberstleutnant Gleden. Schliesslich fiel Major Hoffmann die Aufgabe zu, aus Hitlers Wunsch Wirklichkeit zu machen. Die Zeit war reif, ernsthaft mit dem Ausbau der Festung Alderney zu beginnen.

Man benötigte für den Bau solch gewaltiger Befestigungsanlagen eine ungeheure Menge an Arbeitskräften. Wie immer bei derartigen Unternehmungen wurde die Organisation Todt (OT) hinzugezogen, die wie bei der Errichtung des Atlantikwalls diese Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Sie kamen zu Hunderten, wenn nicht Tausenden – hauptsächlich aus Osteuropa. Russen, Ukrainer und Polen, denen sich «Freiwillige» aus Frankreich und Spanien anschlossen. Ein nicht geringes Kontingent kam aus Deutschland.

Wie Major «Bunny» Pantcheff,⁹⁷ der eine gründliche Untersuchung der Besetzung Alderneys leitete, anmerkt: «Mit Ausnahme der Juden und einiger Zivilgefangener waren die Fremdarbeiter, die im Oktober 1943 ankamen, theoretisch Freiwillige. Einigen Russen zum Beispiel gab man die Möglichkeit, freiwillig bei der landwirtschaftlichen Arbeit in Frankreich mitzuwirken. Die spanischen Republikaner, die aus Francos Spanien nach Frankreich geflohen waren, hatten die Wahl, auf militärischen Baustellen zu arbeiten oder in die Heimat zurückzukehren. Der Grad des Zwangs bei der Rekrutierung variierte, aber in Anbetracht ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen mag es gerechtfertigt sein, dass sie sich selbst als Zwangsarbeiter bezeichnen.»

Diese «Freiwilligen» wurden in vier Lager gebracht, die nach den deut-

schen Nordseeinseln benannt waren: Helgoland, Borkum, Norderney und Sylt. Im Lager Borkum fand man die günstigsten Arbeits- und Lebensbedingungen vor. Dort kamen die Männer nicht aus Osteuropa, sondern aus dem Westen: Belgien, Holland und Frankreich. Sie wurden für ihre Arbeit bezahlt und waren vergleichsweise freier, erhielten auch mehr zu essen als die Insassen der übrigen drei Lager. Die Gesamtverwaltung der Lager befand sich in den Händen des OT-Frontführers. Die jeweiligen Lagerkommandanten waren ihm zur Rechenschaft verpflichtet.

Sylt war das kleinste Lager, aber es sollte das berüchtigste werden: Im Mai 1943 übernahm eine mörderische Einheit der SS-Division Totenkopf aus dem KZ Neuengamme dort das Kommando. Sylt, Lager Nummer vier, wurde zu einem KZ – dem einzigen auf britischem Boden. Die Bewohner dieses furchtbaren Ortes unterschieden sich von jenen der anderen Lager. Sie waren Feinde des Dritten Reichs. Deutsche, einige von ihnen mit höchster militärischer Auszeichnung aus dem Ersten Weltkrieg; Juden natürlich; Homosexuelle, Kriegsdienstverweigerer und «Politische», d.h. grundsätzliche NS-Gegner, hauptsächlich Kommunisten. Hinzu kamen sogenannte «gewöhnheitsmässige Kriminelle», eine Generalkategorie, unter die jeder fiel, der dem NS-Regime in irgendeiner Weise negativ aufgefallen war. Was die einzelnen Gefangenen jeweils getan hatten oder wessen sie beschuldigt wurden, war mittels verschiedenfarbiger, auf die Ärmel ihrer Kleidung genähter Flicker gekennzeichnet. Rot für stand für politische Gefangene, Rosa für Homosexuelle, Grün für einen gewöhnheitsmässigen Kriminellen, Violett für «Bibelforscher» (Zeugen Jehovas, die den Kriegsdienst verweigerten) und Gelb für die jüdischen Insassen.

Der Lagerkommandant von Sylt war SS-Hauptsturmführer Maximilian List, der sich vorher im Lager Neuengamme verdient gemacht hatte. Zu seinem Team gehörten noch andere ideologische Hardliner wie Leutnant Klebeck und Leutnant Braun. Braun, der an Syphilis litt, wurde zum Lagerkommandanten befördert, als List im März 1944 nach Norwegen versetzt wurde.

Die Gefangenen im Lager Sylt wurden viel schlechter behandelt als jene in den drei anderen Lagern. Das verwundert auch nicht, wenn man

bedenkt, dass ein Totenkopfverband die Kontrolle über das Lager hatte. Sie erhielten weniger zu essen und wurden strenger bestraft. Die Massregelungen waren dermassen hart, dass in einem Falle der OT-Kommandant von Alderney sich beim Militärbefehlshaber auf Alderney beschwerte: Die auf den Baustellen arbeitenden Gefangenen des Lagers Sylt seien in ihrem «Leistungsvermögen stark eingeschränkt», was bedeutete, dass sie fast zu Tode geprügelt wurden und daher auch nicht fähig waren, die von ihnen geforderte Arbeit zu leisten.

Die Bestrafungsmethoden von List und seinen Männern waren berüchtigt und wurden im Lager Sylt angewandt, da es nicht nur ein KZ war, sondern auch ein Ort, wo verurteilte Straftäter, die sich den Verordnungen der OT widersetzt hatten, ihre Freiheitsstrafe verbüssen mussten. Der SS gefiel das sehr, denn standen die unglücklichen OT-Sträflinge unter Aufsicht der SS, konnte diese mehr Nahrungsrationen einfordern, die sie dann aber für den Eigengebrauch einstrich. Die Regel lautete: «Die OT-Männer so lange wie möglich behalten». Deshalb wurden Gefängnisstrafen verlängert und das bis zur dreifachen der ursprünglichen Dauer. Gute Zeiten für die Schutzstaffel!

Es ist schwer, genau herauszufinden, was während der Besatzungsjahre wirklich auf der kleinen Insel geschah. Es ist schwer, Beweise zu finden für die vielen fantastischen und schauerlichen Behauptungen über Brutalität, Folter und Massentötungen, die in diesen Jahren stattgefunden haben sollen.

Mit einer bemerkenswerten Ausnahme – der Familie Pope – war die gesamte Zivilbevölkerung Alderneys auf das britische Festland geflüchtet, bevor die Deutschen und ihre Zwangsarbeiter auf die Insel kamen. Kein Insulaner war übriggeblieben, um zu sehen und zu bezeugen, was die Deutschen mit der Insel Alderney machten. Auf Jersey, Guernsey und gar auf der winzigen Insel Sark lebten Menschen, die jeden Schritt der Deutschen beobachten konnten. Auf Alderney waren es nur wenige und meistens aus Guernsey und Jersey herübergeschaffte Arbeiter. Einige von ihnen, wie Gordon Prigent, wurden zur Strafe nach Alderney geschickt; andere kamen freiwillig, die gute Bezahlung war ein Anreiz; wieder andere wurden ausgewählt, auf Alderney Häuser zu reparieren. Michael Ginns berichtet: «Ich kannte einen, der zu letzterer Kategorie gehörte. Er

erzählte, dass sie in Häusern lebten, in Feldküchen der deutschen Armee assen, gut bezahlt wurden, es aber nichts gab, wofür sie das Geld hätten ausgeben können! Gelegentlich konnten sie im SS-Badehaus des Lagers Sylt die Duschen benutzen, für die ein ‚vertrauenswürdiger Gefangener‘ zuständig war.»

Es gibt Geschichten über dutzende tote Zwangsarbeiter, die mit Schubkarren zur Küste transportiert und als eine besondere «Leckerei für die Krebse» ins Meer geworfen wurden. Arbeiter sollen lebendig einzementiert worden sein; man berichtet von Kreuzigungen russischer Zwangsarbeiter, von willkürlichen Erschiessungen, von Erdrosselungen, von Unterernährung und Hunger. Einige gehen von tausenden Toten aus, jedoch hat Major Pantcheff in den überlieferten Unterlagen nur 389 Tote nachweisen können: «Die Aufzeichnungen der Deutschen auf Alderney waren so verwirrend, dass man Zweifel bekommt, ob es der normalerweise akribischen und effizienten Verwaltung in diesem Fall wirklich um Klarheit zu tun war.»

Möglicherweise waren die Aufzeichnungen absichtlich unvollständig, um eine noch viel höhere Anzahl an Todesopfern zu verschleiern. Sicherlich hat die Behandlung der Insassen in den drei Zwangslagern Helgoland, Norderney und Sylt mehr als 400 Todesopfer gefordert. Madeleine Bunting hat in ihrem sorgfältig recherchierten Bericht über die Lager auf Alderney ein Gespräch abgedruckt, das sie mit einem Überlebenden von Helgoland (noch das erträglichste der Zwangsarbeiterlager) geführt hat. Georgi Kondakow beteuert: «Um die 400 Menschen sind in Helgoland gestorben, als ich dort war; viele starben zu Beginn des Monats Januar 1945, als es kalt war. Es war ein sicheres Zeichen für den nahenden Tod, wenn die Leute begannen anzuschwellen. Wenn wir morgens geweckt wurden (um 5 Uhr früh) lagen Leichen neben uns. Wer nicht arbeiten musste, weil er krank war, musste die Leichen aufsammeln, die dann vom Wellenbrecher aus in den Hafen geworfen wurden. Ich sah speziell hierfür verwendete Laster am Wellenbrecher, die zwei oder drei Ladungen ins Meer kippten. Jeder Laster transportierte mindestens sieben Leichen.»

Ein anderer Überlebender, Kyrill Nevrov, berichtet im Gespräch mit Madeleine Bunting: «Wir arbeiteten manchmal bis zu 16 Stunden pro Tag,

bauten Betonmauern um die Insel. Oft arbeiteten wir 24 Stunden ununterbrochen, dann hatten wir einen halben Tag frei, bevor wir die Arbeit fortsetzten. Mein einziger Wunsch war es, mich auszuruhen.» Auch über die Toten sprach Nevrov. «Viele starben auf den Baustellen. Nach zwei oder drei Monaten lag die tägliche Sterberate bei ungefähr zwölf Männern. Im Innenhof des Lagers wurden die Leute erschossen, weil sie Zigaretten geklaut hatten. Morgens fand man die Toten in ihren Betten, man lud die nackten Leichname auf die Lastwagen. Wenn Ebbe war, kippten die Laster ihre Ladungen in eigens dafür am Strand ausgehobene Gruben, ungefähr 50 bis 100 Meter vom Ufer entfernt. Jede Grube enthielt etwa zwölf Leichen. Nach der Flut fand man die Massengräber nicht mehr wieder, Sand war über sie gespült worden. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Leichen in die Gruben geworfen wurden, weil ich 50 Meter entfernt an einer Betonmauer arbeitete.»

Die Todesrate war sicherlich hoch und es steht ausser Zweifel, dass Unterernährung und Überbelastung die zwei Hauptgründe dafür waren. Die Gefangenen der drei Zwangsarbeitslager Helgoland, Norderney und Sylt arbeiteten bis zu 16 Stunden pro Tag, gelegentlich auch den ganzen Tag durch, wenn Beton gegossen werden musste. Obwohl sie harte physische Arbeit zu leisten hatten, erhielten sie nur lächerlich geringe Mengen Nahrung. In den letzten sechs Monaten von 1942 bekam ein Arbeiter folgende Tagesration:

Frühstück: ½ Liter Ersatzkaffee, ohne Milch und Zucker, der in den Lagern getrunken wurde, bevor die Arbeit begann. *Mittag:* ½ Liter dünne Suppe aus Kohl oder einem anderen Gemüse; sie wurde auf den Baustellen ausgeteilt und man nannte sie «Bunkersuppe». *Abend:* ½ Liter einer ähnlichen Suppe und 1 kg Brot, das man sich zu fünft oder sechst teilen musste. Geessen wurde im Lager. Eigentlich war das Brot auch für das Frühstück am nächsten Morgen gedacht. Hinzu kamen 25 g Butter pro Kopf, die zwei- oder hin und wieder auch dreimal die Woche ausgeteilt wurden, in Ausnahmefällen gab es auch eine Portion Wurst, Marmelade, Käse oder frisches Gemüse. Fleisch und Zucker gab es erst ab 1944, als die meisten OT-Arbeiter Alderney verlassen hatten.

Mit anderen Worten: eine Hungerkur. Kein Wunder, dass viele starben oder vor Hunger wahnsinnig wurden. Die den Zwangsarbeitern zustehenden Rationen wurden teilweise unterschlagen, was ihre Notlage noch verschlimmerte. Wehrmachtsoffiziere lieferten die Essensrationen an die OT-Verwalter. Die zwei für die Verteilung verantwortlichen Quartiermeister, Oberzahlmeister Frank und Oberzahlmeister Krüger, behielten aber etwas von der Zulieferung zurück und verkauften es dann zur persönlichen Bereicherung. Dass sie das taten, war allgemein bekannt. Aber bis 1944, als die meisten OT-Arbeiter die Insel verlassen hatten (ein grosser Teil, um auf den V1- und V2-Abschussbasen in Nordfrankreich, Belgien und Holland zu arbeiten), fühlte sich keiner dafür verantwortlich, sodass nie etwas dagegen unternommen wurde. Alle SS-Wächter in Sylt waren in kleinerem oder grösserem Ausmass daran beteiligt, den Gefangenen ihre Nahrung vorzuenthalten – in manchen Fällen behielten sie sie selbst, öfter aber verkauften sie sie auf dem Schwarzmarkt. Diese Diebereien reichten bis nach ganz oben. Der Lagerkommandant von Sylt, Maximilian List, und sein Stellvertreter, Leutnant Klebeck, mussten sich wegen Diebstahl und Schwarzmarkthandel tatsächlich vor einem SS-Militärgericht verantworten. Das Urteil fiel milde aus.

Spehrs Geschichte

Der Polizist Hans Spehr war ein mutiger Mann und ein unerschrockener NS-Gegner. Er verabscheute Hitler und dessen Taten. 1934, ein Jahr nachdem Hitler zum höchsten Machthaber des Dritten Reichs geworden war, verteilte Spehr Anti-Hitler-Flugblätter und übte alle möglichen subversiven Tätigkeiten gegen den NS-Staat aus. Aber wie die meisten Regimegegner wurde er entdeckt, gefasst und dann inhaftiert: zuerst in Berlin Tegel, dann im KZ Neuengamme⁹⁸ und schliesslich in Sachsenhausen, wo er insgesamt sechs Jahre verbrachte. Im Herbst 1940 wurde eine SS-Baubrigade eingerichtet, Spehr war Mitglied dieses Arbeitstrupps, der später nach Düsseldorf geschickt wurde, um die von den britischen Bombern hinterlassenen Trümmer aufzuräumen und nach nicht detonierten Bomben zu

suchen. Wie Spehr selbst sagte, war es eine Selbstmord-Einheit. Er überlebte zwar, aber 100 seiner Mitgefangenen starben.

Im Frühling 1943 wurden auf Alderney dringend Arbeiter zur Errichtung von Befestigungsanlagen benötigt, die aus der kleinen Insel eine mächtige Festung machen sollten. Die Brigade Sachsenhausen wurde mithilfe von Gefangenen des berüchtigten Lagers Buchenwald auf 1'000 Mann aufgestockt und nach Alderney geschickt. Die Männer kamen in das nur zur Hälfte ausgebaute, von der SS kontrollierte Lager Sylt. Es sollte eine harte Zeit werden: «Die Lebensbedingungen waren katastrophal. Offiziell erhielten wir die gleichen Nahrungsrationen wie die bewaffneten Einsatzkräfte, da wir als Schwerarbeiter eingestuft waren. Aber in Wahrheit erhielten wir nicht die uns zustehende Menge, da die SS zum Frühstück die doppelte Portion verlangte und zu viel auf dem Schwarzmarkt verkaufte. Unser Lagerführer, der Lagerkommandant SS-Hauptsturmführer List ging in den Urlaub und wurde von der Feldgendarmerie kontrolliert, natürlich unter Protest. Er hatte Kisten bei sich, die gefüllt waren mit Zucker, Schweineschmalz, Bratfett, Speck und all den Nahrungsmitteln, die eher knapp waren.»

Die Arbeit war sehr anstrengend und das Essen völlig unzureichend. Das Schlimmste war jedoch die schlechte Behandlung: «Einmal entfernte sich ein Arbeiter ein paar Schritte von seinem Arbeitsplatz. Dies wurde dem Lagerführer gemeldet. Dieser bestrafte den Arbeiter dann mit 25 Peitschenhieben. Für jede Kleinigkeit gab es mindestens 25 Peitschenhiebe. Die Insassen wurden nicht nur geschlagen, sie wurden auch gehängt. Es hiess dann, sie hätten Selbstmord begangen. Sie wurden nicht offiziell gehängt, aber man zwang die Gefangenen, es selbst zu tun, meistens kam der Befehl dafür von Obersturmführer Klebeck. Er gab die Anordnung und die Insassen mussten ihren Mitgefangenen erhängen. Dafür wurden sie belohnt. Besonders auffallend waren, wie hiess er nochmal ... Fahrenbacher, ein Herr von Traurer und ein paar andere. Sie hängten die Gefangenen auf.»

Die Arbeiter wurden unmenschlich geschunden und gepeinigt, besonders in den Lagern Norderney und Sylt, das ist eine Tatsache. Aber keines dieser Lager war ein sogenanntes Todes- oder Vernichtungslager. Es wa-

ren Arbeitslager, in denen «arbeitsscheue Elemente» des Dritten Reichs untergebracht werden konnten. Zugegebenermaßen waren die Bedingungen, unter denen diese «Untermenschen» arbeiten mussten, schrecklich, ja zuweilen bestialisch, aber das Ziel lag nicht darin, sie zu töten. Vielmehr wollte man so viel Arbeitskraft wie möglich aus ihnen herausholen. Starben die Männer, waren das Kollateralschäden. Das konnte nicht das Ziel ihrer Aufseher sein. Ein Treblinka oder Sobibor gab es weder auf Alderney noch sonst wo auf den Kanalinseln. Das Leben russischer «Untermenschen» war aber wenig wert und es wurde ihnen willkürlich und oft auf brutale Weise genommen.

Pantcheff gibt den Bericht eines polnischen Zwangsarbeiters im gefürchteten Lager Nr. 4, Sylt, wieder:

«Der Truppführer gab den Befehl, zehn Zweige zu sammeln und zu rechtzuschneiden, auf die dann Gummischläuche gezogen wurden. Dann wurden wir damit ausgepeitscht. Wir wurden oft ohne Grund geschlagen; manchmal wurde uns vorgeworfen, dass wir faul seien, meistens wurden wir jedoch aus purem Hass geschlagen. Sie nannten uns ‚Kommunistenschweine‘ und ‚dreckige Polen‘ etc. Oft wurden die Männer so lange geschlagen, bis sie umfielen ... wir wurden jeden Tag geschlagen.

Mein Freund Antoni Anchrowski starb auf diese Weise. Er stammte aus meinem Heimatort und ich kannte ihn natürlich sehr gut. Er musste ein paar Tage im Lager Zurückbleiben, weil er krank war. Seine Füße waren geschwollen. Es ging ihm dann zwar etwas besser, aber er war immer noch schwach und konnte nicht richtig gehen. Als unsere Einheit eines Tages nach der Arbeit zum Lager zurückkehren wollte, konnte er sich nicht aufrecht halten und blieb zurück. Ich sah, wie der Truppführer bei ihm stehen blieb und den Schlagstock hervorholte. Wir verloren ihn aus den Augen. Den ganzen Abend über haben wir auf ihn gewartet, aber er kehrte nie ins Lager zurück. Als ich am nächsten Morgen nach dem Wecken zur Latrine ging, lag Antoni dort jenseits des Stacheldrahts. Sein Gesicht war bedeckt mit roten Schwielen. Als wir seinen Leichnam später ins Lager brachten und ihn auszogen, konnten wir die Schwielen und Flecken auf seinem Körper deutlich sehen.»

Die von Solomon Steckoll, Bunny Pantcheff und Madeleine Bunting veröffentlichten Erlebnisberichte zeigen, dass Vorkommnisse wie dieses keine Einzelfälle waren; besonders in den drei Lagern Helgoland, Norderney und Sylt waren sie gang und gäbe.

Zum Beispiel der Lagerleiter von Helgoland, Ludwig Becker. Zu seiner täglichen Gymnastik gehörte es, jeden Gefangenen zu schlagen, der ihm beim Namensaufruf nicht mit genügend Respekt begegnete oder nicht zackig genug Haltung annahm. Er schlug mit einem Schlagstock auf den Kopf, die Arme und den Oberkörper des Häftlings. Bei diesem lustvollen Tun erhielt er Unterstützung von seinem Stellvertreter, der die unglücklichen Arbeiter mit einem ähnlichen Stock schlug, und zwar «auf alle Körperteile, bis ihr Gesicht blutüberströmte und sie sich nicht mehr erheben konnten, dann mussten die herbeigerufenen Mitgefangenen den auf dem Boden liegenden Körper wegtragen».

Nicht nur Gewalt und ernsthafte Verletzungen waren in den Lagern allgegenwärtig, auch Krankheiten breiteten sich aus. Die Arbeiter litten an gravierender Unterernährung; sie mussten viele Stunden in einem rauen und ungewohnten Klima arbeiten,» oft ohne Schutzkleidung ausser umgearbeiteten Zementsäcken und Lumpen, ihr Immunsystem schwand dahin und so wurden sie anfällig für jede nur vorstellbare Krankheit.

Obwohl sie sie oft dringend gebraucht hätten, erhielten die Arbeiter keine ärztliche Behandlung, jedenfalls keine, die einen solchen Namen verdient hätte. Zwar war den Lagern auf Alderney ein OT-Arzt zugewiesen, er leistete aber den Insassen offenbar keine medizinische Hilfe. Im Lager Norderney war eine Art Krankenstation eingerichtet worden, die ein Russe mit Hilfe einer Krankenschwester und zwei ungeschulten Sanitätern betrieb. Es gibt keine Belege dafür, dass ernstlich erkrankte ausländische Zwangsarbeiter je eine angemessene medizinische Behandlung erhalten hätten. Die Wahrscheinlichkeit war grösser, dass man geschlagen oder erschossen wurde, als dass man medizinische Hilfe bekam. Laut Madeleine Bunting in ihrem Buch *The Model Occupation* berichtete Albert Pothugine Folgendes:

«Sie benutzten im Steinbruch Dynamit, um den Fels zu sprengen. Einmal sagte man uns, wir sollten vor der Explosion in Deckung gehen, aber

sie kam genau aus der entgegengesetzten Richtung und ich bekam die volle Ladung ab. Mein Knie wurde von einem Felsbrocken getroffen, seither hinke ich. Ich konnte nicht ins Lager zurücklaufen. Ein alter russischer Matrose versteckte mich drei Tage lang im Steinbruch unter Sackleinen. Er brachte mir Wasser, aber zu essen konnte er mir nur Brombeeren besorgen. Ich musste wieder mit der Arbeit beginnen, um meine Essensrationen zu erhalten. Einige halfen mir, indem sie mich auf den Rollwagen legten und mich zum Strand brachten. Zuerst fing mein Fuss an zu schwellen, dann schwoll mein anderes Bein und schliesslich mein Gesicht. Hätte man mir die Wunde gesäubert, ich wäre schnell genesen, aber es gab keine medizinische Versorgung. Die Methode des Lagerführers, um Leute zu heilen, war, sie zu schlagen. Man war entweder tot oder man arbeitete, aber krank durfte man nicht sein.»

Albert Pothugine war Ukrainer und erst 16 Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Die Deutschen fassten ihn und setzten ihn als Arbeitskraft für die OT ein. Kaum etwas steht ihm so lebhaft vor Augen wie der Tag, als er die Insel verliess. Verletzt und schwach wie er war, musste er zusammen mit 600 weiteren erschöpften Arbeitern an Bord des Unglücksschiffs *Xaver Dorsch*. Dieses sollte zusammen mit dem Schiff *Franka*, das ebenfalls OT-Häftlinge transportierte, Cherbourg anlaufen. Das gelang aber nicht auf Anhieb. Die See im Kanal ist gefährlich, die Gewässer um Alderney ebenso. Die Gewässer entlang der nordwestlichen Küste der Insel heissen nicht zufällig «The Swinge» (etwa: die Tracht Prügel), die auf der anderen Seite «The Screech» (der Schrei, das Gekreisch). Ein Wintersturm kann sie in reissende Ströme verwandeln, denen kein Schiff gewachsen ist. So erging es der *Xaver Dorsch* und ihrem Schwesterschiff. Beide Schiffe mussten samt ihrer unglücklichen menschlichen Fracht umkehren und sasssen zwischen den Felsen vor der Küste von Alderney fest – vierzehn Tage lang. Höllische zwei Wochen waren die Arbeiter in den Frachträumen gefangen. Die Deutschen auf den Schiffen versorgten sie mit einer Art Suppe; sie bestand aus Sojamehl, das in mit Wasser gefüllte Fässer eingerührt wurde. Den Gefangenen standen täglich sechs Fässer dieses kaum essbaren Gemischs als Nahrung zur Verfügung. Die Deutschen selbst hielten sich

von den Frachträumen fern, um das Gewühl von «Untermenschen» zu vermeiden, das voller Ungeziefer war und potentiell gefährlich werden konnte. Stattdessen beauftragten sie einige Russen damit, das Essen auszuteilen. Wer die Kontrolle über die Essensverteilung hat, behält einiges davon für sich selbst, das war auch in den Lagern auf Alderney üblich. Daher erhielten die leidenden Männer auf der Xaver *Dorsch* nur fünf Fässer mit «Nahrung» anstatt der sechs vorgesehenen. Das reichte nicht, um die Runde zu machen und daher gingen einige Gefangene leer aus. Pothugine erzählt: «Die Gefangenen drängten sich zu den Fässern, weil sie wussten, dass den Letzten in der Schlange nichts übrigbleiben würde. Bei diesem Ansturm wurden täglich bis zu sechs Menschen niedergetrampelt. Die russischen Aufseher fanden dann einen langen, breiten Stock und stellten sich an die Leiter, die zum Deck führte, und schlugen einigen, die vorne in der Schlange standen, auf den Kopf. Diese verloren das Bewusstsein und fielen hin und die Leute hinter ihnen drängten nach vorne und trampelten sie zu Tode. Nachdem der Stock eingeführt worden war, stieg die Zahl der Todesopfer auf zehn und mehr pro Tag.»

Doch das Schlimmste für die Gefangenen waren die unhygienischen Verhältnisse. Der 600-köpfigen Truppe wurde als Toilette ein einziges Fass zur Verfügung gestellt. Es war sehr schnell bis zum Überlaufen gefüllt. Aufgrund der stürmischen Gewässer war das Schiff stets in Bewegung; oft rollte und stampfte es so stark, dass es das Fass ins Schwanken brachte und dessen Inhalt über den Rand und auf den Fussboden schwappte. Die Gefangenen waren mit dieser Brühe eingesperrt.

«Jeder war nass von Exkrementen und die Läuse vermehrten sich so schnell, dass man eine Handvoll von ihnen aus der eigenen Achselhöhle hervorholen konnte. Man wusste nicht wohin damit, konnte sie lediglich auf seine Nachbarn werfen. Wir hatten keinen Platz, um die Beine auszustrecken. Wir waren übersät mit Wunden und unsere Haut war von Läusen und Entzündungen zerfressen.»

Eine Szene aus Dantes *Inferno*, nur dauerte die Qual der Männer auf den beiden Schiffen nicht eine Ewigkeit, obwohl es sich für diejenigen an Bord so angefühlt haben muss. Nach vierzehn Tagen liessen Sturm und hoher Seegang nach. Den Deutschen gelang es, die Schiffe aus den Felsen

zu befreien und sie zur Reparatur zu bringen. Das dauerte drei Tage. Die Gefangenen, lediglich mit Laken bekleidet waren, in die Löcher für Kopf und Gliedmassen geschnitten worden waren, wurden danach an Bord der *Xaver Dorsch* und der *Franka* erneut nach Cherbourg verschifft.

Das Schiff *Xaver Dorsch* war nach dem Reichsminister Franz Xaver Dorsch benannt worden – ein Frettchen-Gesicht mit Hitler-Schnurrbart. Dorsch war lange Fritz Todts Gehilfe gewesen. Nach Todts mysteriösem Tod wurde er Stellvertreter von Albert Speer, dem neuen Oberhaupt der OT. Erstaunlicherweise wurde er nach dem Krieg nicht wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt, ganz im Gegenteil: Die US-Streitkräfte waren darauf bedacht, sein Wissen über den Einsatz von Arbeitskräften bei Grossprojekten für eigene Zwecke zu nutzen.¹⁰⁰ Er wurde damit beauftragt, eine ausführliche Studie über die OT zu schreiben, die 1947 veröffentlicht wurde. Fünf Jahre nach Kriegsende hatte er eine enorm erfolgreiche Beratungsfirma für das Ingenieurwesen auf die Beine gestellt: Dorsch Consult. Sicher rieten Dorsch und seine Firma den Industriellen im Nachkriegsdeutschland nicht mehr, die eigenen Angestellten zu schlagen, sie auszuhungern und zu töten.

Ihren Erfahrungen entsprechend, die sie auf den Kanalinseln gemacht hatten, sagten die deutschen Soldaten oft, sie wären «an einen Ort gelangt, wo Milch und Honig» floss. Für die OT-Arbeiter waren die Inseln hingegen ein Ort, der nach Kot roch, ein Ort des Schmerzes, erfüllt mit Krankheit und Tod. Ein Ort, dem sie nicht entkommen konnten. Das Meer war das alle Fluchtwege versperrende Hindernis. Die Inseln waren durchzogen von Stacheldraht, überall waren Schilder angebracht, die an die allgegenwärtige Gefahr der Tretminen erinnerten. Die französischen Juden, die es auf die Insel Alderney verschlagen hatte, nannten sie denn auch «Le rocher maudit» (der verfluchte Fels). Sie wurde auch «Teufelsinsel» genannt. Aus gutem Grund: der Teufel war Hitler selbst, dessen Vorname als Codewort für Alderney benutzt wurde. Seltsamerweise verliess zusammen mit den Insulanern, die in ihren Booten flohen, auch die gesamte Vogelpopulation die Insel. Kein Vogelgesang war zu hören, der Himmel war leer, nicht ein

Vogel war während des gesamten Kriegs zu sehen. Es heisst, die Vögel seien erst fünf Jahre später auf die Insel zurückgekommen.

«Eine ziemliche Menge Kriegsgerät für so eine kleine Insel»

(Pantcheff über Alderney)

Alderney spielte keine grosse strategische Rolle bei der bevorstehenden Eroberung Grossbritanniens, die noch vor Weihnachten 1940 stattfinden sollte. Zwar wurde darüber nachgedacht, die kleine Insel als Startrampe für das Unternehmen *Seelöwe* zu verwenden, vielleicht konnten einige Landungsboote vom Hafen von Braye aus in Richtung England geschickt werden. Aber die Deutschen legten sich in ihren Plänen nicht fest, nichts war wirklich sicher.

Das änderte sich in dem Moment, als sich Hitlers Kriegsführung im Westen änderte. Der Invasionskrieg wurde zu einem Verteidigungskrieg – und das aus zwei Gründen. Erstens: Obwohl er grossspurig das Gegenteil versprochen hatte, verlor Göring die Luftschlacht um England. Es gelang ihm nicht, England durch Bombardements an den Verhandlungstisch zu zwingen oder gar seine Unterwerfung zu erreichen. Die Voraussetzungen für einen Feldzug gegen das englische Festland waren nicht gegeben. Ein weiterer Grund für den Wandel des Krieges lag natürlich darin, dass Hitler sich vom Westen abwandte und sich auf wichtigere Dinge im Osten konzentrierte. Das Unternehmen *Seelöwe* wurde vorerst *ad acta* gelegt. War der kurze Krieg gegen die jüdischbolschewistischen Streitkräfte Russlands einmal gewonnen, konnte das Unternehmen, «wenn nötig», wieder aufgegriffen werden.

In diesem Verteidigungskrieg spielten die Kanalinseln – einschliesslich Alderney – nun eine wichtigere militärische Rolle. Sie sollten massiv befestigt werden, um sie gegen mögliche britische Angriffe zu verteidigen. Der «Führer» war sich nämlich sicher, dass die Briten derartige Feldzüge unternehmen würden und zwar sowohl aus militärischen Gründen als auch aus Gründen der Propaganda. Die befestigten Inseln sollten eines Tages Teil des Atlantikwalls werden, hinter dem die Deutschen vor den Alliierten

sicher wären. Als Teil dieses gewaltigen Verteidigungsbauwerks kam Alderney eine spezifische Aufgabe zu: Von der Insel aus sollten die Seewege nach Cap de la Hague und entlang der Westküste der Halbinsel Cherbourg überwacht werden. Die kleine Insel Alderney wurde zur Festung Alderney. Es stand viel Arbeit bevor – und es begann am Hafen von Braye.

Enorme Mengen an Baumaterial und Kriegsgerät mussten auf die Inseln verschifft werden. Der Hafen von Alderney liegt versteckt hinter einer Mole, deren Ausbau das Marineministerium veranlasst hatte. Der Hafen eignete sich nicht zum Löschen solch grosser Ladungen, daher wurde damals entschieden, den nordöstlichen Hafenarm zu verlängern, indem ihm zwei von Krupp gebaute Anlegestellen hinzugefügt wurden. Es waren raffinierte Konstruktionen, die ursprünglich bei der Operation *Seelöwe* zur Anwendung kommen sollten. Nun sollten diese zwei Anlegestellen den Verteidigungskrieg unterstützen und einen einwandfreien Güter- (Maschinerie, Waffen, Kriegsmaterial, Zement) und Personenverkehr gewährleisten. Die Deutschen brauchten das Material und die Arbeitskräfte, um Alderney in eine Festung umzubauen, deren Feuerkraft bis an die Strände von St. Malo reichen sollte. Eine Unmenge an Waffen wurde auf der Insel gelagert, ganz zu schweigen von der gewaltigen Anzahl Minen.

Auf der Insel wurden an strategisch wichtigen Orten fünf Batterien für mittlere und leichte Geschütze aufgebaut.¹⁰¹ Giffoine, besser bekannt als Batterie *Anne*, wurde im Nordwesten der Insel aufgestellt; die Batterie *El-sass* stand in dem alten viktorianischen Fort Albert; die Batterie *Blücher* beim Balmoral House auf der Longis Road. Diese Geschütze waren beinahe autarke Einheiten – sie hatten ihre eigene Elektrizität und Wasserzufuhr, eine eigene Werkstatt, ein Proviantlager, sogar einen Aufenthaltsraum, der in den langen und grösstenteils ereignislosen Besatzungsjahren, auf die man sich einstellte, sicherlich nützlich sein würde.

Einige kleinere Batterien kamen hinzu, wie die Batterie *Rose* (später als Batterie *General Marcks* bekannt) und die Batterie *Falke*. Ausserdem wurden nicht weniger als siebzehn Verteidigungsgeschütze in Kasematten sorgfältig auf der Insel positioniert. Jeder von der offenen See kommende Invasionstrupp würde ihre Feuerkraft zu spüren bekommen. Natürlich

durfte die akutere Gefahr eines Angriffs von oben nicht unterschätzt werden. Die Deutschen auf Alderney gaben sich viel Mühe, dieser Drohung mit Flugabwehreinheiten zu begegnen: Eine war auf den Klippen über Fort Clonque stationiert, eine weitere befand sich in der Nähe von Alderneys kleinem Flugplatz; die dritte lag auf dem Mannez Hügel, nördlich vom russischen Friedhof, die vierte und letzte Einheit war südwestlich der Longis Bay in der Nähe des Essex Castle positioniert. Kleinere Flugabwehrstellungen wurden oberhalb der Telegraph Bay und am Simons Place platziert. Weitere Flaks befanden sich am Chateau à l'Etoc an der nördlichsten Spitze der Insel und am Simons Place gleich südlich von Whitegates. Auch auf dem Wellenbrecher Admiralty und auf der steinernen Mole des Little Crably Hafens wurden Geschütze angebracht.

Um den Feind daran zu hindern, mit gepanzerten Fahrzeugen auf der Insel zu landen, bauten die Deutschen eine Panzerspermauer am Strand der Saline Bay; sie waren der Ansicht, dass eine angreifende Streitmacht am ehesten dort einfallen würde. Eine weitere Landungsmöglichkeit bot der Strand von Longis. Dort gingen sie nicht ganz so weit, aber sie blockierten alle möglichen Ausgänge des Strands mit grossen Betonklötzen. An allen Stränden gab es Panzerabwehrvorrichtungen, «spanische Reiter» und, natürlich, Minen. Pantcheff rechnete kurz nach dem Krieg aus, dass die Deutschen von 1941 an nicht weniger als 30'000 Minen auf Alderney verlegt hatten. Um die Küsten herum wurde ein Ring Minenfelder gelegt, insbesondere an den Stränden. Diese waren von Stacheldraht umgeben und Schilder, auf denen Totenschädel abgebildet waren, trugen die einfache Warnung: «Achtung! Minen!»

Die wohl mächtigste Abschreckung potentieller Invasoren stellten die Panzerabwehrkanonen dar. Insgesamt 17 schützten Alderney von Braye nach Longis Bay. Die OT-Arbeiter mussten massive Kasematten erbauen, in denen die 4,7-cm-Panzerabwehrgeschütze aufgestellt wurden. Wer ehrgeizig genug war, auf Alderney einzumarschieren, der blickte direkt in die Mündung einer dieser leistungsfähigen Kanonen, wenn nicht gar in mehrere. In der Tat «[e]ine ziemliche Menge Kriegsgerät für so eine kleine Insel».

1943 war Alderney eine stark befestigte Insel, eine Art stationäres Schlachtschiff in der Bucht von St. Malo. Sie war mit Stacheldraht bedeckt, komplett vermint und Hunderte von Geschützen unterschiedlichster Grösse ragten in den Himmel oder zielten auf die offene See. Eine Unmenge an Zwangsarbeitern starben einen schrecklichen Tod, aber keinen kümmerte das, am wenigsten die Deutschen. Sie hatten ihr Ziel erreicht. Alderney war nun eine extrem widerstandsfähige Festung, die im Krieg gegen die Alliierten das ihre tun konnte – und wohl auch getan hätte, wenn die sogenannten *Constellation Operations* zur Einnahme der drei Kanalinseln Jersey, Guernsey und Alderney fortgeführt worden wären. Wie bereits erwähnt, wurde dieses Vorhaben auf Eis gelegt, weil man der Meinung war, dass die Rückeroberung der Inseln eine nicht hinnehmbare Anzahl an Todesopfern unter den Zivilisten nach sich ziehen und die Alliierten Anstrengungen kosten würde, die in keinem Verhältnis zu dem standen, was es zu gewinnen gab. Der Weg nach Berlin war lang. Um dorthin zu gelangen, mussten die Alliierten ihre Streitkräfte beisammenhalten und durften das Ziel nicht aus den Augen verlieren. Daher konnten sie es sich nicht erlauben, eine bedeutende Anzahl ihrer Truppen für eine Schlacht um drei winzige Inseln abzustellen. Und selbst wenn sie diese Schlacht gewonnen hätten, hätte ihnen dies keinen nennenswerten strategischen Vorteil verschafft. Alderney anzugreifen, war militärischer Unsinn. Daher liessen die Alliierten am D-Day Alderney und die anderen drei Kanalinseln links liegen. All die Mühen, all die Kosten für Arbeitskräfte und Baumaterial, all die Muskelspiele waren letztlich bedeutungslos. Alderney wurde, wie viele andere Orte, die der «Führer» – besonders an der Ostfront – zu «Festungen» erklärt hatte, ignoriert. Diese Festungen spielten in der militärischen Planung schlicht keine Rolle. Sie wurden nicht angegriffen, sondern einfach von den vorrückenden Alliierten ausser Acht gelassen. Für sie und für Alderney war der Krieg zu Ende.

Die Kapitulation

Trotzdem war Alderney die letzte der Kanalinseln, die sich den Alliierten ergab. Eine Einsatztruppe der Force 135 nahm die Insel am 16. Mai wieder in Besitz. Verursacht wurde diese Verzögerung, weil die Briten nach wie vor fürchteten, die deutsche Garnison auf der Insel könnte noch einen verzweifelten Verteidigungsversuch wagen und bis zum letzten Mann kämpfend untergehen. Schliesslich legten die Deutschen aber kampfflos ihre Waffen nieder und ergaben sich. Nun begann die Herkulesarbeit, die Insel aufzuräumen. Die deutschen Kriegsgefangenen der auf Alderney stationierten Garnison mussten als Arbeitskräfte herhalten. Ihre (anstrengende) Aufgabe war es, die von ihnen selbst mit Mühe aufgebaute Militärmaschinerie zu demontieren. Man begann gleich mit der gefährlichsten Aufgabe: Die Minen mussten beseitigt werden; unter Aufsicht der Deutschen liess man sie zu Hunderten explodieren. Die kilometerlangen Stacheldrahtsperrren wurden entfernt. Nun konnte man sich frei und sicher auf der Insel bewegen und sich endlich der Waffen und Munition entledigen. Man begann, mit mehr oder weniger gutem Erfolg, die betonierte Geschützstände zu zerstören: Die kleineren und einfach konstruierten konnten schnell abgebaut und entfernt werden, die mächtigen Wachtürme und die massiven, an den Küsten angebrachten Betonkasematten erwiesen sich jedoch als hartnäckig. Wie auf den Schwesterinseln Guernsey und Jersey wurde daher entschieden, sie stehen zu lassen. Sie wurden zu Mahnmälern der Besetzung durch die Deutschen.

Verbrechen und Strafe

Aber was war mit all den OT-Arbeitern, die diese scheinbar unerschütterlichen Befestigungen erbaut und dabei unsägliches Leid erfahren hatten? Mit den Männern aus dem Osten, die von den Deutschen brutal behandelt, geschlagen, gefoltert und erschossen worden waren? Musste nicht jemand für diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit zur Verantwortung gezogen werden?

Die Antwort hierauf hätte ein lautes «Ja!» sein müssen. Tatsächlich wurde aber kaum etwas unternommen, um diejenigen, die diese Verbrechen verübt hatten, zur Rechenschaft zu ziehen. Nehmen wir das Beispiel des Lagerführers Karl Tietz, der von 1942-43 das Kommando über das Lager Norderney innehatte. Wie bereits erwähnt, wurden die Gefangenen täglich von ihm und seinen Helfern malträtiiert. Man verprügelte die Zwangsarbeiter mit eigens dafür angefertigten Schlagstöcken, schlug ihnen auf Arme, Beine, Rumpf und Kopf, bis sie das Bewusstsein verloren und blutüberströmt hinfielen.

Tietz wurde 1943 vor ein deutsches Gericht gestellt, aber nicht wegen der Misshandlung von Gefangenen, sondern weil er einen Schwarzmarkt-handel mit Zigaretten aufgezozen hatte! In den Augen der Deutschen ein schlimmeres Vergehen als auf wehrlose Gefangene einzuschlagen. Immerhin wurden die beiden OT-Offiziere, die die Leitung des grausamen Lagers Norderney von Karl Tietz übernahmen, später zu langen Haftstrafen verurteilt – nicht in Grossbritannien oder Russland, sondern in Frankreich.

Steckolls Nachforschungen ergaben, dass der Inselkommandant von Alderney, Major Karl Hoffmann, nie einen Gerichtshof von innen sah, obwohl die Briten bereit waren, ihn den Russen für ein solches Gerichtsverfahren zu übergeben. Zeitweise wurde behauptet, dass er auf Kiews Unabhängigkeitsplatz vor 40'000 russischen Schaulustigen gehängt worden sei. Dabei handelte es sich offenbar aber um einen ganz anderen Karl Hoffmann als jenen, der während der Besetzung Alderneys eine solch entsetzliche Rolle gespielt hatte. Dieser Karl Hoffmann war nie in Russland. Stattdessen wurde er wie tausende andere Kriegsgefangene in ein Lager nach England gebracht, aus dem er erst im April 1948 entlassen wurde. Wie zuverlässige Quellen berichten, kehrte er anschliessend in seine Heimat zurück und lebte friedlich irgendwo in Westdeutschland, wo er 1979 starb.

Auch gegen den Hauptsturmführer Maximilian List ging man nie vor. Er wurde zwar von der Staatsanwaltschaft in Hamburg vernommen, gab aber an, Alderney nicht zu kennen und mit den dort verübten Verbrechen nichts zu tun zu haben. Er behauptete, verwechselt worden zu sein und wurde entlassen, ohne dass er ehemaligen Insassen des Lagers Sylt gegen-

übergestellt worden wäre, die ihn hätten identifizieren können, und ohne dass Anklage gegen ihn erhoben worden wäre. Der früher im Lager Sylt inhaftierte Hans Spehr machte sich nach dem Krieg auf die Suche nach seinen Peinigern. In einer Zweigstelle des Bundesarchivs in Freiburg erfuhr er, dass man ihm aus Gründen der Staatssicherheit keinerlei Informationen geben könne; er solle die Leute in Frieden sterben lassen.¹⁰²

Die Briten selbst brachten wegen der auf Alderney verübten Verbrechen niemanden auf die Anklagebank. Sie waren der Meinung, dass die betreffenden Staaten die Verfolgung von Straftaten gegen ihre Bürger selbst in die Hand nehmen sollten. Da im Falle Alderneys hauptsächlich Russen betroffen waren, sollten die Täter dort vor Gericht gebracht werden. Grossbritannien wollte mit der gerichtlichen Belangung deutscher Kriegsverbrecher auf Alderney nichts zu tun haben. Pantcheffs Untersuchungsergebnisse wurden den Russen überstellt. Man dachte, sie würden wegen der auf Alderney verübten Verbrechen eine Reihe von Gerichtsverfahren einleiten. Viele ihrer Staatsbürger waren während der Besetzung der Insel unter entsetzlichen Umständen ums Leben gekommen. Sicherlich waren sie darauf bedacht, die Verantwortlichen einen hohen Preis zahlen zu lassen. Das waren sie aber nicht.

Wie der Fall von «Bill» Polykapovitch Buryi auf Jersey zeigt, waren die Russen am Schicksal ihrer Landsleute, die im Westen als Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren, nicht besonders interessiert. Wer ein solches Arbeitslager überlebt hatte und in die Heimat zurückgekehrt war, galt in den Augen vieler Russen wegen seines Aufenthalts im Westen als verdorben. Man misstraute den ehemaligen OT-Männern und verdächtigte sie, Spione der kapitalistischen Staaten zu sein. Das Interesse galt nicht dem von den Zwangsarbeitern in der Vergangenheit erlittenen Leid und nicht denjenigen, die dieses Leid verursacht hatten. Vielmehr galt es der gegenwärtigen Bedrohung, die die ehemaligen Zwangsarbeiter vermeintlich darstellten. Sie hatten das Land verraten, indem sie für die Deutschen gearbeitet hatten und nun würden sie dieses Vergehen fortführen, indem sie für die westlichen Alliierten Spionage betrieben. Tatsächlich gab es ein paar halbherzige Versuche der Briten, einige der zurückkehrenden russi-

schen Zwangsarbeiter als Spione anzuwerben. «Bill» Polykapovitch Buryi wurde am Ende des Krieges von britischen Offizieren gefragt, ob er nicht als «Schläfer» tätig sein wolle. Man wollte sich in dem erwarteten Kalten Krieg einen Vorteil sichern. Die gerissenen Offiziere verstanden aber nicht, dass Bill seinerseits nicht verstand, was «Schläfer» in diesem Zusammenhang bedeutete. Er dachte, es hiesse schlicht: «einer, der schläft». Er wusste nicht, dass man damit einen inaktiven Spion bezeichnete, der zu einem späteren Zeitpunkt zum Einsatz kommen konnte. Diese Bedeutung des Ausdrucks fand sich nicht in dem russisch-englischen Wörterbuch, das ihm die couragierte Louisa Gould besorgt hatte. Bill wurde also kein Spion, wurde aber, wie viele andere in seiner Lage, verdächtigt, einer zu sein. 25 Jahre lang genoss er keine Freizügigkeit, es wurde ihm das Recht verweigert zu arbeiten, wo er wollte; er wurde fortwährend bewacht. Kein gutes Leben, wie Bunny Pantcheff am Ende seiner Geschichte der Besetzung Alderneys schreibt: «Schliesslich wollen wir nicht die Unglückseligen vergessen, die, nachdem sie eine Barbarei überlebt haben, in ihrer Heimat der nächsten begegneten; sie waren nicht willkommen, ihre Wunden wurden nicht geheilt, ihr Leben wurde ihnen nicht zurückgegeben, sondern sie wurden von den eigenen Herrschern beschuldigt, für den deutschen Feind gearbeitet zu haben und infolgedessen als Verräter gebrandmarkt.»

Die ausserordentliche Befestigung dieser kleinen Insel war ein schlagendes Beispiel für Hitlers Inselwahn. Er gründete sich sowohl auf einer falschen Beurteilung ihres strategischen Vorteils als auch auf der irr tümlichen Erwartung von Angriffen, die nie kamen. Es war eine unsinnige Verschwendung von Materialien und Menschenleben – und all das für nichts; nun gut, vielleicht nicht ganz für nichts, denn ein Lancaster-Bomber wurde im Juni 1944 durch eine Flakbatterie in der Nähe von Essex Castle abgeschossen. Die Besatzung sprang mit dem Fallschirm ab und landete im Wasser. Gerade war D-Day gewesen.¹⁰³ Der Kommandant des Hafens, Hauptmann Massmann, war nicht in versöhnlicher Stimmung. Er verbot den Rettungsbooten ausdrücklich, den Hafen zu verlassen, um die abgesprungene Crew zu retten. Zuvor, im März 1943, war es einer AA-Artillerie bei Les Auteuils in der Nähe des Flughafens gelungen, eine andere Fes-

tung abzuschliessen, eine «fliegende Festung» (Boeing B-17) der US Air Force. Damals hatte es keine Überlebenden gegeben, die man hätte bergen können.

Zwei «Abschüsse» in fünf Jahren: Alderney war nicht gerade ein Brennpunkt des Kriegs und man kann nicht behaupten, dass die befestigte Insel in irgendeiner seiner Phasen eine bedeutende Rolle gespielt hätte. Die Alliierten ignorierten sie genauso wie ihre zwei Schwesterinseln Jersey und Guernsey, als sie am 6. Juni 1944, dem D-Day, auf das französische Festland zuhielten.

X.

Befreiung

Am 8. Mai 1945, um 15.00 Uhr, verkündete Churchill: «Die Kampfhandlungen werden eine Minute nach Mitternacht offiziell eingestellt ... Und unsere geliebten Kanalinseln sind ab heute ebenfalls frei.» Hitler war bereits tot, und während sich die Alliierten in den Trümmern von Berlin die Hände schüttelten, wurde ein niedergeschlagener Admiral Hüffmeier nach Plymouth überführt. Die Kanalinseln waren befreit. Brigadier Snow und seine vergnügten Tommies der Befreiungseinheit 135 nahmen die Inseln im Namen des Königs wieder in Besitz.

Nach fünf Jahren deutscher Besetzung befanden sich die Inseln in einem wirklich schrecklichen Zustand. Geschützstände, Wachtürme und Panzerabwehranlagen verschandelten die Landschaft, die Strände und die Küste. Gleiches galt für die Strassen, die voller Risse und Schlaglöcher waren; die schweren Militärtransporter hatten ihre Spuren hinterlassen.

Womöglich noch schlimmer war, dass viele Häuser, besonders auf Guernsey, beschädigt und einige sogar komplett zerstört worden waren.¹⁰⁴ Diejenigen, in denen die deportierten Todt-Arbeiter gehaust hatten, waren in einem ekelerregenden Zustand zurückgeblieben. Die völlig überlastete Kanalisation war zusammengebrochen. Die Möbel der Leute, die ihr Haus hatten verlassen müssen, waren zertrümmert, und in vielen Fällen waren Einrichtungsgegenstände aus Holz – Türrahmen, Fussleisten, ja sogar Dielembretter – herausgerissen und als Brennmaterial verwendet worden. Vandalismus und Plünderi scheinen an der Tagesordnung gewesen zu sein –

und sie beschränkten sich nicht auf die Deutschen und ihre Handlanger. Eine Minderheit an Inselbewohnern schreckte nicht davor zurück, bei den Habseligkeiten der abwesenden Nachbarn zuzugreifen.

Auf Jersey gab es einen berühmten Fall: Während der Deportationsmassnahmen begab sich eine Familie gemäss der Anordnung zum Hafen. Sie sollte auf das europäische Festland verschifft werden, wo ein Internierungslager auf sie wartete. Allerdings konnten sie aus Platzmangel nicht an Bord gehen und wurden wieder zurückgeschickt. Sie waren nur wenige Stunden ausser Haus gewesen. Als sie wiederkamen, mussten sie erstaut feststellen, dass die meisten Möbel verschwunden waren, samt einigen Teppichen. Sie liefen zu den Nachbarn, um zu fragen, ob sie wüssten, was geschehen war. Die wussten es allerdings: Einer der Teppiche lag in ihrer Küche und etliche Möbelstücke waren im Wohnzimmer gestapelt. Sie hatten die Sachen der Nachbarn natürlich nicht geklaut – so etwas lag ihnen fern! Sie hatten deren Eigentum lediglich zur sicheren Aufbewahrung in ihrem Haus gelagert.

Nach der Befreiung vom deutschen Joch herrschte, wie zu erwarten, eine gewaltige Euphorie. Die ganze Welt war euphorisch. Dennoch war das Leben auf den Kanalinseln nach der Besetzung alles andere als leicht. Besonders den vielen Kindern, die im Juni 1940 evakuiert worden waren und nun zurückkehrten, standen schwierige Zeiten bevor. Diese Jungen und Mädchen hatten fünf Jahre lang weit weg von ihren Eltern und ihrer kleinen Inselgemeinde gelebt. Sie hatten den Grossteil ihrer Entwicklungsjahre auf dem Festland in grossen Städten wie London, Liverpool und Glasgow verbracht. Wie nicht anders zu erwarten, hatten sie sich in dieser Zeit nach und nach der Heimat entfremdet. Ihre ganze Art war geprägt von den Umgangsformen des britischen Festlands; sie sprachen den Dialekt der Städte, in denen sie gewesen waren: Cockney, Scouse oder Glaswegian. Sie hatten auf vielerlei Weise aufgehört, Insulaner zu sein – aber nun kehrten sie zurück auf die Inseln. Sich neu anzupassen und wieder einzugliedern war schwierig, in einigen Fällen gar unmöglich. Die Freude über die Wiedervereinigung mit der Familie war getrübt.

Die Wochen nach der Befreiung bestanden aus Feierlichkeiten, Hurratriotismus und Fahنشwenken. Doch unter der Oberfläche brodelte

es und eine wachsende Unzufriedenheit machte sich breit. Die Menschen übten Kritik am Verhalten der Inselobrigkeiten.

Victor Carey, John Leale, Alexander Coutanche, Duret Aubin, ja alle Mitglieder des Obersten Rates und des Kontrollgremiums wurden der Kollaboration, des Kriechertums, der Feigheit und Korruption beschuldigt. Brigadier Snow war sich bewusst, was sich auf den Inseln abspielte. Sein Auftrag lautete, sich um die beim Übergang vom Krieg zum Frieden auftretenden Probleme zu kümmern. Entsprechend benannte er die Arbeitsaufgaben der Befreiungseinheit 135 in seiner «Einschätzung der Situation» vom 30. Mai 1945.

1. Auf den Inseln landen und sie besetzen.
2. Die deutsche Garnison entwaffnen und gefangen setzen; bis auf 3'200 Mann müssen alle sofort in das Vereinigte Königreich überführt werden.¹⁰⁵
3. Recht und Ordnung aufrechterhalten.
4. Die Kanalinseln unter Verwaltung nehmen, bis ihre normalen Zivilregierungen wieder eingesetzt und völlig funktionsfähig sind.
5. Den Wiederaufbau der Inseln beginnen.

Der Brigadier erkannte schnell, dass einige Schwierigkeiten bevorstanden: «Es steht ausser Frage, dass sich bei den Einwohnern, die während der gesamten Besatzungszeit auf den Inseln waren, eine wachsende Unzufriedenheit zeigt mit der bisherigen, einigermaßen überholten und undemokratischen Regierungsform auf den Inseln. Die damals evakuierten Menschen, die nun zurückkehren, haben im Vereinigten Königreich eine modernere Regierungsform erlebt (wenn auch, bedingt durch den Krieg, in etwas autoritärer Gestalt); diese Rückkehrer gesellen sich nun zu jenen Inselbewohnern, die mit der Regierungsform der Inseln nicht zufrieden sind.»

Brigadier Snow machte sich Sorgen. Die «geliebten Kanalinseln» waren eben nicht nur kleine, schöne Urlaubsorte. Sie stellten eine Brutstätte dar für politische Unruhe und Unzufriedenheit. Es lag eine aufrührerische Stimmung in der Luft; die Inselregierungen waren unbeliebt, wurden sogar

offen geschmäht. Gewaltakte waren nicht auszuschliessen: «Sollte es aufgrund dieser Unbeliebtheit dazu kommen, dass die Zivilregierung handlungsunfähig wird – und sei es nur vorübergehend, etwa durch einen Generalstreik –, wird der Befehlshaber alle gegenwärtig verfügbaren Einsatzkräfte und Ressourcen benötigen, um eine effektive Verwaltung der Inseln zu garantieren und Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Es ist nicht zu leugnen, dass tatsächlich Unzufriedenheit herrscht. Die unzufriedenen Bürger in der Bevölkerung hatten während der Festlichkeiten der letzten Wochen nicht genügend Freiraum, um ihre Meinung offen und unverhohlen kundzutun.

Auch wenn diese Unzufriedenheit in naher Zukunft zur Sprache gebracht werden sollte, besteht die Möglichkeit, dass nach Rückkehr der Kanalinsulaner, die in das Vereinigte Königreich evakuiert worden waren, erneut Diskussionen aufkommen und Vergleiche mit den Regierungsmethoden des Vereinten Königreichs angestellt werden, die den Ausdruck der Unzufriedenheit erneuern und gar verschärfen würden.

Solange dies nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann, wäre es unklug, die Stärke der Abteilung Innere Sicherheit durch Abzug von Infanterie und Militärpolizei oder die Stärke der Verwaltungsabteilung durch Abbau von Personal zu verringern, da Innere Sicherheit und Verwaltung nötig sind, um die Repatriierungsphase zu sichern.»

Bailiff Coutanche war weit zuversichtlicher als Brigadier Snow. Er liess dem König folgende Nachricht zukommen: «Im Rahmen meiner bescheidenen Pflicht versichere ich Ihre Majestät der Treue des Parlaments und der Bürger von Jersey.

Wir haben uns stets auf dem Laufenden gehalten über die Streitkräfte und die Alliierten Ihrer Majestät sowie über Eure unablässigen Bemühungen. An diesem Tag der Befreiung ist es uns eine Freude, wieder unseren Platz im Königreich Ihrer Majestät einzunehmen und in ihm unsere Rolle zu spielen.»

Derweil sprach General Snow zu den versammelten Bürgern der soeben befreiten Inseln. Er trat in der Öffentlichkeit optimistischer auf, als er es im Privaten tatsächlich war: «Bürger der Kanalinseln: Seine Majestät hat per Erlass im Kronrat den Offizier der Streitkräfte auf den Kanalinseln

mit den notwendigen Vollmachten ausgestattet, um den Erfolg unserer Operation, die Sicherheit unserer Truppen sowie die Sicherheit und das Wohlergehen der Untertanen auf den Inseln zu gewährleisten. Als Oberbefehlshaber der Streitkräfte beglückwünsche ich, Alfred Ernest Snow, Sie hiermit zur Befreiung vom Feind.

Ich verlasse mich auf Ihr wohlgemäßes und loyales Mitwirken bei der Wiederherstellung des normalen Lebens auf den Inseln; auf Ihre Bereitschaft, die Bestimmungen und Verordnungen einzuhalten, die von Zeit zu Zeit erlassen werden können. Es wird meine beständige Pflicht sein, meine Autorität dafür einzusetzen, dass die Verwaltung der Inseln bald wieder in Ihre Hände gegeben werden kann, und Sie sich, in Frieden und Wohlstand, Ihrer gewohnten Rechte, Gesetze und Institutionen erfreuen können.»

Das hörte sich alles ziemlich gut an. Unter Führung des klugen Brigadekommandeurs würde während einer kurzen Phase das Militär regieren und der ganze Schmutz und die Unordnung, die von der deutschen Besatzung auf den Inseln zurückgeblieben waren, würden auf straffe soldatische Art beseitigt werden. War diese Aufgabe einmal erledigt, konnte die Regierungsgewalt wieder an Churchills «geliebte Kanalinseln» übergeben werden. Man strebte einen behutsamen und friedvollen Weg zur Normalität an.

Doch leider sollte es entgegen allen Erwartungen so einfach nicht werden – bei Weitem nicht. In der Besatzungszeit war einiges vorgefallen. Wie es schien, hatten die Zivilregierungen auf den Inseln mit dem Feind kollaboriert. Menschen waren aus ihren Häusern vertrieben und nach Deutschland – nach Biberach, Wurzach und Laufen – deportiert worden. Andere Inselbewohner wiederum hatte man brutal verprügelt, ausgehungert und misshandelt.

Damit nicht genug, einige hatten in deutschen Konzentrationslagern den Tod gefunden. Zwar hatten alle unter dieser Zeit gelitten, doch wurde man das Gefühl nicht los, dass es auch ein paar Einzelne gab, die vom Unglück anderer profitiert hatten. Etwa die Schwarzmarkthändler, die so vieles hatten, woran es anderen fehlte; oder die vielen Denunzianten, die für Geld oder auch aus reiner Bosheit ihre Mitbürger verraten hatten; oder die «Jerry bags», die mit den Soldaten der Wehrmacht fraternisiert hatten.

Inselfrauen, die sich mit dem Feind ins Bett legten und dabei keinen Gedanken an England verschwendeten.

Was war mit der Arbeit der Inseloberen im Kontrollgremium auf Guernsey und dem Obersten Rat auf Jersey? Hatten sie nicht, wie viele behaupteten, ihre Pflicht, die eigenen Bürger zu schützen, vernachlässigt? Waren sie nicht bis zum letzten Mann zu Quislingen geworden, mehr darum besorgt, den deutschen Herren zu gefallen als das Wohlergehen der eigenen Gemeinde zu wahren? Hatten sie nicht die Massnahmen gegen die Juden stillschweigend hingenommen? Hatten sie nicht Listen erstellt, worin jene Personen verzeichnet waren, denen die Deutschen schaden wollten? Hatten sie nicht die repressiven Zwangsverordnungen der Deutschen verwaltet, dem Feind auf Schritt und Tritt treu zur Seite gestanden und damit wider die Interessen der Einheimischen gehandelt? Die Kollaborationsvorwürfe wurden immer lauter. Die Regierungen der Inseln – Leute wie Coutanche und Carey, Leale und Aubin, Orange und Sculpher – hatten ihre Bürger verraten und sie schutzlos dem Feind ausgeliefert. Mussten die verantwortlichen Personen nicht für ihre Sünden zur Rechenschaft gezogen werden?

Gehörte ausserdem die veraltete und gescheiterte Regierungsform der Inseln nicht überhaupt in Frage gestellt? Sollte nicht stattdessen eine neue, modernere Verfassung an ihre Stelle treten? Vergeltung für die Vergangenheit und eine neue Verfassung für die Zukunft – genau das verlangten sehr viele Bürger der Inselgemeinden. Das entsprach aber nicht wirklich den Absichten der britischen Regierung. Diese reagierte blitzschnell und gab bekannt, welche Haltung sie bezüglich der Okkupation einnehmen würde.

Begleitet vom parlamentarischen Staatssekretär Lord Munster besuchte der britische Innenminister Herbert S. Morrison am 15. Mai die Inseln. Seine Exzellenz war bekanntermassen auf einem Auge blind; wie es schien, war er ausserdem fest entschlossen, auch mit dem gesunden Auge nicht allzu genau hinzusehen. Er blieb zwei Tage auf den Inseln und verbrachte die meiste Zeit damit, den versammelten Bürgern zu erklären, welche hervorragende Arbeit die Obrigkeit der Inseln während der Besetzung geleistet hatte, und wie mutig das Verhalten der Zivilbevölkerung gewesen war.¹⁰⁶

Norman Le Brocq, Mitglied der KP auf Jersey und der dort ansässigen Demokratischen Bewegung, derjenige, der im Geheimen geplant hatte, den Bailiff zu ermorden, war entsetzt, als er Morrison sprechen hörte. Dieser habe offen verkündet, dass es zwar geringfügige Kollaboration während der deutschen Okkupation gegeben habe und geringfügiges Fehlverhalten einiger Insulaner, die grosse Mehrheit allerdings Loyalität bewiesen habe. Diese geringfügigen Verfehlungen würde man nicht weiter verfolgen. Vor dem Inselparlament war Morrison noch deutlicher: «Sollte irgendetwas geschehen sein, das übertüncht werden muss, werde ich mich darum kümmern.»

Mit anderen Worten würden sich die Inseloberen weder wegen Kollaboration noch wegen Verrats zu verantworten haben. Über jede Art von zwielichtigem Verhalten während der Besatzungszeit sollte der Mantel des Schweigens gebreitet werden. Die Inselbewohner konnten sich darauf freuen, dass jene, die ihre Inseln zu Kriegszeiten regiert hatten, mit Ehrungen überhäuft werden würden, da sie sich trotz der ungünstigen Umstände tapfer geschlagen hatten. Sie hatten somit Churchills Doktrin der britischen Ausnahmestellung, die für die Darstellung des unerschrockenen und glorreichen Kampfes der Briten gegen einen monströsen Feind so zentral war, nicht untergraben.

Freilich passte der Umstand, dass die Kanalinseln besetzt worden waren, nicht gut zu dieser bevorzugten Darstellungsweise der Briten. Denn hier gab es nun britische Bürger, die kapituliert hatten, ohne an den Stränden, in den Strassen oder überhaupt irgendwo zu kämpfen, überdies hatte es nicht eine Widerstandshandlung auf den Inseln gegeben, die den Tod auch nur eines Deutschen zur Folge gehabt hätte. Die Inselbewohner wurden beschuldigt, sich gegenüber ihren deutschen Herren und Meistern «duckmäuserisch», «unterwürfig», «kollaborativ», «kleinmütig» und «feige» verhalten zu haben. Nicht: heldenhaft, aufsässig, todesmutig oder kühn wie der von Churchill evozierte Modellbrite. Es musste also etwas geschehen, um die Insulaner in den Schoss der Nation zurückzuholen und es musste schnell geschehen.

Dass es eine Besetzung gegeben hatte, konnte nun nicht bestritten werden. Die Kanalinseln waren eben fünf lange Jahre besetzt gewesen. Als einziges britisches Territorium hatten sie unter feindlicher Herrschaft ge-

standen. Aber was, wenn die Geschichte dieser eigenartigen Besetzung als Geschichte eines ehrenhaften, tapferen, schneidigen und entschlossenen Durchhaltevermögens, wenn auch nicht eines eigentlichen Widerstands im Angesicht eines übermächtigen Feindes erzählt werden könnte? Lag hierin nicht die Möglichkeit, die Besetzung der Kanalinseln zu einem weiteren Kapitel im Buch des ruhmreichen britischen Kriegs zu machen? Sah man die Dinge so, konnte man selbst die Niederlage, die die Okkupation darstellte, zu einem weiteren Triumph des unbeugsamen britischen Kampfgeistes machen. Aus einem erlittenen Rückschlag würde so ein grosser Sieg. Wenn dies allerdings die massgebliche Interpretation werden sollte, war das Gerede über Kollaboration oder dem Feind geleistete Hilfe kontraproduktiv. Kleinere Fehler konnten natürlich durchgehen, denn selbst unter den edlen Briten gab es missratene Elemente. Aber diese würden, sollten, durften das Idealbild des sich gegen den deutschen Aggressor tapfer zur Wehr setzenden Briten nicht in Frage stellen. Als vermeintliche Vertreter all dieser Nationaltugenden konnten die Insulaner nun nach fünf Jahren Barbarei mit weisser Weste in die britische «Familie» wiederaufgenommen werden. Tapfer hatten sie alles durchgestanden und dabei den Union Jack hochgehalten. Nichts gab es, wofür man sich schämen musste, alles war zu preisen. Die Insulaner hatten getan, was sie konnten und nun war das langersehnte Ende dieses aussergewöhnlichen Abschnitts ihrer Geschichte gekommen.

Hinter dem frohgemuten Gerede eines schnellen und ehrenhaften Schlussstrichs unter die Erfahrung der Besetzung verbarg sich allerdings noch ein weiterer entscheidender Faktor, der die Agenda der britischen Regierung auf den Kanalinseln bestimmte, und zwar folgender: Es ist nicht ganz richtig zu sagen, dass sich die Kanalinseln dem Feind ergeben hätten. Vielmehr übergab die britische Regierung in London sie dem Feind. Sie liess die Inseln ohne jegliche Verteidigung zurück. Alle Soldaten waren evakuiert worden, keine Luftsicherung, keine Marineeinheit waren mehr vorhanden, um die Inseln zu verteidigen. Dieser Verrat war in den Augen vieler ein schweres Vergehen gegen die Inselbevölkerung, ja sogar eine Sünde, für die jemand zu büssen hatte. Wie es scheint, kam es zu einer Art stillschweigender Abmachung: Die Insulaner würden über diesen zu An-

fang des Kriegs begangenen Verrat der Briten hinwegsehen und im Gegenzug würden die Briten nicht nur etwaiges Fehlverhalten der Insulaner während der Besetzung vergeben, sondern es ganz aus ihrem Gedächtnis tilgen. Sehr effektiv wusch hier also eine Hand die andere und viele Regierungsbeamte, die an der Wiedereingliederung der Inseln beteiligt waren, bestanden hartnäckig auf dieser geräuscharmen Lösung, die allen Beteiligten erlaubte, die Besatzungszeit mit einem gewissen Mass an Ehre und Achtbarkeit hinter sich zu lassen.

Vergib und vergiss – wasche alles rein (wenn nötig) – lass die Besetzung hinter dir, ohne zurückzuschauen. Dies war Morrisons Sicht der Dinge. Doch wurden die Stimmen immer lauter, die forderten, dass den schwerwiegenden Vorwürfen der Kollaboration, die alle Gesellschaftsschichten betrafen, nachzugehen sei. Einige Inselbewohner waren nicht bereit, zu vergeben und vergessen. Nicht der mutmassliche «Verrat» der Briten im Jahr 1940 erzürnte sie. Was die Protestierenden empörte, war das Verhalten der Inseloberen, die mit den Deutschen «kollaboriert» hatten und die Aktivitäten der Profitjäger auf dem Schwarzmarkt, ganz zu schweigen von «Jerry bags», «troop-carriers» («Truppentransporter», das waren jene Frauen, die mit einem Deutschen ein Kind gezeugt hatten) und Denunzianten. Die Inselbewohner waren unzufrieden und der Mann, der sich mit ihrer Wut und ihren Klagen befassen musste, war der Brigadekommandeur A. E. Snow.

Snow war ein fähiger Kopf, der sich nicht zu vorschnellen Urteilen drängen liess und stets bereit war, zuzuhören und vor allem zu verstehen und mit den Inselbewohnern mitzufühlen, die sich im Sommer 1945 in einer so besonderen und vertrackten Situation befanden. Wut und Hass lagen in der Luft, vor allem auf Jersey, so dass Snow sich genötigt sah, die militärische Präsenz über die drei ursprünglich vorgesehenen Monate hinaus zu verlängern.

Er begann seine Nachforschungen, unterstützt von einer 20-köpfigen Einsatztruppe für Zivilangelegenheiten, die der Liberation Force angehörte. Ihre Aufgabe war es, den Anschuldigungen nachzugehen und die Verdachtsfälle, dass sich jemand eines feigen kollaborativen Verhaltens oder krimineller Aktivitäten während der Okkupation schuldig gemacht

könnte, zu untersuchen. Nicht nur Brigadekommandeur Snow hatte Interesse an diesen Untersuchungen, die besonders die Vorsitzenden der Zivilverwaltung betrafen. Es gab viele Fragen, die im Hinblick auf diese Männer zu stellen waren. Das Innenministerium wandte sich an Lordrichter du Parcq, von dem angenommen wurde, er habe einen guten Einblick in die Angelegenheiten der Insel. Er stammte aus Jersey, hatte während des Krieges zusammen mit Lord Portsea einige noch vor der Besetzung auf das Festland geflohene Kanalinsulaner unterstützt und dabei erstklassige Arbeit geleistet. Er war Vorsitzender des Komitees für Flüchtlinge von den Kanalinseln, das Geld auftrieb, um die Abertausende von Flüchtlingen, die sich im Juni 1940 auf das Festland abgesetzt hatten, finanziell zu unterstützen, ihnen Kleidung zu verschaffen und ihnen beratend beizustehen. Er besass eine enorme Überzeugungskraft: Ebenfalls 1945 startete er über die BBC einen Aufruf im Namen der Inselflüchtlinge und es gelang ihm, mehr Geld zu sammeln, als jemals zuvor bei einer vergleichbaren Spendenaktion zusammengekommen war.

Du Parcq reiste auf die Inseln, um Nachforschungen anzustellen. Er blieb nicht länger als Morrison vor ihm, aber er übergab das Ergebnis seiner äusserst knappen Untersuchungen dem Innenministerium. Er identifizierte zwei potentielle Problembereiche. Der erste betraf die Einstellung der zwei Inselregierungen zu den Deportationen von 1942: «Ich denke, es spricht einiges dafür [...], dass die Obrigkeiten sich hätten weigern sollen, Beihilfe zu diesem Verstoss gegen das Völkerrecht zu leisten. Ich habe mit der Kommission für Kriegsverbrechen einige Gespräche über dieses Thema geführt, und ich weiss, dass sie die Verfolgung der deutschen Verantwortlichen empfiehlt [...]. Ich würde mich besser fühlen, wenn ich wüsste, dass energisch gegen diese vorgegangen wird.»

Der Lord glaubte, die Inselobrigkeiten seien schwach und ineffektiv gewesen und hätten sich vielleicht sogar der Beihilfe zu einem Kriegsverbrechen schuldig gemacht. Ausserdem beunruhigte ihn das Verhalten des Guernseyer Bailiffs, Victor Carey, vor allem, dass dieser die britischen Einsatzkräfte in einer von ihm selbst unterschriebenen Bekanntmachung anlässlich der Überfallkommandos als «Feinde» bezeichnet hatte. Auch

Careys berüchtigte «V»-Bekanntmachung irritierte ihn. Carey hatte ja dort eine Belohnung von £ 25 ausgesetzt für den, der Auskunft geben konnte über Mitbürger, die auf der Insel Victoryzeichen anbrachten. Das roch dem adligen Justizbeamten nach einem Quisling.

Regelmässig wurden diese Kollaborationsvorwürfe gegen Carey erhoben, und das obwohl er bereits am 25. Juni 1945 eine kaum angreifbare und sehr plausible Erklärung geliefert hatte. Die von ihm unterschriebenen Bekanntmachungen waren, wie er beteuerte, nicht von ihm, sondern von den Deutschen verfasst worden. Ihr Wortlaut war ihrer, nicht seiner.

Nur im Falle des «V»-Zeichens sei das anders gewesen: «Ich allein war verantwortlich für diese Bekanntmachung; denn zu jener Zeit war ich sehr besorgt über die Reaktion der Deutschen, als sie entdeckten, dass trotz der ersten Warnung überall auf den Inseln weitere ,V'-Zeichen aufgemalt worden waren, ja sogar an den Torpfosten der Häuser, in denen deutsche Offiziere und Soldaten einquartiert waren. Ich hatte eine heftige Auseinandersetzung mit dem Feldkommandanten, er drohte mit allerlei Vergeltungsmassnahmen, ich hatte Angst, sie würden Geiseln nehmen (wie ich erfuhr, hatten sie eine Liste mit 80 Personen) und dachte daher, dass eine Bekanntmachung dieser Art der einzige Weg wäre, um der Sache Einhalt zu gebieten, was innerhalb weniger Tage auch gelang.»

Als Nächster kam Generalstaatsanwalt Theobald Mathew höchstpersönlich auf die Inseln, um die Wahrheit über die Sünden der Besetzung ans Licht zu bringen. Er sprach ausschliesslich mit den Obrigkeiten der Inseln, nicht mit den Aufrührern auf den Strassen. Er beschäftigte sich mit jenen schwerwiegenden Angelegenheiten, die bereits du Parcq beschäftigt hatten; im Zentrum stand die Affäre Victor Carey. Ausserdem befasste er sich mit der Rolle der Insulaner bei der Umsetzung der von der Inselverwaltung angeordneten Deportationen von 1942. Er hörte sich Bailiff Coustances Verteidigung seines Verhaltens genau an, die darauf hinauslief, dass er die Deportationsbefehle der Deutschen schliesslich hätte befolgen müssen, um zu verhindern, dass die Inselregierung komplett in deutsche

Hände gelangte. Dies wäre geschehen, wenn der Oberste Rat zum Zeichen des Protests zurückgetreten wäre.

Seiner Ansicht nach war das eine Angelegenheit, in der es hiess, «Folge leisten oder sich direkte deutsche Herrschaft einhandeln», was vermutlich eine Herrschaft der SS bedeutet hätte. Der Oberstaatsanwalt konnte seine Position nachvollziehen. Unter anderem auch aus diesem Grund war Mathew der Meinung, dass Alexander Coutanche geschickt und klug gehandelt hatte und daher weder Tadel noch Strafverfolgung, sondern vielmehr Lob und Anerkennung verdient hatte.

Die vom Innenministerium verfolgte Strategie des Vergebens und Vergessens war erfolgreich. Keinerlei Vergehen waren entdeckt worden, die einer Vergebung oder einer politischen Amnesie bedurft hätten. Natürlich gab es hie und da «mangelndes Urteilsvermögen» zu beklagen und die Inselobligkeiten hatten mit den Deutschen zusammengearbeitet, aber das war keine echte Kollaboration à la Quisling gewesen, wie sie etwa während des Vichy-Regimes stattgefunden hatte, sondern eher eine erzwungene Kooperation zwischen der haushoch überlegenen Besatzungsmacht und den besetzten Inseln, die ohne jegliche Verteidigung von der britischen Regierung zurückgelassen worden waren. Die Insulaner hatten den deutschen Befehlen Folge geleistet, weil sie gar nicht anders konnten. Kollaboration im eigentlichen Sinne war dies nicht. Das Innenministerium in Person von James Chuter-Ede, Morrisons Nachfolger in der wiedergewählten Attlee-Regierung, war hochofret.¹⁰⁷ Das kann man allerdings nicht von jedem behaupten, der mit dem Fall der Kanalinseln zu tun hatte.

Eine kleine Gruppe von Beamten des MI5 kam auf die Inseln mit einer Mission: jede «Kollaborationshandlung» festzustellen und jeden auffindbaren «Kollaborateur» aufzuspüren. Für sie kam es nicht in Frage, das Verhalten der Inselobligkeiten – oder von sonst jemandem – während der Besetzung mit solch kulanter Nachsicht zu beurteilen wie das Innenministerium. Diese Beamten waren sehr eifrig bei ihren Nachforschungen und gnadenlos in ihrem Urteil. Dieser kleine Trupp wurde angeführt von J. R. Stopford, einem jungen Major, dem der scharfäugige Major Alan d'Egville assistierte. Sie waren einsatzbereit – und was sie entdecken sollten, konnte ihnen nicht gefallen! «Tatsache ist, dass unsere Einsatzkräfte, als

sie auf Guernsey landeten, entdecken mussten, dass weder irgendein Beamter versucht hatte, Informationen zu sammeln, die für unsere Arbeit von Bedeutung hätten sein können, noch dass die nötige Vorarbeit geleistet worden war, wie es bei einem pflichtbewussten britischen Beamten zu erwarten gewesen wäre.» (Bericht an das Innenministerium 1945)

Seit Anbeginn der Untersuchungen stand also die Haltung der Inselregierungen unter Beschuss; sie war weit davon entfernt, dem zu entsprechen, was man von einem guten britischen Patrioten erwarten konnte. Das kam fast einem Verrat gleich, aber was sollte man von einer Inselbevölkerung, wie Captain Dening sie in einer Mitteilung vom 3. Juli 1945 beschrieb, auch erwarten (interessanterweise stimmt seine Beschreibung der Inselbevölkerung ziemlich genau mit der des Berichts von Pfeiffer überein): «Konsens war, dass die Mehrheit der Einwohner der Insel – normannische Bauern und beschränkt, was Charakter und Ansichten betrifft – Deutschen und Engländern mit derselben Gleichgültigkeit begegnet, solange nur ihr materieller Wohlstand unberührt bleibt. Sie lebten während der gesamten Besatzungszeit unter einer Regierung, die nur ihre beschränkten Interessen im Sinn hatte und, um diese zu erreichen, bereit war, eine Haltung bloss nomineller Loyalität zu Grossbritannien einzunehmen.»

Sie waren mit Kritik an jenem untergeordneten Menschenschlag schnell bei der Hand und natürlich war der Bailiff von Guernsey, Victor Gosselin Carey, ihr vorrangiges Ziel: Wenn es jemals einen Kollaborateur gegeben hatte, dann war es dieser. Und wie abscheulich waren seine Verbrechen! «Der Bailiff auf Guernsey war den Deutschen gegenüber sehr freundlich und kooperativ eingestellt. Wir haben vom Bailiff selbst verfasste Zeitungsartikel entdeckt, in denen er klar und deutlich einen Einwohner als bössartig verurteilt, der Telefonkabel der Deutschen durchgeschnitten hatte. Dagegen preist er die tugendhaften Deutschen für ihr freundliches und ritterliches Verhalten, während er den Bewohnern der Insel in einem anderen Artikel empfahl, ein deutsches Konzert zu besuchen, von dem er sagte, es werde bezaubernd sein; dabei äusserte er sich über die Deutschen in unnötig schmeichelhafter Weise.»

In diesem Bericht, der im August 1945 an das Innenministerium ging, werden zudem die beiden von Carey unterschriebenen Bekanntmachungen vom Sommer 1941 höchst kritisch beurteilt: die das «V»-Zeichen betreffende Mitteilung und jene, in der die britischen Soldaten geleistete Hilfe zur Sprache gebracht wird. In dieser Bekanntmachung hatte Carey die Insulaner darüber in Kenntnis gesetzt, dass jede Person, die entflozene Kriegsgefangene beherberge oder verstecke, mit dem Tode bestraft würde; auch wer Angehörigen feindlicher Streitkräfte zur Flucht ver helfe, würde mit dem Tode bestraft werden.

Careys Bezeichnung der britischen Militärangehörigen als «feindliche Streitkräfte» war in den Augen der MI5 Beamten äusserst anstössig und offenbarte die Mentalität eines Quislings. Schlimmeres sollte noch kommen. Es tauchte ein Brief auf «in seiner Handschrift» (damit gab es über seine Autorschaft keinen Zweifel), der ihn gänzlich zum Pierre Laval der Kanalinseln machte. Er folgt hier in ganzer Länge: «Der Lieutenant Governor und Bailiff hat die Freude, den Inselkommandanten, seinen Adjutanten Fürst von Oettingen und Dr. Reffler zusammen mit dem Dolmetscher in Le Vallon, am Sonntag den 6. Juli um 17.30 Uhr zu einem Glas Wein einzuladen.»

Für die Ermittler des MI5 war das ein handfester Beweis für eine strafbare kollaborative Haltung. Zum Glück für den alten Bailiff wurde der Brief vom Oberstaatsanwalt Theobald Mathew nicht als Beweis anerkannt. Dieser hatte, was Careys Tun zu Zeiten der Okkupation anbelangte, eine nachsichtigere, sogar milde Sicht der Dinge; dazu zählte auch die «V»-Bekanntmachung. Aus seiner Sicht zwar eine Sünde, aber eine lässliche. Niedergeschlagen berichtete Dening an Stopford: «Das Vergehen als solches, so wurde befunden, verdiene nicht mehr als vier Tage im Stock auf dem Marktplatz einer englischen Provinzstadt. Wir wünschten uns einen Pranger in St. Peter Port, eine vom Verhalten ihrer Obrigkeiten empörte Bevölkerung,¹⁰⁸ reichlich ausgestattet mit dem, was sie selbst anbauen – vor allem, wenn es nicht mehr geniessbar ist.»

Sibyl Hathaway, die Dame von Sark, war die Nächste auf der Liste der zu tadelnden Personen. Victor Carey hatte in antibritischer Manier gehandelt, als er die Deutschen zum Wein einlud. Was aber die Dame sich hatte zuschulden kommen lassen, war noch um einige Stufen unpatriotischer:

Sie hatte die Deutschen mehrere Male zum Abendessen eingeladen! «Die Dame war eine Freundin von Dr. Mass [Maass], Fürst von Oettingen und General von Schmettow, die sie öfters an Wochenenden besuchten. An Ostern 1945 wurden Zachau, Schneeberger und andere zu einem Hummerfestessen eingeladen. Die Dame of Sark behielt während der gesamten Okkupation ihren Besitz und ihre Privilegien; ihre Gärten wurden trotz Kriegslandwirtschaft nicht angerührt.»

Deutsche Generäle, Aristokraten und Intellektuelle essen an einem Tisch mit einer britischen Adligen! War dieses «schmeichlerische und freundliche Benehmen den Deutschen gegenüber» nicht eine Form von Kollaboration, die zu bestrafen war? Stopford, d'Egville und Dening bejahten diese Frage.

Beim britischen Geheimdienst war man mit harten Urteilen – etwa gegen John Leale, den Präsidenten des Kontrollgremiums auf Guernsey – nicht ganz so schnell bei der Hand. Tatsächlich war Leale mit einer sehr langen Rede, die er im Royal Court von Guernsey hielt, jeglicher Untersuchung zuvorgekommen. Eloquent und überzeugend rechtfertigte er sein Verhalten während der Besetzung. Dening berichtet: «Der Oberstaatsanwalt war auch an Leumund und Charakter des Jurats Leale interessiert, dessen Fähigkeit und Scharfsinn allgemein anerkannt sind. Es ist in Anbetracht der dürftigen Beweislage unwahrscheinlich, dass seine Aussage, stets im Interesse der Öffentlichkeit gehandelt zu haben, widerlegt werden kann.»

Das war zweifellos wahr. John Leale lieferte eine Verteidigungsrede,¹⁰⁹ die so vollkommen war, wie man es sich in Anbetracht der moralisch schwierigen Bedingungen während der Besetzung nur wünschen konnte. Er selbst hatte ganz zu Anfang verkündet, dass man den Deutschen keinerlei Widerstand leisten dürfe, andernfalls müsse man mit «schrecklichen Strafen» rechnen: «Das Militär ist fort. Wir sind Zivilisten.»

Die Inselobrigkeiten waren damit beauftragt worden, nach bestem Wissen und Gewissen zu regieren, auch wenn aus London keine weiteren Anweisungen erfolgten. Sie sollten im Interesse der Bürger handeln. Diesem Befehl kamen Leale und die Mitglieder seines Kontrollgremiums pflichtbewusst nach. Seinem Urteil zufolge konnte er die Interessen der Inselbe-

wohner nur dann schützen und fördern, wenn er eine Politik verfolgte, die nicht Widerstand gegen die Besatzungsmacht, sondern eine Kooperation mit ihr anstrebte. Er könnte wie auch Reverend Ord der Meinung gewesen sein, es sei besser, sich mit einem bissigen Hund anzufreunden, als ihn zu reizen. Vor diesem Hintergrund schien ihm eine umsichtige Kooperation mit den Deutschen die beste Lösung zu sein. Kollaboration war das nicht, man wollte den Deutschen nicht dabei behilflich sein, ihre Kriegsziele zu erreichen. Eine Detente wollte man bewirken, um Leben, Freiheit und Eigentum der Insulaner zu schützen.

Anders ausgedrückt: Leale und seine Mitarbeiter versuchten, die Zivilregierung im Interesse der eigenen Leute zu führen, wie es von britischer Seite aus befohlen worden war. Trotz aller Zweifel des britischen Geheimdienstes schien John Leale ein ehrenhafter Mann zu sein, der ehrenhaft seine Arbeit tat, so gut er es vermochte. Ein Quisling? Das war er nicht!

Schliesslich zog der MI5 eine Insel weiter nach Jersey, um das Verhalten des Bailiff Alexander Moncrieff Coutanche unter die Lupe zu nehmen. Aber auch hier war nur wenig zu holen, das den pauschalen Kollaborationsvorwurf gerechtfertigt hätte. Widerwillig stellte man fest:

«Die Haltung der States und des Bailiff gegenüber den Deutschen scheint nicht so unnötig freundlich gewesen zu sein wie auf Guernsey. Trotzdem war es alles andere als zufriedenstellend.» Coutanche hatte die Deutschen bestimmt nicht auf ein Glas Wein eingeladen, oder mit ihnen ein Hummerfestessen veranstaltet! Aber: «Ein Thema erzeugte weiterhin allgemeine Verbitterung: das der Deportation. Die Namen und Adressen jener Personen, die die Deutschen für diesen Zweck benötigten, hatten ihnen die Regierungsbeamten verschafft. Dass sie das getan hatten, nahm man ihnen übel. Im Allgemeinen war man der Meinung, dass man die Deutschen selbst ihre Drecksarbeit hätte erledigen lassen sollen. Einigen Mitgliedern der States und Leitern der Ministerien wird vorgeworfen, dass sie ihre Position ausgenützt hätten, um an Gebrauchsgegenstände zu kommen, die der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglich waren. Die Regierung

verteidigt sich damit, dass diese nicht für alle gereicht hätten. Trotzdem scheint die Einstellung der States von Jersey weniger kollaborativ gewesen zu sein, daher ist das Verhalten der Einwohner Jerseys weniger zu verurteilen, als das der Bewohner von Guernsey.»

Auf beiden Inseln kamen Stopford und seinem Team Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, Gerüchte, Vorwürfe und Beschimpfungen unterschiedlichster Art zu Ohren. Es galt herauszufinden, ob etwas Wahres daran war. Am 8. Juli 1945 informierte d'Egville Stopford in einem langen Brief über den Fortschritt seiner Ermittlungen auf Guernsey; verzweifelt merkte er an, dass die Arbeit schwierig, wenn nicht gar aussichtslos sei. Den Kern des Sendschreibens bildet eine Beobachtung über die Leute auf den Kanalinseln: «Von den Einwohnern der Inseln kann insgesamt gesagt werden, dass sie die Deutschen als keinen schlechten Ersatz für die anderen ‚Ausländer‘ (uns) akzeptierten und mit ihnen auf gutem Fuss standen. Man kann sicher sein, dass in den Tanzsälen und bei den Feierlichkeiten, wo man unseretwegen jetzt ein solches Gewese macht, die gleichen Leute nur drei Monate vorher für die Deutschen schwärmten. Das gilt für alle Gesellschaftsschichten.»

D'Egville hatte in der Tat mit vielen Insulanern unterschiedlichster Schichten gesprochen, von der obersten zur untersten. Trotzdem kam er nicht recht weiter, denn: «Man hat den Eindruck, dass jeder über jeden etwas zu erzählen hat, dass jeder den Nächsten der Kollaboration beschuldigt, um dann selbst deswegen beschuldigt zu werden.» Der einigermaßen frustrierte Major beklagte sich darüber, dass die Inselbewohner untereinander in derart innigen Ehe-, Verwandtschafts- und Abhängigkeitsbeziehungen stünden, dass es, «wenn überhaupt, nur wenige Leute gibt, auf deren Informationen man sich verlassen kann, denn jeder, über den sie Bericht erstatten sollen, ist auf irgendeine Weise mit ihnen verschwägert, hat geschäftliche Beziehungen mit ihnen oder steht in einem gesellschaftlichen Verhältnis zu ihnen. Es stellte sich heraus, dass viele, die ich für mögliche Kontaktpersonen hielt, völlig ungeeignet waren. Sie vertuschen und decken sich dabei gegenseitig. Das heisst nicht, dass sie gewisse Handlungen nicht kritisieren, die des Bailiffs zum Beispiel. Aber nur, wenn er

ihnen nicht nahesteht. Und letzten Endes werden sie den Bailiff und alle anderen Obrigkeiten immer unterstützen. Die Bevölkerung ist so klein und so eng miteinander verflochten, dass die Leute, wenn sie nicht wollen, dass ihr Geschäft leidet, sich mit allen anderen gut stellen müssen. Sie sind genötigt, geflissentlich über vieles hinwegzusehen, wenn nur der andere im Gegenzug auch wegsieht.»

Die Offiziere des MI5 sollten bei ihren Ermittlungen in Sachen Kollaboration noch mehr Steine in den Weg gelegt bekommen. Der Oberstaatsanwalt Theobald Mathew erklärte, dass es keine Gesetzesgrundlage gäbe, um jene der Kollaboration beschuldigten Personen vor Gericht zu stellen. Der angemessene rechtliche Rahmen wäre der Artikel 2a aus dem *Defence Regulations Act* von 1939 gewesen: «Wer mit der Absicht handelt, den Feind zu unterstützen und damit die öffentliche Sicherheit, die Verteidigung des Königreichs oder den Erfolg der Kriegsführung gefährdet, wird mit lebenslanger Zwangsarbeit bestraft.»

Eine eindeutige Aussage. Anklage wird gegen jeden erhoben, der mit dem Feind kollaboriert und ihn darin unterstützt, seine Kriegsziele zu erreichen. Unklar war jedoch, ob dieser *Defence Regulations Act* auch auf die Kanalinseln während der Besatzungsjahre von 1940-45 anwendbar war. Das Gesetz, soweit es die Kanalinseln betraf, wurde im August 1941 in London durch königlichen Erlass annulliert; weil aber die Inseln zu diesem Zeitpunkt bereits besetzt waren, konnte diese den *Defence Regulations Act* annullierende Verfügung nicht in den Royal Courts von Jersey und Guernsey registriert werden.

Aus verfassungsrechtlichen Gründen mussten alle königlichen Erlasse amtlich eingetragen werden, um auf den Inseln als Gesetz in Kraft treten zu können. Bei diesem Erlass war das nicht der Fall. Folgte nun daraus, dass er juristisch unwirksam war, und wenn ja, welchen rechtlichen Status hatte dann das Gesetz von 1939, das damals auf den Inseln registriert worden war? Anders gefragt: War der verzeichnete *Defence Regulations Act* von 1939 während der Besatzungszeit immer noch in Kraft oder war er – trotz der 1941 in den Courts nicht registrierten Annullierung – aufgehoben worden? Wurde die Annullierung des Gesetzes anerkannt, so konnte es auch keine Gerichtsverfahren gegen vermeintliche Kollaborateure geben.

Der entscheidende Mann in dieser Angelegenheit war natürlich Theobald Mathew. Er informierte Major Stopford über die Ungültigkeit des Gesetzes. Es wurde darüber nachgedacht, die Gerichtsverfahren anstelle des *Defence Regulations Act* mit dem *Common Law* zu rechtfertigen, das «Vergehen gegen die öffentliche Ordnung» betraf. Aber Stopford, d'Egville und Dening waren mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Kollaboration war etwas Schwerwiegendes: Sie zu einem «leichten Vergehen» herabzustufen, kam für sie nicht in Frage.

In die entgegengesetzte Richtung ging der neue Vorstoss, die der Kollaboration beschuldigten Personen unter dem *Treason and Treachery Act* vor Gericht zu stellen – allerdings ging er vielen zu weit. Die unter diesem Gesetz Verurteilten würden die Todesstrafe erhalten und gehängt werden. Selbst der übereifrige Major Stopford konnte diesen Vorschlag nicht gutheissen. Er und seine Mitarbeiter waren aber zunehmend frustriert, dass sie die Kollaborateure nicht zur Rechenschaft ziehen konnten. Ausserdem waren sie verstimmt, weil sie keinerlei Ermutigung oder Unterstützung seitens des Innenministeriums und des Oberstaatsanwaltes erhielten; ebenso wenig Hilfe war von der militärischen Übergangsregierung und Brigadekommandeur Snow zu erwarten, der ihre Bemühungen so sehr gering schätzte, dass es einer Beleidigung gleichkam. Das Team des MI5 hatte eine Liste mit Kollaborateuren zusammengestellt, elf Namen insgesamt, die sie alle vor Gericht bringen wollten, zusammen mit einer Anzahl harmloserer Delinquenten wie Schwarzmarkthändlern oder «Jerry bags».

Keinen von ihnen knöpfte sich Snow vor.¹¹⁰ Die von den Offizieren des MI5 zur Bekräftigung ihrer erhobenen Kollaborationsvorwürfe vorgelegten Beweise wurden von Snow als «unbrauchbar» abgeschmettert, da sie nur auf Hörensagen, Berichten aus zweiter Hand und blossem «Geschwätz» gründeten. Laut Snow hatten sie keinen stichhaltigen Beweis für die von ihnen erhobenen Vorwürfe. Sie hatten bestimmte Anlässe, bei denen die Obrigkeit ihre Verbindungen zu den Deutschen pflegte (das Hummerabendessen beispielsweise) «hochgespielt», um sie wie Kollaborationshandlungen wirken zu lassen. Sie hatten «aus einer Mücke einen Elefanten» gemacht und Carey, was übertrieben war, wie einen zweiten Pierre Laval behandelt.

Dening berichtet über die niederschmetternden Mitteilungen des schon leicht genervten Brigadekommandeurs: «Der Befehlshaber beteuerte, dass der Bericht nur eine Seite der Medaille vermittele, und dass, obwohl er ihm nicht widersprach, die Personen, gegen die Kritik laut werden könnte, unbedeutend seien.»

Denings Enttäuschung ist offenkundig. Trotz all seiner Bemühungen musste er hinnehmen, dass ihm seine Beute durch die Lappen ging; Kollaborateure liefen frei herum, obwohl ihre Schuld feststand. Er fährt fort: «In meinen Augen ist die Beweisführung unwiderleglich und ich kann nicht erkennen, auf welche Weise sich die gegenwärtige Verlegenheit des Home Office durch mildernde Umstände, die der Befehlshaber vorbringen könnte, verringern liesse. Selbst bei nachsichtigster Betrachtung kann die Inselregierung während der Besetzung nur als kleinmütig bezeichnet werden – besonders auf Guernsey.»

Alle Bemühungen von Stopford, d'Egville und Dening, die Inseln zu «dekontaminieren» und Dutzende von kriminellen Kollaborateuren vor Gericht zu bringen, liefen ins Leere. Der Staatssekretär mit besonderer Verantwortung für die Kanalinseln, Charles Markbreiter, der am Ende der Besetzung immer noch im Amt war, hatte «kein Interesse» daran, den Kollaborationsvorwürfen nachzugehen. Theobald Mathew, Chuter-Ede und Brigadekommandeur Snow sträubten sich ebenfalls, den Insulanern vorzuwerfen, rechtswidrig mit dem Feind zusammengearbeitet zu haben. Dening hatte Recht.

Das Innenministerium wollte Beschwichtigung und Versöhnung, alles, was dem widersprach, wurde ignoriert und stand nicht zur Debatte. Das betraf auch die Arbeit von Major Stopford und seiner kleinen Gruppe von «Unruhestiftern». Nicht einen Insulaner konnten sie vor Gericht bringen, um ihn wegen Kollaboration anzuklagen. Schnell kam die Meinung auf, dass sich die Insulaner selbst um diese Sünder kümmern sollten. Der moralisierende Major schrieb das am 31. Mai 1945 an Dening: «Hiermit sende ich Ihnen Dokumente und Fotografien, die deutschen Kriegsgefangenen abgenommen wurden. Diese zeigen das Ausmass der Kollaboration gewisser unangenehmer Individuen, meistens auf Guernsey. Im Fall der meisten Frauen scheinen sie von nicht hinlänglicher Art, aber ich sehe, dass auch einige Männer involviert sind, und ihr Verhalten ist wahrschein-

lich fragwürdiger. Wie es scheint, werden wir die meisten dieser Menschen nicht strafrechtlich verfolgen können – ja, nicht einmal einen von ihnen, es sei denn, wir finden unmittelbare Beweise für aktive Unterstützung des Feindes im Kampf gegen das Vereinigte Königreich. Daher kriegt man diese Frauen, vielleicht auch die Männer, am besten dran, wenn man ihnen gründlich auf den Zahn fühlt, aufschreibt, was sie sagen und dann öffentlich macht, dass man sie gesehen hat und weswegen. Ihre Mitbürger können ihnen dann das Leben so unangenehm und unbequem wie nur möglich machen. Das Verhalten dieser Frauen ist eine Schande und je mehr davon erfahren, umso besser.»

Die Sünder öffentlich blossstellen und sie ihren Mitbürgern ausliefern. Das kam einer Aufforderung zur Selbstjustiz gleich. Nicht unbedingt die klügste oder verantwortungsvollste Methode, um eine friedliche Nachkriegsregelung für die Inseln zu erreichen. Dieses Vorgehen unterschied sich allerdings nicht so stark von der offiziellen Richtlinie der britischen Regierung, die glaubte, eine Lösung gefunden zu haben, wie mit vermeintlich kriminellen Handlungen während der Besetzung umzugehen sei.

Den Obrigkeiten der Inseln wurde ein Persilschein ausgestellt; blieb nur noch die Frage, wie man mit Normalbürgern umgehen würde, die man beschuldigte, mit dem Feind verkehrt, kollaboriert oder auf dem Schwarzmarkt gehandelt zu haben, ganz zu schweigen von der «horizontalen Kollaboration». Die Antwort von Brigadier Snow und des Innenministeriums war einstimmig. Angesichts der schwierigen Beweislage, mit der man kein Gericht im Vereinigten Königreich überzeugen würde, befand man es für das Beste, die Klärung der gesamten Angelegenheit den Inselobrigkeiten zu überantworten. Ihnen oblag es, die Übeltäter angemessen zu bestrafen. Schwarzmarkthändler, die zu Kriegszeiten Gewinne erwirtschaftet hatten, wie etwa Timmer¹¹¹ auf Guernsey, sollten erheblich höhere Steuern zahlen. Die «Jerry bags» sollten ihrem Schicksal als Ausgestossene überlassen werden und die Ächtung und Verunglimpfungen durch ihre eigene Gemeinde ertragen. Das war genug der Strafe, dachte man – und unter diesen Umständen das einzig mögliche Vorgehen.

Aus Sicht des Innenministeriums konnte nun ein Schlussstrich gezogen werden. Nachforschungen über das Verhalten der Insulaner während der Besetzung waren angestellt worden und trotz Stopfords gegenteiliger Behauptung war, wie von der britischen Regierung erhofft, kaum ein strafrechtlich relevanter Sachverhalt entdeckt worden.

Coutanche und Leale waren aus dem Schneider: Sie und Quislinge? Nein! Victor Carey hielt man zwar für etwas zu nachgiebig im Umgang mit den Deutschen, in Anbetracht der Umstände konnte man ihm das aber nachsehen. Er hatte sich nicht der Kollaboration schuldig gemacht und konnte sich im Pantheon der Okkupations-Helden unter die anderen Inselobrigkeiten einreihen, die trotz aller Widrigkeiten das Ideal der britischen Ausnahmestellung aufrechterhalten hatten. Die Briten nahmen die aus dem Exil zurückkehrenden Insulaner wieder in den Schoß der Familie auf.

Am 20. August 1945 lobte der Innenminister James Chuter-Ede die Inseln im britischen Unterhaus: «Die Inseln haben allen Grund, stolz auf sich zu sein – und wir haben allen Grund, auf sie stolz zu sein. Dass man nach einer langen Leidenszeit in gewissen, unzureichend unterrichteten Kreisen dazu neigt, Anschuldigungen zu erheben, ist nicht überraschend. Aber ich hoffe im Hinblick auf die Zukunft der Inseln, dass in diesem Haus keine Äusserung getan wird, die dieser Neigung Vorschub leisten könnte.»

Die Inseloberen waren zufrieden. Sie sollten nicht wegen Kollaboration gehängt, sondern für die Erfüllung ihrer patriotischen Pflichten zu Rittern geschlagen werden. Alexander Coutanche, John Leale und sogar Victor Carey wurden in der Christmas Honours List von 1945 in den Ritterstand erhoben. In Anbetracht seines Beitrags im Dienste an der Öffentlichkeit ist es merkwürdig, dass Ambrose Sherwill nur den Orden des British Empire 3. Klasse (*Commander of the Order of the British Empire*) erhielt. Er musste vier weitere Jahre warten, bis er 1949 seinen Landsleuten in den Ritterstand folgte.

Epilog

Wie haben sich diese fünf langen Jahre der Besetzung durch die – wie von Aufsess selbst seine Landsleute genannt hat – meist gehassten Menschen der Welt ausgewirkt? Welchen Schaden haben sie verursacht? Welche Verluste erlitten? Die Besetzung Frankreichs hatte schliesslich furchtbare Auswirkungen auf die Moral und das Selbstbewusstsein der Gesellschaft. Hatte die Besetzung der Kanalinseln nun ähnlich traumatische Folgen für die Insulaner und wenn ja – wie sahen diese aus?

Eine Besetzung, wie sie die Insulaner zu erfahren hatten, wird niemals eine leicht zu verkraftende Angelegenheit sein. Auch wird es nie eine «Musterbesetzung» in jener Form geben, wie sie sich Ambrose Sherwill und John Leale vorstellten, in der Besatzer und Besetzte in einer vorschriftsmässigen, ethisch einwandfreien Weise im Rahmen der Haager Konvention interagieren. Es wäre wunderbar gewesen (um nicht zu sagen: es wäre ein Wunder gewesen), hätte es dort eine solche Besetzung gegeben, bei der die Deutschen ihr Wort halten und sowohl das Leben als auch die Freiheit der Insulaner schützen und die Insulaner als Gegenleistung Ruhe bewahren – das alles legitimiert durch Internationales Recht. In einem solchen Szenario hätte es keinen Raum gegeben für moralische Ambiguitäten; es hätte weder eines unehrenhaften Verhaltens noch eines Widerstands gegen die Eindringlinge bedurft. So wäre alles ruhig geblieben an diesem winzigen Abschnitt der Westfront. Jeder hätte das Internationale Recht buchstabengetreu befolgt-

Diese Richtung schlug die reale Besetzung allerdings nicht ein, sie war von einer ganz anderen Art. Sie wurde immer mehr zu einer schlimmen und oft traumatischen Erfahrung für die Insulaner. All diese Versprechen,

die grundlegenden Rechte der auf den Inseln lebenden Menschen zu bewahren und Leben und Freiheit zu sichern, erwiesen sich als bedeutungslos. Die Insulaner wurden von den zunehmend in Bedrängnis geratenen Deutschen willkürlich aus ihren Häusern geworfen, deportiert, zusammengeschlagen und einer Hungersnot ausgesetzt. Das hatte wenig mit den Feinheiten der Haager Konvention zu tun und war vielmehr purer Militarismus, Ausdruck von Hitlers Diktatur.

Mit der Zeit wandelten sich die Dinge zum Schlechteren. Die Menschen auf den Inseln waren zunehmend gespalten; viele Insulaner vertrauten ihrer Regierung nicht mehr und hielten ihre Anführer, gerade in Ermangelung irgendeines Gegenbeweises, für ängstliche Kollaborateure, ja Verräter bis auf den letzten Mann. Die moralische Substanz der Gesellschaft auf den Inseln schien ebenso schnell zu verrotten wie die physische. Es gab die Geißel der Denunzianten, die zu den Deutschen liefen, um Geschichten über ihre nächsten Nachbarn zu verbreiten (und das oft mit desaströsen Folgen). Da waren die Schwarzmarkthändler, die die elende Lage ihrer Landsleute ausnutzten, um sich zu bereichern. Da waren die «Jerry bags» und «troop-carriers», Frauen und Mädchen, die sich um den Widerstand nicht scherten und sich stattdessen zum Feind legten – und das sehr zum Entsetzen jener untadeligen Offiziere des so selbstgerecht denkenden Festlands, die 1945 diesen ruchlosen Verhaltensweisen nachgehen mussten. Schliesslich musste man den Anblick der Zwangsarbeiter ertragen – und das Wissen um ihr Schicksal. Diese Männer wurden aus Russland und der Ukraine herübergeschifft, um diese schönen Inseln in uneinnehmbare Festungen zu verwandeln.

Die Inselbewohner mussten nicht weit aus ihrer Haustüre heraussehen, um dieser hässlichen, mit Bestechlichkeit, Gewalt, Zerstörung und Tod erfüllten Wirklichkeit zu begegnen. Vom Lager Sylt bis zum Lager Paradise und vom Foulon-Friedhof bis zum Gloucester-Street-Gefängnis: niemals zuvor hatte es eine solche, von Menschen zu verantwortende Grausamkeit gegeben. Die belagerten Insulaner waren aber gezwungen, in einer solchen Welt zu leben, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Eine Welt, in der es die meiste Zeit über nicht genug zu essen gab und es

an Kleidung, Treibstoff und Medizin mangelte, um auch nur die Grundbedürfnisse zu befriedigen. Diese schrecklichen Umstände wirkten sich auf die Insulaner aus – auch wenn diese Auswirkungen natürlich sehr stark von Person zu Person variierten. Aber jede Insulanerin und jeder Insulaner hat, auf ihre oder seine eigene Weise, versucht, dieselbe Frage zu beantworten. Die zunächst ethische Frage: «Wie sollte ich mich verhalten, um meine moralische Integrität zu bewahren?», wandelte sich immer mehr zu einer existentiellen: «Was muss ich tun, um zu überleben?» Um es mit Bertolt Brechts lapidarer Formulierung zu sagen: «Erst kommt das Fresen, dann kommt die Moral!» Es gab wohl kaum einen Insulaner, ob hochgestellt oder von niederem Stand, der dieser Wahrheit nicht zugestimmt hätte. Wer wurde nicht in grösserem oder kleinerem Umfang dazu gezwungen, sich «windend [zu] krümmen niedrigem Vertrag», um das eigene Überleben und das der eigenen Kinder sicherzustellen – und niemand hätte ihnen deswegen Vorwürfe gemacht.

Viele der Insulaner bewiesen aussergewöhnlichen, auf moralischer Integrität beruhenden Mut im Dienste ihrer Mitbürger auf den Inseln, und – wie es immer der Fall ist – etliche taten es nicht. Elend spaltet die Menschen. Bob Le Sueur äusserte sich in diesem Zusammenhang folgendermassen: «Leute, die man gut kannte oder glaubte gut zu kennen, die konnten, wenn sie sich mit einer wirklich schwierigen Situation konfrontiert sahen, vom gutherzigen Menschen zum wahren Heiligen werden, andere, die einen gemeinen Charakter hatten – ich muss aufpassen, welches Wort ich verwende –, zeigten ihr wahres Gesicht.»

Wenn es für den gewöhnlichen Insulaner (sollte eine solche Figur jemals existiert haben) bereits schwierig gewesen ist, in der vergifteten Atmosphäre der Besetzung zu atmen, müssen es ihre Anführer erst recht so empfunden haben. Tatsächlich sind sie mehrfach beinahe erstickt. Es gab folgendes Problem: Kooperation mit den Deutschen, in welchem Ausmass und welcher Art auch immer, wurde von vielen, einschliesslich Winston Churchill, als moralisch verwerflich und grundsätzlich falsch empfunden. Jede Form der Verständigung mit dem Feind wurde quasi als Hochverrat aufgefasst. Denn das war ohne Zweifel eine ehrlose Gefährdung des tragenden Glaubens an die britische Einzigartigkeit, der darauf gründete, dass

die wahren Briten auf den Kanalinseln – anders als ihre erbärmlichen und ängstlichen französischen Nachbarn auf der anderen Seite des Wassers – niemals nachlassen und die Deutschen unerbittlich und zu jeder Zeit bekämpfen würden.

Die in der realen und ziemlich unangenehmen Welt lebenden Amtsträger der Inseln waren meilenweit davon entfernt, irgendeine Form von Opposition zu initiieren. Ganz abgesehen von der amtlichen Aufnahme deutscher Verordnungen am Royal Court erklärten sie sämtlichen Widerstand gegenüber Hitlers Männern zur strafbaren Handlung! Das waren tiefe und stürmische Gewässer für die Behörden auf den Inseln, und zahlreich waren die Kritiker, die sagten, dass die erste Sache, die über Bord ging, noch bevor die Besetzung überhaupt begonnen hatte, jener kostbare moralische Kompass gewesen sei, der ihnen beim Ausweichen der Riffe und Untiefen von Kollaboration und Servilität geholfen hätte.

Unterwürfigkeit, ja feige Zusammenarbeit mit dem Feind schien der Name dieses Spiels zu sein. Aber der Schein kann bekanntlich trügen, und das besonders in einer so aussergewöhnlichen Phase wie der Okkupation zu Kriegszeiten. Sowohl John Leale auf Guernsey als auch Alexander Coutanche auf Jersey (Dame Sibyl of Sark sollten wir vorsichtshalber ausser vor lassen, denn sie schien in ihrem aristokratischen Selbstverständnis unfähig gewesen zu sein, in der Besetzung überhaupt ein Problem zu sehen) waren geschickt und schnell darin, jegliche Zweifel über ihren Regierungsstil im Krieg zu beseitigen, indem sie auf die Wirklichkeit hinwiesen und so den äusseren Anschein schlicht zum Trug erklärten.

Sie haben nicht mit dem Feind «kollaboriert», sondern wählten ein viel subtileres Vorgehen, um den potentiellen Schaden einzudämmen. Diese Form der Widersetzlichkeit war die Einzige, die sie in ihrer Position zu leisten fähig waren. Es mag so aussehen, als wären sie unnötig krieche- risch und feige gewesen in ihrer Katzbuckelei gegenüber den Deutschen. Tatsächlich einigten sie sich, begrenzt zu kooperieren, um als Gegenleistung ihre Souveränität gewährleistet zu bekommen, die sie nötig brauchten, um im Interesse der Inselbewohner weiterzuregieren, wie ihnen von

der britischen Regierung aufgetragen worden war. Mit anderen Worten: Sie verwendeten ihren noch verbliebenen Einfluss, um ihrer Gemeinde in den fünf Jahren der Besetzung zu helfen und sie zu schützen. Dem Anschein nach halfen sie den Deutschen, in Wahrheit aber dienten sie ihren Leuten.

Diese Rechtfertigung ihres Verhaltens wurde schliesslich von den Briten akzeptiert, jedoch nie von einem ordentlichen Gericht untersucht. Es hat keine strafrechtliche Verfolgung gegeben. Niemand ist für hochverräterisches Handeln hingerichtet worden. Carey, Leale und Coutanche wurden zu Rittern geschlagen. Ruhe und Frieden sollte auf die Inseln zurückkehren – so kam es dann auch. Aber man vermisste etwas in dieser Nachkriegsvereinbarung. Der erfrischend offenherzige Joe Mière, von dem zuvor bereits die Rede war, hat das vollkommen richtig erkannt. Es gab keine Gerichtsverhandlungen am Ende der Besetzung. Es wurden keine offiziellen Nachforschungen über das mutmasslich kriminelle Verhalten einiger Insulaner angestellt. Niemand erhob vor einem etwa eigens dafür eingesetzten Gericht Anklage wegen ehrloser oder verräterischer Handlungen, weder auf den Inseln noch auf dem britischen Festland. All die Bagatelldelikte und Verbrechen (samt dem mit ihnen einhergehenden Leid), die sich während der Besetzung ereigneten oder von denen man bloss vermutete, dass sie sich ereignet hätten, wurden nie in einer breiteren Öffentlichkeit debattiert.

Beschuldigungen und bössartige Gerüchte, Anklagen und Gegenklagen bestanden fort. Sie wirken bis in die Gegenwart hinein. Woran es auf den Inseln in jenem Herbst des Jahres 1945 tatsächlich mangelte, war der Versuch, die Wahrheit herauszufinden. Ein Aussöhnungsprozess hätte den Inselgemeinden geholfen, genauer zu verstehen, was ihnen während der Jahre der Besetzung widerfahren ist. Wer hat was wem angetan? Wer hat seinen Nachbarn verraten? Wer hat seine Landsleute ausgeraubt, die sich zur Evakuierung gemeldet und die Inseln verlassen hatten? Wer hat sich am Leid seiner Mitmenschen bereichert? Wer ist schuldig?

Es kann keine Heilung der Wunden in der Gemeinschaft geben, die Schuldigen können nicht bestraft, die Verräter nicht benannt werden, solange all diese Dinge, die jedoch nur durch einen solchen Prozess vollkom-

men aufgedeckt werden können, nicht verstanden worden sind. Es konnte keinen Abschluss geben, und es hat bisher keinen Abschluss gegeben. Konsequenz dieser Verdrängung ist die stete Gegenwart der unverarbeiteten Ereignisse während der Besatzungszeit, die noch Jahre später das Leben auf den Inseln überschatten. Gerade weil sich die lebendige Erinnerung mit der Zeit in eine dokumentierte Geschichte wandelt, erzeugt sie immer noch Leid, Wut, Entrüstung und – manchmal – auch Ekel.

Das ist der schwierigste Teil der Besatzungsaltnast, er erklärt sich recht einfach aus der Euphorie des Sommers von 1945, als nahezu alle Personen, die, wie Morrison und Brigadier Snow, etwas zu sagen hatten, den einfachsten Umgang mit den Problemen der Inseln wählten. Sie lehnten es schlicht ab, diese überhaupt anzugehen. Offizielle juristische Nachforschungen oder öffentliche Gerichtsverhandlungen sollten vermieden werden. Alles «Unerwünschte», das geschehen war, insbesondere was die Handlungen der Inselregierungen betrifft, wurde in Whitehall vollständig eingewaschen. Die «Jerry bags», örtliche Kollaborateure und Schwarzmarkthändler dagegen sollten ausharren und die soziale Ächtung ertragen, die ihnen ihre Nachbarn zumuteten.

Darin lag weder Wahrheit noch Versöhnung, sondern bloss die Angst zu vergeben: Streite alles ab, versuche zu vergessen und kehre alle Schwierigkeiten unter den Teppich, schliesse mit dieser unglücklichen Erfahrung ab und schreite, ohne einen Blick zurückzuwerfen, voran in die verheissungsvolle, neue Nachkriegswelt. Es ist zu viel geschehen in diesen Jahren der Besetzung, zu viele Menschen sind verletzt worden, zu viele sind gestorben, als dass alles ohne Weiteres vergessen werden könnte. Und es soll auch nichts vergessen werden, wie die Arbeiten von Paul Sanders, Louise Willmot, Gill Carr, David Fraser, Madeleine Bunting, Freddie Cohen und Hazel R. Knowles Smith so wortgewandt belegen.

Nach wie vor gibt es hitzige Debatten und heftige Auseinandersetzungen. Und so sollte es auch sein, denn die Geschichte der deutschen Besetzung der Kanalinseln kann uns mit ihrer Mannigfaltigkeit an Aspekten und ihrer Komplexität viel erzählen über die Art und Weise, wie Menschen auf Unterdrückung reagieren, wie sie sich in Extremsituationen verhalten, so-

dass sie wieder und wieder erzählt werden muss. Es muss erzählt werden, wie diese beschaulichen, friedensliebenden Gemeinden versucht haben, mit Hitlers Männern in den fünf Jahren der Besetzung zurechtzukommen.

Eines aber ist gewiss. Nur sehr wenige der Insulaner, die die schwerwiegende Begegnung mit dem Dritten Reich überlebt haben, waren in der Lage, den Deutschen zu verzeihen. Wie hätten sie dies auch gekonnt? Die Besetzung war ein Gräuël, ein Gewaltakt – eine furchtbare Angelegenheit, in deren Verlauf Insulaner hungerten, aus ihren Häusern vertrieben und zu Hunderten deportiert, angegriffen und manchmal auch getötet wurden. Fünf Jahre voller Elend, verschuldet allein von den Deutschen.

Es ist behauptet worden, dass die Besetzung der Kanalinseln eine glimpfliche Angelegenheit war – verglichen mit dem, was in denselben Jahren in den Niederlanden, in Belgien und in Frankreich geschehen ist. Das ist wahr, und doch war es schlimm genug, um einen tiefen und bleibenden Abscheu gegenüber den Deutschen hervorzurufen – eine Abneigung, die von unzähligen Millionen auf der gesamten Welt geteilt wird. Noch heute spricht aus vielen Überlebenden Hass und Verachtung, die sie weiterhin für den damaligen Feind empfinden.

Einigen anderen gelingt es aber, frei von Zorn und Wut, über diese Zeit nachzudenken, und sie sind zu der Einsicht gelangt, dass der Weg aus der Besetzung nur einer der Vergebung und Aussöhnung sein kann. Sie sind diesen Weg mit Überzeugung und Tatkraft gegangen. Im Geiste der Freundschaft reichten die Insulaner ihren ehemaligen Unterdrückern die Hände. Dies wurde dankbar aufgenommen als das, was es war: eine mutige, wenn nicht gar heroische Geste, um diese traumatische Erfahrung in freundschaftlichem Geist und angemessen zu beenden.

Verständnis hat den Platz der Verurteilung eingenommen. Sie konnten zwar nicht vergessen, aber sie wollten vergeben. Der Hass würde enden, wie Michael Ginns klug feststellt: «Wenn du damit fortfährst und ewig hasst, wirst du keinen Frieden fördern.» Als ein Ergebnis dieses Aussöhnungsprozesses kommen heute Deutsche als Gäste auf die Kanalinseln, und Insulaner besuchen ihrerseits deutsche Städte wie Bad Wurzach, wo

sie oder ihre Verwandten einst interniert waren. Es gibt deutsche Mitglieder der *Channel Island Occupation Society*. Der Feind von einst ist jetzt ein Freund. Die Umarmung hat nun die Waffe ersetzt.

John Leale soll das letzte Wort über die Tage der Besetzung haben. Es entstammt dem Schluss seiner vor den States von Guernsey am Ende des Krieges gehaltenen Rede:

«Wir haben alle aus der Besetzung der Inseln durch deutsche Streitkräfte wertvolle Lehren gezogen, wie schrecklich die Erfahrungen auch immer gewesen sind. Es gibt allerdings eine Lektion, die wir unter allen anderen hervorheben müssen: Niemals haben wir die Freiheit in der Vergangenheit so zu schätzen gewusst, wie wir das in Zukunft tun werden. Wenn dieser Gedanke unser politisches, soziales und wirtschaftliches Leben prägt, dann kann man selbst dem Bösen noch etwas Gutes abgewinnen. Falls wir dadurch der Bedeutung von Freiheit für den menschlichen Geist innewerden, wie wir es niemals zuvor realisiert haben, so waren diese schrecklichen Jahre von 1940 bis 1945 nicht umsonst, im Gegenteil, aus den Trümmern dieser abscheulichen und sinnlosen Jahre werden wir jene Lebensauffassung bewahren und verfeinern, die allein uns zu Menschen macht.»

Anmerkungen

1 [Anm. der Übersetzer:] Zitiert nach:

Deutsches Reich 1938-August 1939. München 2009, 679f.

2 Der strategisch-operative Plan der Deutschen für 1940 entsprach – mit einer Ausnahme – dem Schlieffen-Plan von 1914: Anstatt die Heere einen Schlenker nach rechts durch Belgien machen zu lassen, um dann nach links schwenkend auf den Westen zuzusteuern, wurde dieses Mal eine massive Linksdrehung durch die Ardennen vollzogen, um dann nach rechts rotierend Richtung Westen und Kanal zu marschieren. Wie vor ihm der Kaiser, so wollte auch Hitler einen kurzen Krieg im Westen. Er wollte seine ganze Aufmerksamkeit dem eigentlichen Krieg widmen, dem Krieg gegen Russland.

3 Einen Bezirk als «offene Stadt» zu deklarieren, war der letzte verzweifelte Versuch, weiteres Blutvergießen und Zerstörung zu vermeiden. Die Niederländer erklärten Rotterdam zur «offenen Stadt», als die Gefahr durch die verheerenden Luftwaffen-Bombardements zunahm. Die Bomber waren tatsächlich schon in der Luft, als der Befehl erlassen wurde, den Einsatz zu beenden. Die Anordnung kam aber nicht an, da die Piloten ihre Funkgeräte abgelegt hatten, als sie sich dem Zielgebiet näherten. Der Angriff vom 14. Mai hatte eine enorme Zerstörung und viele Tote zur Folge. Brüssel, Oslo und

Paris gaben sich rechtzeitig als «offene Städte» aus und wurden von den Bombardements verschont.

4 [Anm. der Übersetzer:] Der Vertreter des Königs auf der Insel, auch Lieutenant Governor genannt. Während der Besatzungszeit waren das Major General J.R.M. Harrison auf Jersey und Major General A.P. D. Telfer Smollet auf Guernsey, vgl. Wilhelm Casper, *Britische Stimmen über die deutsche Besatzungszeit auf den britischen Kanalinseln 1940-45*. Hamburg, Berlin 1963, 11.

5 So bedeutsam oder Respekt einflößend sie auch sein mochten, Hitler hörte kaum auf seine Generäle. Wir sprechen hier von brillanten und militärisch talentierten Männern wie Gerd von Rundstedt, Walter von Brauchitsch, Erich von Manstein, Erwin Rommel u.a. Hatten diese eine andere Meinung als Hitler, ignorierte sie dieser schlicht. Sowohl in politischer als auch strategischer Hinsicht misstraute Hitler seinen Generälen. Nach dem Debakel von Moskau 1941 erklärte er sich zum Oberbefehlshaber der deutschen Armee. Seine Ungeschicklichkeit in Sachen Strategie war ein Geschenk für seine Feinde. Er war gewissermassen der wichtigste General der Alliierten.

6 Der Hauptgeheimdienst der Deutschen, auch «Abwehr» genannt, versagte in vielen durchaus wichtigen Fällen. Seine Einschät-

zung über die Stärke und Fähigkeit der Roten Armee, die auf den Erfahrungen im Feldzug gegen Finnland basierte, war hoffnungslos falsch. Der gesamte Russlandfeldzug wurde mit der Erwartung begonnen, man würde nur einen geringen Widerstand erfahren. Man glaubte, alles würde innerhalb weniger Monate vorüber sein – das dachte jedenfalls Hitler. Entscheidend für die Briten und desaströs für die Deutschen: der Geheimdienst unterschätzte erheblich (etwa um 30%) die Anzahl der Luftangriffe, die die Royal Air Force gegen Hermann Görings Luftwaffe fliegen konnte. Ausserdem verpasste er die in den Inselzeitungen vom 19. Juni veröffentlichte Deklaration der Entmilitarisierung der Inseln. Ebenso ging die BBC-Sendung vom 28. Juni, in der die Entmilitarisierung nochmals bekannt gegeben wurde, an der Abwehr vorbei.

7 Einige dieser Geschichten von Gräueltaten hatten ihre Wurzeln im Jahr 1914, als die Deutschen in Belgien einmarschierten und als Vergeltung, wie es der US-Botschafter in Belgien Brand Whitlock bezeichnete, «skrupellose Schandtaten [verübten], die man in solchem ungeheuerlichen Ausmass vergeblich in der Geschichte sucht. Städte wurden geplündert und niedergebrannt, Häuser wurden leergeräumt; vielerorts wurden Männer, Frauen und Kinder auf öffentlichen Plätzen zusammengetrieben und von Mitrailleusen niedergemäht, dazu kommen unzählbar viele Einzelfälle unvorstellbarer und schamloser Brutalität.» Um die Wahrheit zu sagen: Im Juni 1940 hatten weder die Wehrmacht noch die SS-Soldaten die Zeit, dergleichen zu wiederholen. Sie waren erst wenige Wochen in Belgien und Frankreich. Sie hatten aber einen Anfang damit gemacht. Am 6. Mai organisierte eine SS-Einheit das

Massaker an 97 unbewaffneten Männern des Royal Norfolk Regiments im Dorf Le Paradis auf dem Weg nach Dünkirchen. Auch 100 Männer des Royal Warwickshire Regiments wurden ermordet. In Pont de Guy wurden 24 französische Zivilisten ermordet, einschliesslich einer jungen Mutter und ihres Säuglings. In Aubigny-en-Artois wurden 98 französische Zivilisten erschossen, in Berles-Montchel 45 Zivilisten bei einer Vergeltungsaktion ermordet.

8 1941 äusserte Hitler diese Annahme im Hinblick auf den Krieg an der Ostfront, indem er Kaiser Wilhelms Aussage, die Soldaten wären zu Weihnachten zu Hause, wiederholte. Er war etwas voreilig mit seiner Beteuerung, der Krieg gegen die Bolschewiken wäre bereits gewonnen. Ähnlich voreilig äusserte er sich bezüglich des Feldzuges gegen Moskau, der noch nicht abgeschlossen war, genauso voreiligsiegessicher war er, als seine Armeen Stalingrad einnehmen sollten.

9 Michael Ginns war lange Zeit Sekretär der Jersey Occupation Society. Er ist ein besonders sprachgewaltiger und sachkundiger Historiker der Besetzung von Jersey. Er selbst wurde 1941 in Bad Wurzach interniert. Sein Buch *Jersey Occupied: The German Armed Forces in Jersey 1940-1945* gilt als Standardwerk.

10 Auf Guernsey wurden mehr Menschen getötet als auf Jersey, weil die mit Tomaten beladenen Lastwagen auf dem Kai von White Rock alle in einer Schlange standen. Die Laster standen sämtlich dicht an dicht auf einer kleineren Fläche als auf der Schwesterinsel, wo es den mit Kartoffeln beladenen Lastwagen nicht gestattet war, zur selben Zeit auf den Docks zu stehen. Sie mussten sich westwärts entlang der St. Aubin Road und ostwärts entlang der St. Saviour Road aufstellen. Für die Heinkelbomber stellten sie eine viel weniger einfache Zielscheibe dar.

11 Charles Markbreiter hatte als stellvertretender Staatssekretär im Innenministerium die besondere Verantwortung für die Kanalinseln. Er erweckte immer den Eindruck, als arbeitete er mit einer gewissen Distanz zu seinem Mandat. Im Juni 1940, als sich die Deutschen bereits auf der Halbinsel Cherbourg befanden und im Begriff waren, die Invasion zu beginnen, erklärte er, nachdem er etwas unter Druck gesetzt wurde, dass er über die Probleme der Kanalinseln «nicht sehr viel nachgedacht» hatte und somit keinen Vorschlag machen könne, was diese in ihrer düsteren Lage tun sollten. Trotz dieses offensichtlichen Mangels an Engagement bezüglich der Probleme, die das britische Hoheitsgebiet betrafen, verblieb Charles Markbreiter den ganzen Krieg über im Amt. Seine Einstellung änderte sich nicht. 1945 erlebte ein Geheimdienstoffizier, der sich dringend um unerlässliche Informationen bemühte, diesen Mann unkoordiniert wie immer. Er war nicht sehr mitteilend und wurde als «vage wie immer» beschrieben.

12 Man nahm damals an, dass der deutlich als solcher gekennzeichnete Krankenwagen, wie das Seenotrettungsboot, von dem Maschinengewehrfeuer getroffen worden war. Später stellte sich heraus, dass das Fahrzeug von abgeprallten Splintern, nicht aber von direktem Feuer getroffen wurde.

13 Rettungsmannschaften wurden von Guernsey nach Alderney geschickt, um die Tiere zu befreien. Einige der so geretteten Kühe wurden während der Bombardierung am 28. Juni 1940 am Hafen von St. Peter Port ausgeladen. Keine von ihnen wurde getötet oder auch nur verletzt. Allerdings war es ein ziemliches Problem, einen Platz für sie zu finden. Guernsey ist eine kleine Insel und Weideland ist dementsprechend knapp. Schliesslich wurde entschieden, sie zum

Flugplatz zu bringen, um sie dort auf dem freien Rasen weiden zu lassen. Dort befanden sie sich auch, als die Deutschen diesen Ort einige Tage später, am 1. Juli, überflogen. Die Jungs von der Luftwaffe dachten natürlich, dass die Kühe mit Absicht dort hingebracht worden waren, um sie von der Landung abzuhalten.

Es ist traurig, aber wahr: Einige Männer der Rettungsmannschaft haben aus den verlassenen Häusern auf Alderney Gegenstände entwendet und wurden später dafür verurteilt.

14 Louis Guillemette trug eine Brille, war hochgewachsen und sehr mager. Während der gesamten Besatzungszeit fungierte er als der intelligente und umsichtige Sekretär des Guernseyer Kontrollgremiums. Zuvor war er als persönlicher Sekretär von Victor Carey tätig, aber Ambrose Sherwill, der Guillemettes Fähigkeiten erkannte, sorgte dafür, dass er diese Position aufgab, um stattdessen für das Komitee zu arbeiten. Seine unveröffentlichten Tagebücher beweisen immer wieder sein vorzügliches Verständnis für die prekäre Situation auf den Inseln.

15 Das entsprach ganz Ambrose Sherwills Sichtweise. Er meinte, Widerstandsaktionen hätten blutige Vergeltungen an der unbeteiligten Zivilbevölkerung zur Folge. Beispiele dafür gab es bereits. Der Krieg im Westen lief erst einige Wochen und schon waren in Frankreich in dieser kurzen Zeitspanne über 150 Menschen, darunter Frauen, Kinder und Säuglinge, in Vergeltungsaktionen für die Taten der Résistance erschossen worden. Leale urteilte: Wer Widerstandshandlungen erwägt, wird als Staatsfeind angesehen und muss daher als Krimineller behandelt werden. Deswegen, so Leale, blieben Widerstandskämpfer am Ende des Krieges bei der Ausgabe von Medaillen und Titeln weitge-

hend unberücksichtigt: Kriminelle kann man nicht ehren.

16 Der Seneschall war ein Verwalter im Feudalsystem, der alle innerstaatlichen Modalitäten, Zeremonien und die Justizverwaltung am Hof eines mittelalterlichen Fürsten überwachte.

17 Es ist oft behauptet worden, dass die Geheime Staatspolizei (Gestapo) während der Besetzung auf den Inseln tätig gewesen ist, das war sie aber nicht. Vor Ort befand sich indes die deutlich weniger erschreckende (und deutlich weniger effiziente) Feldgendarmarie und, sehr viel bedeutsamer, die Geheime Feldpolizei. Karl-Heinz Wölfle, der bekannteste Offizier der GFP, gab zu, selbst zu dem Gestapo-Mythos beigetragen zu haben, indem er sich selbst als «Wolf der Gestapo» vorstellte. Eine ziemlich erfolgreiche Verkaufsmasche, die auch 60 Jahre später noch wirkt.» (Paul Sanders, *The British Channel Islands Under German Occupation* [2005], 126).

18 Sir Theobald Mathew war der ziemlich angriffslustige Generalstaatsanwalt und damit höchster Anklagevertreter während der Kriegszeit und danach. Er lehnte die Nürnberger Prozesse gegen die NS-Führer ab und schlug stattdessen vor, dass die Mehrheit von ihnen erschossen oder gehängt und der übrige Rest, die Mitläufer, ins Gefängnis gesteckt werden sollte.

19 Für Joseph Goebbels war das Radio das mächtigste Instrument zur Beeinflussung der Massen. In den von ihnen besetzten Territorien versuchten die Deutschen, jeden davon abzuhalten, andere als deutsche Sender zu hören. Sie nahmen mit Recht an, dass die BBC britischen Geheimagenten und Widerstandskämpfern über das Radio verschlüsselte Anweisungen gab. Wer BBC-Nachrichten hörte, wurde hart bestraft. Mehrere

Insulaner wurden aus diesem Grund deportiert.

20 Man vergleiche diese Zahlen mit jenen für Berlin, wo jeder Person pro Woche 500 g Fleisch und 170 g Fett, Butter und Marmelade zustanden. Wer auf den Kanalinseln schwere körperliche Arbeit zu leisten hatte, erhielt allerdings grössere Mengen. Die Prostituierten in den öffentlichen Bordellen auf Guernsey und Jersey wurden als Handarbeiter klassifiziert und erhielten Extrarationen – und das zu Recht, sie hatten an ihrer Arbeit schwer zu tragen. So wird beispielsweise berichtet, dass eine Frau zeitweise bis zu 20 deutsche Soldaten (niedrigen Ranges) an einem Nachmittag bedienen musste.

21 Major General J.R. Marshall-Ford war wegen des Verkaufs seiner Möbel und Kunstwerke überaus gekränkt. Er leitete 1945 rechtliche Schritte ein, um entschädigt zu werden, aber ohne Erfolg.

22 Der aus Jersey stammende Joe Mière war während der Besetzungszeit noch ein Jugendlicher und geriet dauernd mit der deutschen Obrigkeit aneinander. Er wurde von der Feldgendarmarie mehrmals festgenommen und zusammengeschlagen. Man könnte meinen, dass er in den Jahren der Besetzung mehr Zeit im Gloucester-Street-Gefängnis statt ausserhalb verbracht hätte. Während der Nachkriegsjahre wollte er die Erinnerungen an die Besetzungsjahre bewahren. Dieser Aufgabe widmete er sein Leben. Als Chronist trug er massgeblich zur Gründung des *Underground Hospital* im St. Peter's Village bei, das heute *The War Tunnel* heisst.

23 Man hat den Eindruck, dass Churchill die Kanalinseln geringschätzte. Er charakterisierte sie als «hasenfüssig, feige und kollaborationistisch». Einige Berichterstatter glauben, dass Churchill im Herbst 1944, als er anlässlich des Gesuchs, Nahrungsmittel auf die Inseln zu schicken, antwortete: «Lasst sie

hungern», nicht nur von den angeschlagenen Deutschen sprach, sondern auch von der Zivilbevölkerung auf den Inseln. Churchill besuchte die Kanalinseln nicht, weder in der euphorischen Phase unmittelbar nach dem Krieg noch zu einem späteren Zeitpunkt. Das war im günstigsten Fall ein seltsames Versehen, schlimmstenfalls eine vorsätzliche Brüskierung.

24 Die Deutschen schossen sie über den Haufen.

25 Ein unwirtliches, sumpfiges und unfruchtbares Gebiet im Generalgouvernement. Das Generalgouvernement umfasste ein bedeutendes Gebiet im Osten des Deutschen Reichs, das den grössten Teil Südpolens, der Westukraine und Ostgalizien einschloss. Dieses Terrain war Ausdruck des deutschen Drangs nach einem «Lebensraum», das als Herzstück deutscher Ambitionen zu betrachten ist. Das gesamte Generalgouvernement sollte mit Deutschen besiedelt werden. Alle anderen Rassen waren zu vertreiben oder auszurotten. Laut den Notizen von Martin Bormann soll Hitler am 2. Oktober 1940 bei einem Treffen mit Hans Frank gesagt haben, «[d]er Pole sei im Gegensatz zu unserem deutschen Arbeiter geradezu zu niedriger Arbeit geboren. Blutlich dürften wir uns nicht mit den Polen vermischen. Noch einmal müsse der Führer betonen, dass es für die Polen nur einen Herren geben dürfe, und das sei der Deutsche. Daher seien alle Vertreter der polnischen Intelligenz umzubringen. Dies klinge hart aber es sei nun einmal Lebensgesetz.» (Erich Kuby, *Als Polen deutsch war. 1939-1945*. Ismaning bei München 1986, 91).

26 Nach Cruickshanks Anführung in *German Occupation of the Channel Islands* (1975), 228.

27 Sibyl Hathaway, *Dame of Sark*. London 1961, 151.

28 Fritz Todt gründete die Organisation Todt im Jahre 1938. Sie war ein Zusammenschluss privater und öffentlicher Firmen und Regierungsstellen, mit dem Ziel, Hitler für die Durchführung des Krieges mit den nötigen Arbeitskräften zu versorgen. Todt selbst war, nachdem er im Jahr 1941 eine Reise zur Ostfront gemacht hatte, der Meinung, dass der Krieg nicht zu gewinnen war. Er teilte Hitler mit, dass es besser wäre, den Kampf gegen Russland zu beenden und nach einer politischen Lösung zu suchen. Todt verliess am 8. Februar 1942 Rastenburg, nachdem er Hitler im Führerhauptquartier Wolfsschanze getroffen hatte. Sein Flugzeug stürzte ab. Er war sofort tot. Albert Speer trat seine Nachfolge an, der an jenem Sonntag im selben Flugzeug wie Todt hätte sitzen sollen. Es gab Gerüchte über ein mögliches Attentat, Beweise dafür konnten nicht erbracht werden.

29 Den Nazis fehlte es sicherlich an Humor, insbesondere wenn es sich um Hitlerwitze handelte. Und es gab einige solcher Witze, die zu jener Zeit in Deutschland ihre Runde machten, beispielsweise: Frage: Hitler und Goebbels verstecken sich in einem Luftschutzbunker. Der Bunker wurde getroffen. Wer überlebte? Antwort: Deutschland. Oder auch dieser hier: Hitler und Goebbels stehen auf dem Dach des Reichstags und schauen auf ein von den Bombardements zerstörtes Berlin. Hitler sagt: «Was kann ich tun, um mein Land zu retten?» Goebbels antwortet: «Spring!» Eine junge Fabrikarbeiterin erzählte diesen Witz einer Arbeitskollegin und wurde bei der Gestapo denunziert. Sie wurde weggeschafft und angeklagt, den «Führer» beleidigt zu haben, für schuldig befunden und schliesslich erschossen.

30 William Sculpher konnte nach der Besetzung «sein Amt wieder aufnehmen».

In einem parlamentarischen Ausschuss wurde dennoch in Anbetracht seiner Vergangenheit seine Eignung als Polizeibeamter in Frage gestellt. Eine Untersuchung wurde in die Wege geleitet, und am 23. November 1945 resümierte der Bickmore-Ausschuss: Die Verhandlungen beim Militärgericht und vor dem Royal Court im April und Juni 1942 haben die desaströse Moral der Polizei offenbart. Die fehlende Disziplin resultierte aus einer inadäquaten Ausbildung, einer mangelnden Einstellung und einer fehlerhaften Betreuung und Kontrolle. Für diesen Missstand muss sich der zuständige Einsatzleiter Inspector Sculpher verantworten. Der Polizeiausschuss handelte leichtsinnig, als er Inspector Sculpher erlaubte, seine Tätigkeit wieder aufzunehmen, ohne vorher zu prüfen, in welchem Ausmass dieser für die in seine Amtszeit fallende Unmoral der Polizei verantwortlich war. Am 22. Januar 1946 erhielt Inspector William Sculpher seine Kündigung.

31 [Anm. der Übersetzer:] Aufsess, *Tagebuch*, 176.

32 Ebd., 140.

33 Ebd., 110.

34 [Anm. der Übersetzer:] Wilhelm Keitel (der 1946 unter anderem wegen seiner Nacht-und-Nebel-Straftaten zum Tod durch den Strang verurteilt wurde) erläuterte die Hintergründe zu den am 7. Dezember 1941 erlassenen «Richtlinien für die Verfolgung von Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten»: «Es ist der lange erwogene Wille des Führers, dass in den besetzten Gebieten bei Angriffen gegen das Reich oder die Besatzungsmacht den Tätern mit anderen Massnahmen begegnet werden soll als bisher. Der Führer ist der Ansicht: [...] Eine wirksame und nachhaltige Abschreckung ist nur durch die Todesstrafe oder durch Massnahmen zu

erreichen, die die Angehörigen und die Bevölkerung über das Schicksal des Täters im Ungewissen halten. Diesem Zwecke dient die Überführung nach Deutschland.» In der Geheimen Weisung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 2. Februar 1942 heisst es, dass die «von den Zivilpersonen in den besetzten Gebieten begangenen Straftaten [...] von den zuständigen Kriegsgerichten in den besetzten Gebieten» abzuurteilen seien, und zwar dann wenn «a) das Urteil auf Todesstrafe lautet und b) das Urteil innerhalb von acht Tagen nach der Festnahme verkündet wird.» Würden beide Voraussetzungen gewährleistet, «verspricht sich der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht von der Behandlung der Strafverfahren in den besetzten Gebieten die erforderliche abschreckende Wirkung.» Und weiter heisst es: «Andernfalls sollen künftig die Beschuldigten heimlich nach Deutschland gebracht und die weitere Behandlung der Strafsache hier betrieben werden. Die abschreckende Wirkung dieser Massnahmen liegt a) in dem spurlosen Verschwindenlassen der Beschuldigten» und «b) darin, dass über ihren Verbleib und ihr Schicksal keinerlei Auskunft gegeben werden darf». (Kai Cornelius, *Vorn spurlosen Verschwindenlassen zur Benachrichtigungspflicht bei Festnahmen*. Berlin 2006, 86,419f.

35 Unter anderen glaubte auch Chamberlain, dass Hitlers Verhalten vor der Invasion Polens – die Aufstellung einer Armee, einer Luftwaffe und einer Marine, die Besetzung des Ruhrgebiets, der Anschluss Österreichs, die Übernahme des Sudetenlandes – alle gerechtfertigt waren, da legitime Versuche, die durch den Versailler Vertrag aufoktroierten Ungerechtigkeiten zu berichtigen. Für die Invasion Polens gab es hingegen keine derartige Rechtfertigung.

36 Chamberlain litt an Darmkrebs im Endstadium. Die Ärzte verheimlichten ihm diese Diagnose bis wenige Wochen vor seinem Tod. Er starb am 9. November 1940. Noch bis zum Ende verfocht er das Münchner Abkommen. Er sagte, er habe «keine Angst» vor dem Urteil der Geschichte.

37 Die moralische Dimension des Zweiten Weltkriegs war viel offensichtlicher als die des Ersten. Jener lässt sich viel eher als ein Kampf zwischen Richtig und Falsch, zwischen Gut und Böse verstehen, wie es die Nürnberger Prozesse und alle Forschungsarbeiten, in denen die «deutsche Schuld» am Krieg thematisiert wurde, dokumentiert haben. In seiner Schrift *Die Schuldfrage* hat Karl Jaspers, im Einklang mit allen anderen Historikern und Kommentatoren, die NS-Kriminalität als Tatbestand festgehalten. Es war ein Aggressionskrieg, geführt von, wie Churchill sagte, einem Haufen «Gangstern» und in einer Art, die das zivilisierte Empfinden entrüstete.

38 Hitler genehmigte Rundstedts und Kluges Haltebefehl am 24. Mai 1940. Die Gründe für diese Entscheidung sind lang und breit debattiert worden. Einige sagen, dass Göring Hitler gesagt hätte, es gäbe keine Notwendigkeit, die deutschen Bodentruppen, die im Westen vorrückten, zu gefährden. Sie sollten dort Halt machen, wo sie sich befanden, und seine allmächtige Luftwaffe würde die britischen und französischen Streitkräfte aus der Luft zerstören. Andere wiederum glauben, dass Hitler aufgrund des ungeheuren Tempos des deutschen Vorstosses und der damit einhergehenden Erweiterung der Versorgungslinien nervös wurde. Würde der Vorstoss seine Wucht aufrechterhalten können in dem heftig verteidigten und unwegsamen Gelände vor Dünkirchen? Wäre es nicht angebracht,

eine kurze Ruhepause einzulegen, um sich zu reorganisieren und dann mit aller Kraft in das letzte Gefecht zu ziehen? Hitler selbst sagte 1945, er hätte sich mit Angriffen auf die Strände von Dünkirchen absichtlich zurückgehalten, damit die britische Armee einer erschütternden und tödlichen Konfrontation mit den deutschen Streitkräften entgehen konnte. Diese «sportliche Geste», wie Hitler sie bezeichnete, sollte zeigen, dass keinerlei Feindseligkeiten gegenüber Grossbritannien bestanden und man sich gemeinsam an den Verhandlungstisch setzen konnte.

39 Der Untertitel «vorbildliche Besetzung» entspricht dem englischen Titel von Madeleine Buntings herausragendem, wenn auch kontrovers diskutiertem Buch *The Model Occupation* über die Besetzung. Ambrose Sherwill gebrauchte diesen Ausdruck, um zu beschreiben, wie er sich den Verlauf der deutschen Besetzung der Kanalinseln wünschte: Toleranz seitens der Militärbehörden und Zuvorkommenheit seitens der Besatzungstruppen einerseits, würdevolles, höfliches und vorbildhaftes Benehmen seitens der Zivilbevölkerung andererseits. Das äusserte Sherwill in seiner Rede vom 7. August 1940 während einer Versammlung der Guernsey States, an der Major Albrecht Lanz und Dr. Maass teilnahmen.

40 Edward le Quesne war während der Besetzungszeit auf Jersey Arbeitsminister. Eine schwere Aufgabe, denn die Deutschen bedurften vieler Arbeitskräfte für infrastruktur-eile Arbeiten auf der Insel, aber auch um ihre Befestigungsanlagen zu warten. Der Haager Konvention entsprechend durften die Insulaner zu keiner Arbeit angehalten werden, die den militärischen Zielen der deutschen Besatzer diene und diese beförderten. Es war allerdings etwas problematisch, zu definieren, was eine ausschliesslich militärische Ar-

beit war. Eine Strasse zu bauen, beispielsweise, konnte einem militärischen Zweck dienen, aber zugleich eine Notwendigkeit für die Zivilisten darstellen. Auch die Energieversorgung und die Verlegung von Kabeln hatten zweierlei Aspekte: sie konnten aus militärischer, aber auch aus ziviler Sicht von Interesse sein. Für manche war die Arbeit für die Deutschen die einzige Möglichkeit, genug Geld zu verdienen, um die Familie zu versorgen. Die strengen Vorschriften, die den Einsatz einheimischer Arbeitskräfte innerhalb einer besetzten Zone regulierten, wurden nicht immer strikt eingehalten.

41 [Anm. der Übersetzer:] Aufsess, *Tagebuch*, 9.

42 Ebd., 6a.

43 Ebd., 181.

44 Ebd., 203.

45 Ebd., 204.

46 Ebd., 221.

47 Ebd., 221.

48 Ebd., 218.

49 Ebd., 247.

50 David Reynolds stellt in seinem Buch *The Long Shadow* Hitlers Bericht über seine Erlebnisse im Ersten Weltkrieg in Frage. Hitler hat drei Jahre und acht Monate an der Front gedient, aber er hat nicht in den Schützengraben gekämpft; er war als Meldegänger im Regiments-Hauptquartier stationiert, das sich in einiger Entfernung von den vordersten Linien befand. Er nahm Nachrichten an und gab sie weiter, diente als Vermittler zwischen der Stabskompanie und dem Hauptquartier des Regiments. In der Schlacht an der Somme wurde er wegen einer Verletzung am Bein durch Granatsplitter im Lazarett behandelt. Hitler behauptete, dass er im letzten Jahr des Kriegs in einem britischen Senfgasangriff erblindete, aber Reynolds hält dagegen, dass die Blindheit eher durch «Kriegshysterie» bzw. eine Kriegsneurose, mit ande-

ren Worten: durch eine Art traumatisierendes Belastungssyndrom ausgelöst wurde als durch Gas.

51 [Anm. der Übersetzer:] Aufsess, *Tagebuch*, 4f.

52 Mit einem bewundernswerten Unternehmungsgeist hat Jersey Heritage mindestens eine deutsche Militärinstallation in eine Ferienanlage umgewandelt. Die Fenster des Leuchtturms La Corbière haben nun hübsche Vorhänge, hinter denen sich komplett eingerichtete Wohnungen befinden. Die Menschen auf Jersey haben sich wahrscheinlich von Alderney inspirieren lassen, wo jeder Abenteuerlustige das alte Napoleonische Fort Clonque zu einem günstigen Preis mieten kann.

53 [Anm. der Übersetzer:] Mit Änderungen zitiert nach: Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*. München 2003, 645f.

54 [Anm. der Übersetzer:] Zitiert nach: Josef Hell, Aufzeichnung, 1922, ZS 640, Institut für Zeitgeschichte: <http://www.sgipr.org/politpsy/3reich/volkwis.htm#Quelle> Hitler-Zitat 1922 (23.5.2015).

55 [Anm. der Übersetzer:] Adolf Hitler, *Mein Kampf*. München 1943, 1 61.

56 Die Nürnberger Gesetze wurden am 5. September 1935 verabschiedet, darunter das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre». Darin sind Leitsätze enthalten, nach welchen jemand als Jude identifiziert werden konnte. Ausserdem machten sie detaillierte Vorgaben darüber, wie Juden daran gehindert werden sollten, am Leben der Gemeinschaft teilzunehmen. Sie wurden entrechtet und politisch, kommerziell, kulturell und sexuell von der arischen Gesellschaft ausgeschlossen. Die Verordnungen gegen Juden, die auf den Kanalseln und im nordwestlichen Frankreich im Oktober 1940 eingeführt wurden, waren Mittel zur Durchsetzung dessen, was im Grunde

die Nürnberger Gesetze in den okkupierten Territorien darstellten.

57 Adolf Hitler, *Mein Kampf*. München 1943, II 345.

58 Hermann Göring war wohl eine der schillerndsten Persönlichkeiten der NS-Elite. Er war süchtig nach Morphium, das er erstmals nach dem Putschversuch im Jahr 1923 in München verschrieben bekommen hatte. Er hatte eine schwere Beinverletzung erlitten. Er nahm aber auch viele andere Drogen. Es wird behauptet, dass er täglich mehr als 30 verschiedene Pillen schluckte, als er sich den Alliierten im Mai 1945 ergab. Ungewollt unterstützte er das Anliegen der Alliierten mit seiner permanenten Überschätzung der Kapazitäten der Luftwaffe in den entscheidenden Gefechten des Kriegs, insbesondere bei der Luftschlacht um England im Jahr 1940 und der Schlacht von Stalingrad im Winter 1942.

59 [Anm. der Übersetzer:] Aufsess, *Tagebuch*, 204.

60 Ebd., 209.

61 Während der Endphase des Kriegs, als die Armeen der Alliierten sowohl von Osten als auch von Westen ins Innere Deutschlands vorrückten, als alles schief lief für Hitler, griff dieser zu extremen Massnahmen, und die wohl extremste war die Festungsstrategie. Auserwählte Städte wurden zu Festungen deklariert, die bis zum Tode verteidigt werden mussten. Dies war ein hoffnungsloses Vorhaben in Anbetracht der gegenwärtigen Konfliktlage. Es konnte höchstens als eine kleine Verzögerungstaktik wirken. Im Übrigen übergaben die Feinde die Festung einfach und behandelten sie als Frontausbuchtung, der sie sich später zuwenden konnten, um dort nach Gutdünken zu erledigen, was zu erledigen war. Die Kanalinseln wurden 1945 zu Festungen erklärt; nach Churchills Meinung ein unnötiger Zug. Womöglich

wollte Hitler die Kanalinseln als Festungen, um sich gegen den vorrückenden Feind zu behaupten, aber die Alliierten befanden sich bereits viele Kilometer jenseits der Kanalinseln. Sie hatten sie umgangen. Sie waren keine Festungen mehr, sondern mutierten zu Kriegsgefangenenlagern, in denen 30'000 hungernde deutsche Soldaten festsassen. Die gesamte 319. Division befand sich auf den Inseln. Sie musste sich im Mai 1945 ohne Widerstand ergeben. Bereits 1944 hatte «der gewöhnliche Soldat, mit seinem unfehlbaren Instinkt für die nackte Wahrheit und in humorvoller Anerkennung seines wahrscheinlichen Schicksals, die 319. Division ‚Kanada Division‘ getauft» (Rommels Stabschef Hans Speidel). Nach Kanada wurden nämlich Tausende von deutschen Kriegsgefangenen gebracht.

62 Hüffmeier verwendete sehr oft Hitlers Rhetorik. Hitlers Auftritte waren bis ins letzte Detail durchkalkuliert und sorgfältig geprobt. Er stand auf der Bühne der Krolloper oder auf dem Podium des Sportplatzes und sagte eine Weile lang nichts. Er blickte bescheiden auf den Boden oder auf seine Notizen auf dem Rednerpult. Die Uhr tickte, 30, 60 Sekunden. Die Stille wurde intensiv. Die Spannung stieg. Jeder hielt den Atem an. Schliesslich begann der «Führer» mit seiner Rede. Zuerst zurückhaltend, aber allmählich und immer selbstsicherer, sprach er über die wichtigen Angelegenheiten des Tages. Zuletzt richtete er das leidenschaftlich ausgearbeitete Schlusswort an die Zuhörer, die sich ganz der hysterischen Vergötterung seiner Person ergaben. Hüffmeier versuchte, ihn darin zu imitieren.

63 [Anm. der Übersetzer:] Aufsess, *Tagebuch*, 245.

64 Zu jener Zeit gehört es zu Churchills Rhetorik, die Deutschen pejorativ als «Hun» zu bezeichnen, wie er es etwa in einer 1940 im

Radio ausgestrahlten Rede tat: «Es gibt knapp 70 Millionen bösertige Hunnen, einige von ihnen kann man heilen, andere kann man töten, die meisten von ihnen sind bereits damit beschäftigt, die Österreicher, Tschechen, Polen und die vielen anderen alten Völker zu unterdrücken, die sie jetzt tyrannisieren und ausplündern.» Später sagte Churchill über die Invasion der Sowjetunion: «Die stumpfen, gedrillten, unterwürfigen Massen der Hunnenkrieger kriechen vorwärts wie ein krabbelnder Schwarm Heuschrecken.» Wenn überhaupt, stehen die Deutschen allerdings nur in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis mit den alten hunnischen Stämmen, die im Osten Deutschlands gelebt hatten und für ihre Barbarei bekannt waren.

65 Kurz nach den Ereignissen in Dünkirchen forderte Churchill 1940, dass ausgewählte Soldaten aller Verbände ausgebildet werden sollten, um Vergeltungsangriffe an der Nordwest-Küste Frankreichs und auf den Kanalinseln durchzuführen. Diese wurden als «pinprick»- oder «butcher and bolt»-Angriffe bezeichnet. Kommandotrups wurden zusammengestellt und Überfälle durchgeführt. Aber der brennende Wunsch nach schneller Revanche brachte es mit sich, dass nur wenig Zeit blieb, um die Männer adäquat auszubilden und die Angriffe sorgfältig zu planen: Die meisten von ihnen waren denn auch ein ziemlicher Reifall. Allerdings wurden die Kommandotrups im Laufe der Zeit zu einer äusserst effektiven Waffe, die Hitler grossen Ärger bereitete.

66 Le Jaonnet Bay befindet sich in der Nähe von Petit Port im Südwesten der Insel. Es ist ein ziemlich gefährliches Unternehmen, an einem der beiden Orte zu landen, wie es zu Kriegszeiten geschah. Noch gefährlicher ist es, wenn man es bei Dunkelheit versucht.

Dunkelheit versucht. Starker Seegang und scharfkantige Felsen erwarten einen, steil ragen die Klippen in die Höhe. Heutzutage führt eine Treppe mit 218 Stufen hinunter zur Le Jaonnet Bay.

67 John F. Durnford Slater, *Commando: Memoirs of a Fighting Commando in World War Two*. London 2002 [1953].

68 Hitler versuchte, jedes Detail des Kriegs zu steuern. Kein noch so unbedeutender Zwischenfall entging seiner Aufmerksamkeit, insbesondere dann nicht, wenn britische Streifkräfte involviert waren. Er war ob der Aktivitäten der britischen Kommandotrups dermassen gekränkt, dass er am 18. Oktober 1942 den Kommandobefehl erliess, laut dem jeder feindliche Soldat, der ausserhalb eines direkten Gefechts gefasst wurde (beispielsweise durch die Feldgendarmarie auf Guernsey) unabhängig davon, ob er Uniform trug oder nicht, zu erschossen war.

69 Das deutsche Ehrengericht war ein halb-offizielles Gericht, in dem die Meinung eines hochrangigen Offiziers eingeholt wurde, um über jeden Loyalität und Ehre betreffenden Konflikt innerhalb der Streitkräfte zu entscheiden. In der Nicolle-Symes-Affäre wurde kein Geringerer als Generalfeldmarschall von Reichenau zur Klärung hinzugezogen. Er hatte zu Beginn des Unternehmens *Barbarossa* im Oktober 1941 den berüchtigten Befehl erlassen: «Der Soldat ist im Ost-raum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zufügt wurden. Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschen volles Verständnis haben.» (Zitiert nach: Anweisung von Generalfeldmarschall von Reichenau

[«Reichenau-Befehl»], <http://www.ns-archiv.de/krieg/unter-menschen/reichenau-befehl.php#anweisung>).

Dieser Befehl war das Vorspiel zu einem der wohl heftigsten und brutalsten Wehrmachtseinsätze, den die Menschheit je gesehen hat.

70 Die beliebteste Frisur bei den deutschen Streitkräften, insbesondere beim Heer, war jene, bei der das Haar seitlich am Kopf bis in den Nacken abrasiert wurde (keinesfalls trug man Koteletten), während das Haar nach oben hin immer länger gelassen wurde. Auf dem Kopf durfte man es in der Tat sehr lang tragen, es wurde dann nach hinten gekämmt und angeklatscht. Die Haarnetze verhinderten, dass das lange Haar während der Nachtruhe allzu sehr ausser Ordnung geriet. Die britischen Soldaten hielten Haarnetze selbstverständlich eher für eine weibliche Angelegenheit, daher die Verwechslung.

71 Die Operation *Jubilee*, ein Invasionsversuch von 1942, war ein grosses Desaster für die Alliierten. Zwei Drittel der Landungskräfte (darunter hauptsächlich Kanadier) wurden getötet. 96 Flugzeuge wurden entweder von der Luftwaffe oder durch die deutschen Flaks an den Küsten abgeschossen, zudem gingen ein Zerstörer und 33 Landungsboote verloren. Einzig ein 1'000 Mann starker Kommandotrupp konnte gegen einige Küstenbatterien kleine Erfolge erzielen. Es heisst, die Deutschen hätten am Strand das Notizbuch eines Kanadiers gefunden, in dem sich unter anderem die Anweisung fand, dass alle Gefangenen gefesselt werden sollten. Zusammen mit der Erfahrung von Sark soll dies Hitler dazu gebracht haben, den Kommandobefehl zu erlassen. Die Kommandos der Alliierten sollten als Banditen behandelt und, wo auch immer sie angetroffen wurden, erbarmungslos vernichtet werden. Der Kriegsgefangenenstatus, der ihnen einigen

Schutz gewährte, wurde aufgehoben und sie sollten, auch wenn sie sich ergaben, erschossen werden.

72 Michael Ginns sagt dazu: «Churchill war genauso begierig darauf wie Mountbatten, dass dieser Angriff stattfände. Das unterstreicht, was über seine Aussage ‚Lasst sie hungern‘ gesagt wurde (das hatte Churchill 1944 ausgerufen, als er es ablehnte, Nahrungsmittel auf die Inseln zu liefern). Ich bin – wie viele andere – davon überzeugt, dass er damit auch die Zivilbevölkerung meinte. Wenn es notwendig gewesen wäre, die Bevölkerung durch Militärationen zu dezimieren, so hätte Churchill dies zugelassen. Auch Mountbattens Plan sah das vor! Der weise Mann, der sich in diesem Fall durchsetzte, war Luftmarschall ‚Bomber‘ Harris, der sagte, dass es auf den Inseln zu viele Luftabwehrgeschütze gäbe und er für eine unbedeutende Unternehmung, was den Ausgang des Krieges betraf, keine wertvollen Flugzeuge aufs Spiel setzen würde.»

73 Michael Ginns' Ergänzung zu dieser Geschichte ist höchst interessant. Die Kommandotrups klopfen zuerst an der Tür von La Geonniere und es antwortete ihnen in der Tat eine alte Frau, die ihnen sagte, sie sollten sich vom Acker machen. Am nächsten Tag sprach sie mit ihren Nachbarn, den Brüdern Le Breton, und erzählte ihnen: «Jerries [i.e. Deutsche] haben letzte Nacht an unsere Tür gehämmert – und sie sprachen extrem gutes Englisch!» Die gute alte Dame hatte offenbar angenommen, dass ihre miternächtlichen Besucher Deutsche gewesen waren, die sich einen Scherz erlaubten oder die Insulaner zu einer strafbaren Handlung provozieren wollten.

74 Unmittelbar nach dem Krieg hat man in Belgien den Begriff «Widerstand» zu definieren versucht. Zum Widerstand zählte: andere als deutsche Radiosender zu hören (was

de facto hiess, die BBC zu hören), Anstiftung zu «administrativer Sabotage», d.h. die deutschen Besatzungsgesetze zum Schein zu übernehmen und sie zugleich unwirksam zu machen oder wenigstens ihre Folgen zu mildern (die von den Inselregierungen oft zur Sprache gebrachte «Puffer-Haltung» geht in die Richtung dieser Art des Widerstands); den Feinden des Reichs Unterschlupf gewähren sowie jede Handlung, die den Kampfgeist der Besatzer unterminierte. Wer auf diese eine oder andere Weise handelte, riskierte sein Leben.

75 Die Deutschen verboten nicht nur der Heilsarmee, Uniform zu tragen, sondern auch den Pfadfindern und den Sanitätern der St. Johns Klinik. Hitlers Männer wollten kein Risiko eingehen!

76 Es gab einige flüchtige russische Gefangene auf den Bauernhöfen. Die Flüchtigen waren froh, den Deutschen entkommen zu sein, die Bauern hingegen freuten sich darüber, sie unentgeltlich als Arbeitskräfte einsetzen zu können.

77 Leslie Sinel, *The German Occupation of Jersey*. London 1979, 114.

78 Stalin war der Meinung, dass jene Russen, die es sich «erlaubt» hätten, den Feinden in die Hände zu geraten, auch Verräter der Sowjetunion sein mussten. Durch den Kontakt mit dem Westen waren sie korruptiert worden, sie mussten demnach Spione sein. Wie alle Russen, die im Westen gewesen waren und den (für sie) unglaublichen Überfluss erlebten, wurden auch jene Russen, die als Gefangene im Westen gewesen waren, als Bedrohung wahrgenommen. Sie konnten die von der russischen Regierung propagierte Vorstellung, dass der kommunistische Staat der Sowjetunion in jeglicher Hinsicht dem westlichen Nachbarn überlegen war, zunichtemachen. Man fürchtete sogar, sie könnten zusammen eine Bewegung bilden,

um die Konterrevolution voranzutreiben, vor allem die Soldaten der Roten Armee. Daher die ausserordentlich schnelle Auflösung und Zerstreuung der 12 Millionen russischen Soldaten 1945. Ziel war es, die «Veteranen als Gesellschaftsgruppe so schnell wie möglich zu eliminieren» (David Reynolds, *The Long Shadow. The Great War and the Twentieth Century*. London 2013).

79 Auch Bob Le Sueur erhielt 1965 eine goldene Armbanduhr von der russischen Regierung. Ein wunderbares Geschenk, aber am Tag, als er die Uhr erhielt, blieb sie stehen.

Trotzdem eine reichlich verdiente, wenn auch etwas zu späte Ehrung. Die britische Regierung benötigte noch länger, um die Inselhelden zu ehren.

Schliesslich wurde Le Sueur, fast 70 Jahre nach dem Krieg, geehrt und als MBE (*Member of the British Empire*) in die königliche Ehrenliste zu Neujahr (*New Year Honours List*) für 2014 aufgenommen.

80 Norman Longmate, *If Britain Had Fallen: The Real Nazi Occupation Plans*. London 1972, 200.

81 Wie es scheint, war die Befreiungseinheit fest entschlossen, jene Insulaner, die der Kollaboration oder des Verrats beschuldigt wurden und daher Opfer von Selbstjustiz werden konnten, so schnell wie nur möglich von der Insel zu schaffen. Einige dieser Kollaborateure wurden von Beamten des Geheimdienstes selbst kontaktiert und erhielten Geld, um die Inseln verlassen zu können. Man vermutet, dass Doyle nach Liverpool ging. Andere wählten etwas exotischere Orte. Ginger Lou mit ihrem Pelzmantel und ihren Highheels, wie Dr. John Lewis sie beschrieb, nahm ein Schiff Richtung Spanien. Die meisten verschwanden einfach.

82 Wenn ein Insulaner gegen das Gesetz versties, konnte er in der nächstgelegenen Kirche Zuflucht suchen. Hier konnte er maximal

acht Tage bleiben. Seinen Freunden und seiner Familie war es in dieser Zeit gestattet, ihm etwas zu essen und zu trinken zu bringen. Am neunten Tag musste er dann eine Entscheidung treffen: entweder stellte er sich selbst der Polizei, um im Royal Court vor Gericht zu kommen, oder er verliess die Insel für immer. Wenn er sich für Letzteres entschied, konnte er den Weg von der Kirche bis zum Strand nehmen, wo er per Boot die Insel verlassen konnte. Diesen Weg nannte man: *perquage*; wer diese Möglichkeit wählte, durfte nicht verhaftet oder auf andere Weise von den Gesetzeshütern belangt werden. Ein sicherer Weg, um die Insel zu verlassen. Der *perquage* von der St. Brelades Kirche ist kurz, da die Kirche direkt am Strand Hegt.

83 [Anm. der Übersetzer:] Hans Max von Aufsess, *Tagebuch*, 92.

84 Ein Vingtenier war ein ehrenamtliches Mitglied der Polizei und wurde von der Bezirksversammlung gewählt. Er war zuständig für 20 Haushalte («vingt», französisch: zwanzig).

85 Roland Freisler war ein NS-Hardliner und Präsident des Volksgerichtshofs. Er war Vorsitzender bei den Gerichtsverhandlungen gegen die der Komplizenschaft beschuldigten Personen im Falle Stauffenberg, die Hitler am 20. Juli 1944 bei der Operation *Walküre* töten wollten. Sie wurden alle schuldig gesprochen und besonders grausam hingerichtet. Freisler hat in seinem Strafsenat 2600 Todesurteile gefällt. Zwischen 1942-45 wurden täglich bis zu drei Todesurteile gesprochen. Freisler starb am 3. Februar 1945 während eines Bombardements der Amerikaner auf Berlin.

86 Reinhard Heydrich leitete die Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942. Die Konferenz wurde einberufen, um alle für die

Durchführung der «Endlösung» nötigen Kräfte zu koordinieren. Adolf Eichmann war, wie er später behauptete, lediglich als Sekretär anwesend; an seiner Seite waren hochrangige NS-Beamte und Gauleiter. Die Versammlung in Posen wurde am 6. Oktober 1943 von Heinrich Himmler einberufen. Dort sprach er offen über die sogenannte Endlösung und was sie für die Juden bedeutete. Rüstungsminister Albert Speer schwor, dass er nichts über die «Endlösung» gewusst hätte, obwohl er an der Konferenz teilnahm. Speer sagte, dass er Posen am Morgen verlassen habe, weil er in Hitlers Hauptquartier einbestellt worden war. Daher habe er Himmlers am Nachmittag gehaltene Rede verpasst.

87 David Fraser, *The Jews of the Channel Islands and the Rule of Law*. Brighton 2000.

88 PRO 3 Juli 1945 HO45/22399. Die deutschen Verordnungen wurden wenig moderat umgesetzt. Den Wünschen der Deutschen entsprechend wurden den Juden Lebensunterhalt und Freiheitsrechte entzogen, sie lebten in ständiger Angst. Mit Ausnahme der «Strohmann»-Strategie, in die Coutanche vielleicht (vielleicht aber auch nicht) eingeweiht war, und der Weigerung der Behörden, das Tragen des Judensterns auf Jersey zu genehmigen, tut man sich schwer zu erkennen, dass irgendwelche Repressalien gegen die Juden «durch pflichtgemässe Intervention der Inselbehörden gänzlich verhindert» worden wären. An dieser Aussage ist hervorzuheben, dass Coutanche die Vorstellung «pflichtgemässe Intervention» ins Feld führt. Meint er hier eine moralische Pflicht im Hinblick auf die Juden? War er der Meinung, dass man gegenüber dieser kleinen Gruppe von Bürgern auf Jersey moralisch verpflichtet war, weil sie von den Deutschen schlecht behandelt wurden? War es unmoralisch von

den Behörden, ohne jeden Widerstand den Erlass der achten Verordnung gegen Juden zu erlauben, die zu dieser schlechten Behandlung führte?

89 Das war der erste von drei Schritten, die das Vorgehen der Nationalsozialisten im Umgang mit den Juden ausmachen: Identifizieren. Der zweite: Konfiszieren, der dritte: Konzentrieren. Sie aufspüren. Ihnen alles rauben, was sie besitzen; und sie schliesslich alle in Lager zu verbringen. Mit dem Plan der «Endlösung» kam ein vierter Schritt hinzu: Ausrottung (vgl. Raul Hilberg, *The Destruction of the European Jew* [Yale: University Press]).

90 [Anm. der Übersetzer:] Nach einer Verordnung vom 5.10.1938 wurden Reisepässe von Juden ungültig. Auslandspässe waren mit einem eingestempelten «J» wieder gültig.

91 Therese hatte einen Bruder, Karl, dem es gelungen war, von Deutschland über Shanghai nach Kanada zu fliehen. Er liess sich in Montreal nieder und wurde dort Professor für Musik. Der Rest der Familie starb in den Gaskammern. Nachdem er durch einen Dokumentarfilm über die Kriegserlebnisse seiner Schwester auf Guernsey erfahren hatte, reiste Karl im Januar 1993 auf die Insel, um die Wahrheit über seine Schwester herauszufinden, die er zuletzt 1938 in Wien gesehen hatte. Ernest Plevin kam verstört auf ihn zu und gestand ihm, dass er der Inselbeamte gewesen war, der Therese den Deportationsbefehl ausgehändigt hatte. Er entschuldigte sich dafür. Nun war Ernest Plevin an der Reihe zu weinen.

92 Da Ogier zu dieser Zeit selbst wegen illegalen Schwarzmarkthandels mit Fleisch unter Beobachtung stand, war die Feldkommandantur möglicherweise unempfänglich für seinen Appell im Namen von Marianne.

93 In den Nachkriegsjahren zogen Mary Edwards und Dorothy zusammen nach London.

94 Das Kolon «nicht auf Guernsey» wurde in den späteren Ausgaben von Sherwills Autobiographie *A Fair and Honest Book* hinzugefügt. Sein Fehlen in der ersten Auflage ist für Fraser ein Beweis, dass ein virulent antisemitischer Mob auf Guernsey existierte, der womöglich nicht vor Gewalttaten zurückschreckte. Sherwill war sehr darauf bedacht, dem Leser zu versichern, dass das nicht der Fall gewesen war.

95 Als Chef der Luftwaffe hatte Hermann Göring lautstark verkündet, dass er «Meier» heissen wolle, sollte auch nur eine Bombe auf eine deutsche Stadt fallen. Angeblich nahmen ihn einige seiner Landsleute beim Wort. Als Göring in die durch die Bombardements zerstörten Städte Hamburg und Berlin reiste, war aus der Menschenmenge, die ihn erwartete, gelegentlich der Zuruf: «Hallo Herr Meier!» zu hören.

96 [Anm. der Übersetzer:] Zitiert nach: *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab)*, Band 1, 1. August 1940-31. Dezember 1941, hrsg. von Hans-Adolf Jacobsen. Frankfurt am Main 1965, Nr. 104,1071. Die Direktive zur Befestigung und Verteidigung der Kanalseln wurde am 20. Oktober 1941 erlassen.

97 Major «Bunny» Pantcheff war ein Offizier des britischen Nachrichtendienstes. Er erhielt die Anweisung, einen Bericht über die Besetzung Alderneys zu schreiben, stellte im Zuge dessen vorbildliche Nachforschungen an und schrieb den wohl aussagekräftigsten Untersuchungsbericht über die Kriegserfahrungen auf der Insel. Er verfasste seinen Bericht mit Blick auf zukünftige Gerichtsverfahren gegen Kriegsverbrecher. Diese fanden

jedoch nicht statt, auch nicht, nachdem sein Bericht den Russen übersandt worden war. Er liess sich nach dem Krieg auf Alderney nieder. Nach seinem Tod schenkte seine Witwe seine als «Top Secret» gekennzeichneten Unterlagen dem Alderney Museum. Darin sind jene deutschen Aufseher verzeichnet, die sich juristisch verfolgbare Verbrechen schuldig gemacht hatten.

98 Das Konzentrationslager Neuengamme in der Nähe von Hamburg war ein «Mutterlager» mit vielen Aussenlagern, die es mit Arbeitskräften versorgte. Alle vier Lager auf Alderney waren dem KZ Neuengamme untergeordnet.

99 Natürlich waren die Gefangenen, besonders die Russen und Polen, an kaltes Wetter gewöhnt. Fremd war ihnen das nasskalte Wetter. Auf Alderney gibt es während der Wintermonate heftige Regenfälle und es weht ein beissender Wind. Diese Kombination war fatal für die unzureichend gekleideten und schlecht ernährten Arbeiter, die bis zu 16 Stunden täglich im Freien arbeiten mussten.

100 Die USA wollten durch Anwerbung deutscher Experten ihre Kompetenzen auf allen möglichen Gebieten erweitern. Den Raketeningenieur Wernher von Braun konnten sie für ihr Raketenprogramm gewinnen. Hunderte von Wissenschaftlern und Technikern wurden im Zuge der von Präsident Truman genehmigten Operation *Paperclip* (Büroklammer), die am 8. Mai 1945 begann, in die USA gebracht. Eine US-Spezialeinheit wurde nach Flensburg entsandt, wo die Regierung Karl Dönitz' ihren neuen Hauptsitz hatte. Dort sollten sie Albert Speer aufspüren machen – nicht um ihn als Kriegsverbrecher festzunehmen, sondern um von ihm zu erfahren, wie es ihm gelungen war, trotz der andauernden Bombardierung durch die Alliierten

die Kriegsproduktion auf einem dermassen hohen Niveau zu halten.

101 [Anm. der Übersetzer:] Vgl. hierzu Norbert Sauer, *Militärgeschichtlicher Reiseführer: Kanalinseln*, 16: Auf Alderney 5 Batterien, 17 Kanonen.

102 Die Regierung der neugegründeten Bundesrepublik Deutschland und der Bundeskanzler Konrad Adenauer waren verständlicherweise bemüht, einen Schlussstrich zu ziehen unter den Nazismus und die schrecklichen Kriegsverbrechen, die während des Krieges verübt worden waren. Man behauptete, dass das über die Welt gebrachte Unheil nur einer kleinen Gruppe von Kriminellen und ihrem psychopathischen Führer zuzuschreiben sei. Diese wären aber auf keine Weise repräsentativ für Deutschland. Sie waren die Schuldigen, und nicht die sogenannten Schreibtischtäter in der Streitmacht, die lediglich den Befehlen Folge geleistet hätten (David Reynolds, *The Long Shadow* [2013]). In dieser Atmosphäre der Vergebung war es besser, die Leute in Frieden sterben zu lassen.

103 In den Wochen nach dem D-Day gerieten die auf die Halbinsel Cherbourg vorrückenden Amerikaner unter Beschuss der auf Alderney platzierten Artilleriebatterie *Blücher*. HMS *Rodney* wurde entsandt, um «dem Jerry einen Schlag zu versetzen» (wie der Pathé Nachrichtenfilm berichtete) und die Geschützstellung zu zerstören. 75 je eine Tonne schwere Granaten wurden aus den 40,6-cm-Geschützen der *Rodney* auf die deutsche Batterie abgefeuert. Trotz des massiven Beschusses gab es keine direkten Treffer, nur einige periphere Schäden, deren Reparatur nur wenige Tage dauerte.

104 Auf Guernsey waren Häuser und Infrastruktur viel stärker beschädigt worden als auf Jersey; hauptsächlich, weil dort mehr Deutsche und Arbeiter untergebracht worden

waren. Wegen der Evakuierung von 17'000 Menschen aus Guernsey standen viele Häuser leer. Die Deutschen besetzten sie, um sie für den Eigenbedarf zu nutzen oder um sie als Unterkunft für ihre Arbeitskräfte zu verwenden. Jersey war besser ausgerüstet, den Zustrom von Deutschen aufzunehmen, weil es dort viele Hotels gab, einige mehr als auf Guernsey. Auf Guernsey wurden insgesamt 2424 Häuser besetzt und die meisten von ihnen auch zerstört. 300 wurden völlig dem Erdboden gleichgemacht. Alle Hotels der Insel, mit Ausnahme des Royal Hotel, wurden vom Militär in Beschlag genommen. Die Kosten für den Wiederaufbau beliefen sich auf £ 1'039'819.

105 Snow benötigte diese Männer vor allem, um die Inseln zu säubern: die Minen zu entschärfen, die Panzerabwehranlagen zu demontieren und die Geschütze abzubauen, sie auf Schiffe zu verladen und sie auf offener See zu versenken. Ein deutsches Sonderkommando auf Guernsey, so wird berichtet, behauptete, dass eine Seite der Insel unvermint geblieben war. Das Sonderkommando wurde angewiesen, dort mit einem Lastwagen immer engere Kreise zu fahren, um diese Behauptung zu beweisen. Es stellte sich heraus, dass sie die Wahrheit sagten: Es gab dort keine Minen.

106 Norman le Brocq wollte auf Jersey einen kommunistischen Staat errichten, ganz nach dem Muster der osteuropäischen Staaten nach dem Krieg. Wie schade um seine revolutionären Absichten! Michael Ginns beschreibt Brocqs Nachkriegskarriere wie folgt: «In der Nachkriegszeit setzte Norman le Brocq seine kommunistischen Aktivitäten fort – und das während des Kalten Krieges! Als er versuchte, im Freien Versammlungen abzuhalten, wurde er mit überreifen Toma

ten beworfen. In den 1960ern kandidierte er als Abgeordneter für die States und wurde schliesslich auch gewählt. Nachdem mehrere seiner politischen Anliegen (die 1945 als kommunistisch-revolutionär gegolten hätten) im Gesetz verankert worden waren, widmete er sich ökologischen Fragen. Seinen endgültigen Ritterschlag erhielt er in den 1990er Jahren, als er zum Präsidenten des National Trust auf Jersey gewählt wurde – von dem es heisst, man müsse weiblich, fünfzig und ein Tory-Wähler sein, um Mitglied zu werden.»

107 Chuter-Ede erwies sich, was die Kanalinseln betraf, als verständnisvoller Innenminister. Im August 1945 stellte er fest: «Wir, die wir von dieser Tortur verschont wurden, mögen es schwer finden zu verstehen, was das Leben unter feindlicher Herrschaft mit sich bringt, und der Mangel an praktischer Erfahrung kann leicht zu ungerechtfertigt harscher Kritik führen.»

108 Ambrose Sherwill sagte über Guernsey: «Momentan herrscht viel Unzufriedenheit, aber ich denke hauptsächlich deswegen, weil wir die Freiheit zur Kritik wiedererlangt haben, die uns fünf lange Jahre lang versagt geblieben war.»

109 In seiner Rede ging John Leale kaum auf die Behandlung der Juden während der Besetzung von Guernsey ein. Beschwerden wegen seiner Beteiligung bei der Verabschiedung antisemitischer Gesetze werden bis heute erhoben, besonders bei der Methodistischen Gemeinde, der Leale angehörte (nachzulesen auf der Website der Methodisten: www.methodistpreacher.com). Der Streit um Leales mutmassliche Beteiligung am Holocaust wurde auch gerichtlich geführt und die ganze Angelegenheit ist noch lange nicht ausgestanden (vgl. David Fraser, *The Jews of the Channel Islands*, 1996, nachdem Dokumente freigegeben wurden, in denen

Äusserungen einiger Bürger von Guernsey aufgezeichnet waren, wurden Anschuldigungen wegen Schwarzmarkthandels gegen Leale erhoben. Diese waren allerdings viel einfacher zu widerlegen, als die Juden betreffenden Vorwürfe.

110 Brigadekommandeur Snow beteuerte bei einer am 14. August 1945 abgehaltenen Versammlung dem Innenminister Mr. Chuter-Ede gegenüber, dass es nur «wenige aussagekräftige Kollaborationsvorwürfe» gäbe und dass «die Regierung eine grossartige Rolle in dieser internationalen Angelegenheit gespielt» hätte, und das, wie er betonte, «mit den Mitteln eines kleinen Gemeinderates, der im Schatten des Schwertes stand. Sie hat sich Schnitzer erlaubt, aber ehrliche Schnitzer.»

111 Der 36-jährige Niederländer Gerrit Timmer war 1927 nach Guernsey gekommen, wo er ein Exportunternehmen für Blumen und Obst gründete. Die Deutschen beauftragten ihn damit, die Streitkräfte mit Gemüse, Obst und Blumen zu versorgen. Er sollte ausschliesslich für die Deutschen arbeiten. Später wurde er beschuldigt, mit dem Feind kol-

laboriert zu haben, weil er diesen bei der Durchführung des Krieges unterstützt und dem örtlichen Handel geschadet hätte. Obwohl die States wiederholt bei den Deutschen dagegen protestierten, setzte die Firma Timmer Ltd. ihre Arbeit für den Besatzer fort, und das zum Nachteil der Lebensmittelproduktion auf der Insel. In einer Phase der Besetzung, in der die Bevölkerung dem Hungertod nahe war, züchtete Timmer Ltd. Blumen im Gewächshaus (Bericht des Gremiums zur Kontrolle lebenswichtiger Güter, Billet d'Etat, Juni 1946). Sein Fall wurde nie vor Gericht gebracht. Er wies alle Vorwürfe, kollaboriert oder von illegalen Verbindungen mit dem Feind profitiert zu haben, zurück. In einer Bittschrift an den König forderte Timmer seine Rehabilitierung: Er, seine Frau und seine Kinder hätten zu Unrecht «öffentliche Verunglimpfung, Verleumdung und gravierende Verletzungen ihrer Gesundheit, ihres Ansehens und ihres Geschäfts auf der besagten Insel und anderswo» erlitten. Die Bittschrift hatte keinen Erfolg.

Anhang

Vorposten der Festung Europa

von Kriegsberichter Erich Hohl

Jersey, 1. Juli 1943,

Deutsche Inselzeitung

Als im Zuge der dramatischen Endphase des Westfeldzuges deutsche Aufklärungsflieger auf den vormals britischen Kanalinseln landeten und in einer kurzen Übergabeverhandlung dieses Juwel der britischen Krone in deutsche Hand brachten, erlebte der europäische Kontinent durch die Kraft des deutschen Schwertes eine Korrektur seines strategischen Sicherheitsgürtels, die den ganzen geschichtlichen Unsinn dieser staatspolitischen Situation in den Randgewässern des Kanals offenbarte. Trotzdem die Geschichte der letzten Jahrhunderte immer wieder die Kontinentfeindlichkeit der englischen Insel aufzeigte, hatte England es verstanden, die ebenso strategisch wie wirtschaftlich wertvollen Positionen der normannischen Inseln zu halten und zu festigen und aus einer Kuriosität der Geschichte einen Dauerzustand zu konstruieren, an dem selbst die Franzosen aus der Englandhörigkeit ihrer Politik in den letzten hundert Jahren keinen Anstoß mehr nahmen.

Die Schärfe des deutschen Schwertes hat diese staatspolitische Missweisung auf der Karte Europas ausradiert. Deutsche Soldaten halten seit dem 1. Juli 1940 auf den felsigen Küsten der Insel Wacht. Von den Towers, jenen festen Wachttürmen, die England aus Furcht vor einem napoleonischen Angriff entlang dem Strande errichtete, spähen deutsche Posten über den Kanal, dem Feinde entgegen.

Die Inseln haben ihr Gesicht verändert.

Staunend erlebten die Bewohner in drei Jahren aus nächster Nähe das Wunder deutscher Organisation, die in planvoller Ausnutzung aller natürlichen Gegebenheiten und in kühner Überwindung aller technischen und geographischen Schwierigkeiten eine Strukturwandlung auf den Inseln herbeiführte, deren Bedeutung dem Engländer aufgehen wird, wenn er versuchen wollte, seinen Landsleuten durch irgendwelche Operationen zu imponieren. Dann würden sich die Feuerschlünde der Batterien öffnen, grüne Vorhänge würden fallen und tausend Rohre freigeben, aus Bunkern und Stützpunkten würde dem Feinde das geballte Feuer einer Küstenabwehr entgegenschlagen, von der [er] in seinem Dieppe-Abenteuer nur einen leichten Vorgeschmack erhielt.

Dereinst der Tummelplatz vergnügungssüchtiger Engländer und Freilicht-Altersheim vertrockneter Pfund-Millionäre, sind die normannischen Inseln heute in das gewaltige System des Atlantikwalls einbezogen worden, der Europa gegen den seeräuberischen Ehrgeiz der englischen Inseln schützen soll. Sie sind Vorpostenstellungen der Festung Europa geworden, bereit, zuzuschlagen, wenn ihre Stunde gekommen ist.

Der Geist, der die Küsten Frankreichs in einen Gürtel aus Stahl [und] Beton, in ein unsichtbares Netz von Bunkern, Stützpunkten, Widerstandsnestern, Artillerieständen, B-Stellen verwandelte, der an günstigen Landeplätzen schwere Tankmauern errichtete und den Strand mit Minenfeldern und Drahthindernissen garnierte, der gleiche Geist war auch auf den normannischen Inseln tätig. Tag und Nacht ratterten die Hämmer, stampften die Betonmaschinen, dampften und zischten die Maschinen. So wurden aus den Tomaten- und Frühkartoffelinseln schwimmende Vorpostenstellungen des europäischen Kontinents, und wo in früheren Jahren die Atmosphäre eines mehr oder weniger sinnreichen Badelebens die Gemüter umnebelte, schlägt heute der starke Rhythmus der Entschlossenheit, der Wachbereitschaft und des Einsatzwillens.

Hinter dem Wall von Eisen und Beton steht der deutsche Soldat in der ruhigen Gewissheit seiner Kraft. In unzähligen Stunden bester Ausbildung ist er zur Härte und Disziplin, zum Gedanken rücksichtslosesten Einsatzes

erzogen und zum Kämpfer geworden, der seiner Stunde wartet. Dann wird er zeigen, dass über der Materie der Geist steht, dass Stahl und Beton erst durch das kämpferische Herz des Soldaten Leben gewinnen.

Der deutsche Soldat auf den normannischen Kanalinseln ist sich seiner Aufgabe bewusst. Während seine Kameraden in den Weiten des russischen Raums im Kampf auf Leben und Tod mit dem Bolschewismus stehen, hütet er auf einsamer Vorpostenstellung im Kanal die Küsten Europas vor feindlichem Überfall. Mögen sich die Agitationsjuden jenseits des Kanals an Invasionsfanfaren berauschen und die Erinnerung an Dieppe schamvoll in irgendwelchen verstaubten Falten ihres Gedächtnisses verstecken, an seinen Waffen wird ihr Rausch zerfliegen.

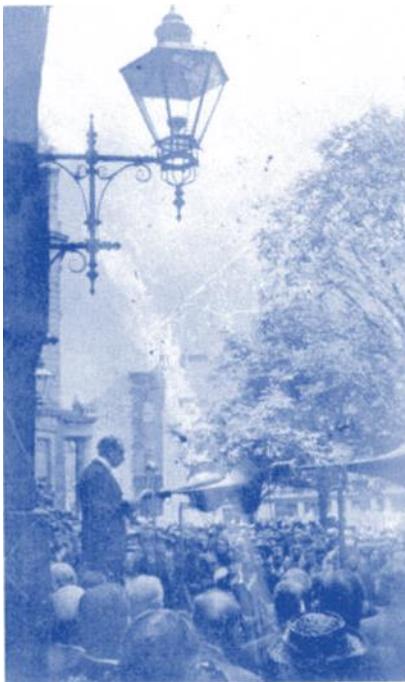
Drei Jahre sind seit jenem Tag vergangen, da die britische Flagge von den Türmen der Forts verschwand und England seine wilde Flucht von dem Kontinent mit der Preisgabe der normannischen Inseln vollendete, drei Jahre, seitdem der deutsche Soldat auf vormals britischem Boden steht und einen Seitensprung der Geschichte korrigierte. Jahrhunderte hindurch gegen Europa gerichtet, sind die Kanalinseln in diesem gewaltigsten Ringen aller Zeiten zur gepanzerten Faust des Kontinents geworden.



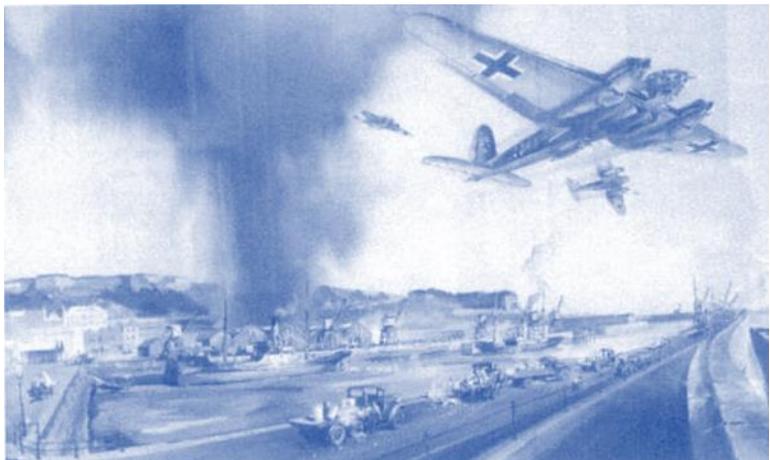
1939, Freiwillige, die sich zur British Army gemeldet haben, verlassen die Insel Jersey.



Die für die Kanalinseln typischen hohlrückigen Rinder



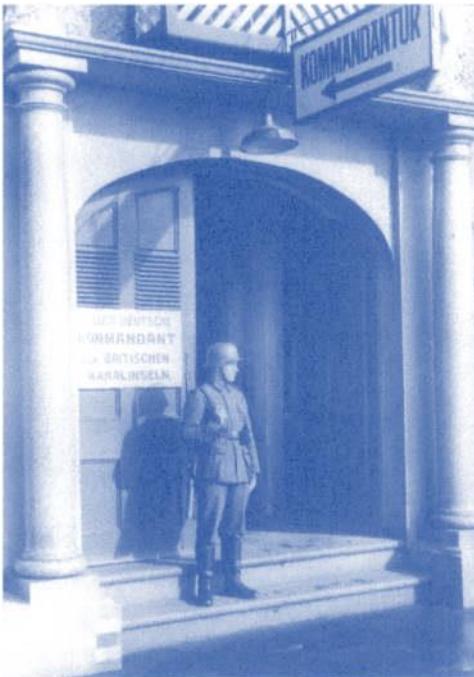
Kurz bevor die Deutschen einmarschieren spricht der Bailiff von Jersey, Alexander Coutanche, ermutigende Worte zu seinen Bürgern.



Am 28. Juni 1940 greifen die Deutschen an.



Lastwagen mit Kartoffeln am Hafen von St. Helier, Jersey



Ein Soldat hält Wache vor der deutschen Kommandantur auf Guernsey.



Deutsche Marinesoldaten spazieren durch St. Anne auf Alderney.



Die Deutschen und die Inselbewohner kommen sich näher.

66284



Während der Besetzung zeigten die Kinos auf den Inseln deutsche Propagandafilme, hier das Forum-Kino auf Jersey mit dem Film «Sieg im Westen», 1941.

PARTICULARS—NÄHERE ANGABEN.

Married Single, Married, Widow or Widower
(Ledig, Verheiratet, Verwitwet)

Dark Brown Colour of Hair
(Farbe des Haares)

Grey Colour of Eyes
(Farbe der Augen)

None Physical Peculiarities
(Besondere Merkmale)

D. J. Gallan Signature
(Unterschrift)

Holder Ronald Jack H. Callan
(Inhaber)

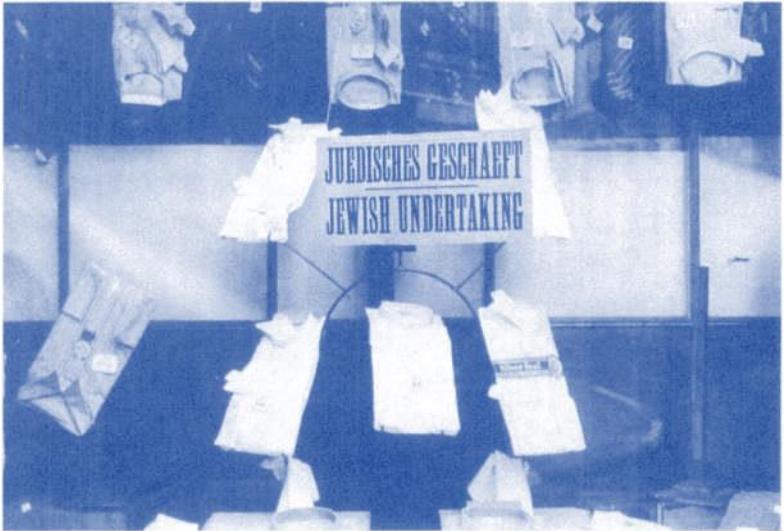
Residing at No. 7, St. Andrew's Cottages, St. Helier
(Wohnort)

Born on the 14. 4. 1919 at St. Helier
(Geboren am) (in) Jersey

15 JAN 1941
 JERSEY

Registration Officer.
(Des Meldens).

1940 führten die Deutschen für die Inselbewohner Kennkarten ein.



Kennzeichnung jüdischer Geschäfte



*Links: Harold Le Druillenc nach der Befreiung in Bergen-Belsen
Rechts: Louisa Gould versteckte den «Sohn einer anderen Mutter».*



Lieutenant Hubert Nicolle, der mit einem Spähtrupp die Inseln auskundschaften sollte.



Lieutenant James Symes begleitete Nicolle bei dessen zweitem Kommandounternehmen.



Therese Steiner



Marianne Grünfeld



Auguste Spitz



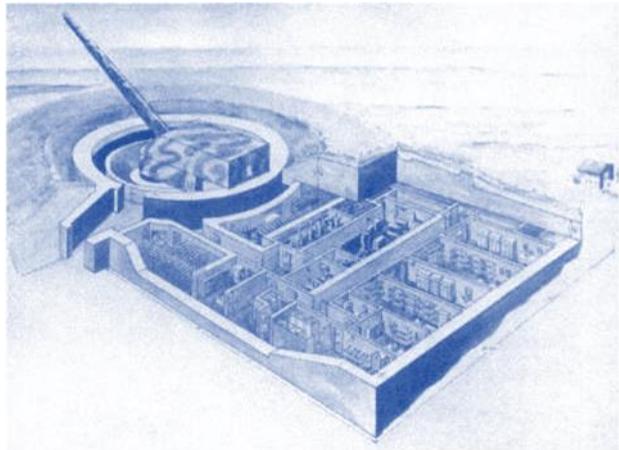
Soldaten blicken vom Fort Regent aus auf den Hafen von St. Helier und das Elizabeth Castle.



Marine-Mess- und Peilstand, MP3, Mannez, Alderney



Ein Soldat auf Jersey. Im Hintergrund ist der Leuchtturm von La Corbière zu sehen.



Marineküstenartilleriebatterie Mirus auf Guernsey



Juni 1940, kurz nach der Besetzung von Sark. Sibyl Hathaway Dame of Sark, zusammen mit ihrem Mann Bob und Dr. Maass, Stabsoffizier



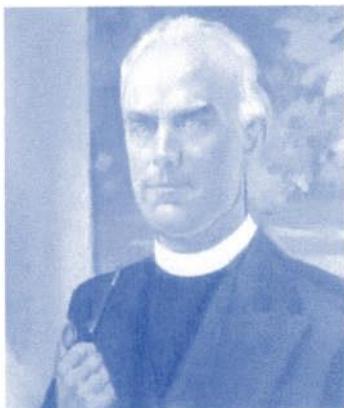
Alexander Coutanche, Bailiff von Jersey 1935-1961



Ambrose Sherrill, Attorney General of Guernsey, Leiter des dortigen Kontrollkomitees



Victor Carey, Bailiff von Guernsey



Reverend Clifford Cohu (St. Saviour, Jersey), lehnte sich gegen den deutschen Feind auf, wurde inhaftiert und starb im September 1944 in einem Arbeitserziehungslager in Zöschen



Juni 1943: Unteroffiziere der Royal Air Force, die über Jersey abgeschossen worden waren, werden mit allen militärischen Ehren beerdigt.



Mitte: Oberst Graf Rudolf von Schmettow, ab September 1940, Befehlshaber der Britischen Kanalinseln



*Oberst Knackfuss,
Feldkommandant,
Nachfolger von Gene-
ralmajor Schumacher*



*Major Albrecht Lanz (2 v.r.), Inselkommandant, bei einer Besprechung mit
Offizieren des Heeres und der Luftwaffe*



Zwangsarbeiter und sogenannte Freiwillige werden auf Alderney eingesetzt.



In der Mitte Generalmajor Heine, rechts Kapitän Zimmermann am 9. Mai 1945 an Bord der HMS



Vizeadmiral Hüffmeier und sein Adjutant am letzten Tag auf der Insel



Bei der Befreiung 1945

Chronologie

1940

- 14. Juni:** Der Vizegouverneur von Jersey, Generalmajor J.M.R. Harrison, und der Bailiff Alexander Moncrieff Coutanche fragen erneut bei dem im britischen Innenministerium für die Belange der Kanalinseln zuständigen Charles Markbreiter an, ob irgendeine Entscheidung getroffen wurde, wie sich die Inselbewohner verhalten sollten, da die Invasion der Deutschen unmittelbar bevorstehe. Es wird ihnen lediglich mitgeteilt, dass noch kein Beschluss gefasst worden sei.
- 16./17. Juni:** Die britischen Truppen, die sich vor den übermächtigen deutschen Kräften zurückziehen, sind bei St. Malo eingeschlossen und müssen evakuiert werden. In aller Eile wird Coutanche um Hilfe gebeten, der eine Befreiungsaktion organisiert, damit die Streitkräfte des britischen Expeditionskorps Frankreich verlassen können. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juni stechen dutzende Fischkutter, Jachten und andere kleinere Schiffe von St. Helier Richtung St. Malo in See. Am frühen Nachmittag des 17. Juni beginnen sie, die auf dem Land festsitzenden Truppen zu grossen Schiffen zu befördern, die vor der Bucht auf offener See vor Anker gegangen sind. Alle Truppen werden erfolgreich evakuiert.
- 19. Juni:** Den Inselregierungen wird mitgeteilt, dass die Inseln entmilitarisiert werden. Aber aus «Sicherheitsgründen» erfährt nur eine Minderheit der Inselbewohner von dem neuen militärischen Status der Inseln. Die Deutschen, die man zuallererst davon hätte in Kenntnis setzen müssen, werden nicht informiert.

- 10. Juni:** Die letzten britischen Soldaten verlassen zügig die Inseln. Die lokale Bürgerwehr wird aufgelöst. Die Kanalinseln sind wehrlos – die Deutschen aber wissen nichts davon.
- 21. Juni:** Furcht und Panik breiten sich überall auf den Inseln aus. Auf Jersey melden sich 23'000 Menschen zur Evakuierung. Schliesslich verlassen aber nur 6600 Menschen die Insel. Eine Intervention dieser Art findet von Seiten des Bailiff auf Guernsey nicht statt. Als die Schiffe in Richtung des englischen Festlands aufbrechen, befördern sie 17'000 Bewohner Guernseys (bei einer Gesamtbevölkerung von 42'000). Alderney verliert beinahe die ganze Bevölkerung. Am 24. Juni befinden sich nur noch 19 Personen auf der Insel.
- 26. Juni:** Im Generalstab ist man weiterhin unschlüssig, ob den Deutschen die Entmilitarisierung der Inseln mitgeteilt werden sollte. Die Deutschen glauben weiterhin, dass die Inseln verteidigt werden.
- 28. Juni:** Angriff der Deutschen. Es fallen Bomben auf den Hafen von St. Helier auf Jersey und auf St. Peter Port auf Guernsey. 44 Menschen werden dabei getötet: 11 auf Jersey und 33 auf Guernsey. Viele weitere Verwundete.
- 30. Juni:** Der amerikanische Botschafter in London, Joseph Kennedy, wird ersucht, Berlin förmlich mitzuteilen, dass die Kanalinseln eine entmilitarisierte Zone seien.
- 1. Juli:** Major Albrecht Lanz landet auf Guernsey als erster militärischer Befehlshaber auf den Inseln. Hauptmann Erich Gussek trifft auf Jersey ein.
- 2. Juli:** Alderney wird besetzt.
- 4. Juli:** Sark wird besetzt. Major Lanz und Dr. Maass statten der Dame Sibyl Hathaway einen Höflichkeitsbesuch ab.
- 7. Juli:** Second Lieutenant Hubert Nicolle, der aus Guernsey stammt und deshalb für eine Aufklärungsmission ausgewählt wurde, landet auf der Insel. Es gelingt ihm, einige Informationen über die Aufstellung der deutschen Truppen wie auch über die Aktivitäten der Luftwaffe zu beschaffen.
- 10. Juli:** Die Second Lieutenants Philip Martel und Desmond Mulholland sind die Vorhut eines sehr viel grösseren, 140 Mann starken und in drei Einheiten aufgeteilten Stosstrupps.

- 15. Juli:** Der Angriff des Kommandounternehmens wird ein Misserfolg. Zwei Einheiten der Truppe gelingt es nicht einmal, auf Guernsey zu landen. Die dritte Einheit landet zwar auf der Insel, kann dabei aber nichts ausrichten. Sherwill befürchtet deutsche Vergeltungsmassnahmen gegen die Zivilbevölkerung, sollten diese Überfälle fortgeführt werden. Währenddessen schaffen es Philip Martel und Desmond Mulholland nicht, von der Insel zu entkommen.
- 28. Juli:** Martel und Mulholland kommen nach Frankreich in Kriegsgefangenschaft.
- 1. August:** Rede von Ambrose Sherwill, die über Radio Bremen ausgestrahlt wird und an die britischen Zuhörer gerichtet ist. In dieser Rede lobt Sherwill die Deutschen: «Das Betragen der deutschen Truppen ist beispielhaft.»
- 9. August:** Die für Zivilangelegenheiten zuständige Feldkommandantur 515, geleitet von Oberst Schumacher, wird eingerichtet.
- 4. September:** Second Lieutenant Hubert Nicolle kehrt noch einmal auf die Insel Guernsey zurück, um in Begleitung des ebenfalls aus Guernsey stammenden Second Lieutenant James Symes ein weiteres Kommandounternehmen durchzuführen.
- 18. September:** Sherwill einigt sich mit den Deutschen, dass die beiden Männer als Kriegsgefangene angesehen und nicht als Saboteure erschossen werden.
- 21. Oktober:** Die erste Verordnung gegen Juden geht beim Royal Court auf Jersey ein.
- 23. Oktober:** Auch auf Guernsey wird eine erste Verordnung gegen Juden erlassen. Dies ist der erste Schritt des NS-Programms zur Erfassung von Juden.
- 11. November:** Funk- und Radiogeräte müssen bei den Deutschen abgegeben werden. Dabei handelt es sich um reine Vergeltungsmassnahmen als Reaktion auf den Widerstand, der den Besatzern entgegengebracht worden war.
- 30. November:** Der Fall Nicolle-Symes wird an ein deutsches Ehrengerecht in Berlin verwiesen. Nicolle und Symes werden nicht erschossen, sondern als Kriegsgefangene behandelt und für die Kriegszeit in einem deutschen Kriegsgefangenenlager interniert.

1941

- 27./28. Januar:** Schlägertrupps der Einsatzgruppe Rosenberg plündern den Freimaurertempel auf Jersey und schicken die Beute nach Berlin, um diese dort auszustellen.
- 1. Februar:** Die Deutschen sehen in der Heilsarmee eine potentielle Bedrohung und verbieten diese Organisation nebst den Pfadfindern und Pfadfinderinnen, und jeden uniformierten Verein mit Ausnahme der Ortspolizei. H.P. Turpin, ein Mann aus St. Ouen, wird von einer deutschen Patrouille innerhalb einer Militärzone entdeckt. Er reagiert nicht auf die Aufforderungen des Wachdienstes, stehen zu bleiben und wird von hinten erschossen.
- 3. Februar:** Im Old Comittee Room des Royal Court in St. Helier beginnt der Prozess gegen François Scornet und seine fünfzehn französischen Landsleute, die versucht hatten, nach England zu flüchten. Gegen Scornet wird die Todesstrafe ausgesprochen, die anderen erhalten lange Freiheitsstrafen.
- 12. März:** Die Deutschen verbieten das Singen patriotischer Lieder; überhaupt wird jegliche Manifestation, egal welcher Art, unter Strafe gestellt.
- 17. März:** François Scornet wird zum St. Ouens Manor gebracht und dort erschossen. Seine letzten Worte sind: «Vive Dieu!» und «Vive la France!»
- Juni:** Hitler wendet sich dem Osten und Russland zu. Er muss die Westfront durch die Schaffung von Verteidigungsanlagen sichern. Mit der Befestigung der Inseln wäre ein Anfang gemacht.
- 25. Juni:** Anordnung, die alle Fahrer verpflichtet, auf der rechten Strassenseite zu fahren. Aufrufen der BBC folgend, erscheint überall auf den Inseln das Zeichen «V». Die Deutschen drohen mit Vergeltung.
- 8. Juli:** Anzeige, unterzeichnet vom Bailiff von Guernsey, Victor Carey, in welcher dieser demjenigen £ 25 Belohnung verspricht, der der Obrigkeit verrät, von wem die «V»-Zeichen stammen.
- 5. August:** Die Deutschen drohen, all jene zu erschiessen, die der Besatzung von britischen Flugzeugen, welche auf oder in der Nähe der Insel abgestürzt sind, Unterschlupf gewähren.

- 3. September:** Dr. Wilhelm Casper, dessen Name auf jeder antijüdischen Gesetzesverordnung erscheint, die auf den Kanalinseln durchgesetzt wird, übernimmt den Posten als Hauptverwalter der Feldkommandantur.
- 12. September:** In Persien (Iran) arbeitende deutsche Agenten, Ingenieure und Bürger werden von den Briten interniert. Hitler verlangt, dass für jeden inhaftierten Deutschen in Persien zehn Insulaner in die gefürchteten Pripjet-Sümpfe im fernen Osteuropa verschleppt werden.
- 20. Oktober:** Hitler erstellt Richtlinien für den «Ausbau und [die] Verteidigung der Kanalinseln». Diese sollen in eine «unangreifbare Festung» verwandelt werden. Für den Ausbau der geplanten Schutzmauer sollen ausländische Arbeiter, insbesondere Russen und Spanier, aber auch Franzosen eingesetzt werden. Die Koordination dieser zahlreichen Arbeitskräfte, die zur Ausführung von Hitlers Wünschen eingesetzt werden sollen, übernimmt Dr. Fritz Todt (Organisation Todt, OT).
- November:** 16'000 Arbeiter der Organisation Todt sind auf der Insel. Die Lebensbedingungen dieser Zwangsarbeiter und die Art, wie sie von den Deutschen behandelt werden, erzeugen erheblichen Abscheu unter den Insulanern.

1942

Januar: Hans Max Baron von Aufsess wird zum Leiter der Abteilung für Zivilsachen in der Militärverwaltung berufen; von Aufsess versucht, die Inselbewohner vor der Härte der Anordnungen aus Berlin und Paris zu schützen. Über die letzten zehn Monate des Krieges sagt er: «Es handelte sich wohl um eine Situation ohne Vorbild in den Annalen der Militärgeschichte und des Völkerrechts. Diese kleinen Inseln, auf derart törichte Weise von Hitler umgestaltet in ein Inselbollwerk, das den heftigsten Angriffen standhalten sollte und gleichermassen stark in Garnison gelegt wurde, wurden von den Alliierten als Nebenschau- platz des Krieges im Stich gelassen: umgangen beim Vorstoss der Alli-

ierten und isoliert vom Kontinent und allen Versorgungsmöglichkeiten. Auf diesen Inseln lebten, abgeschottet und eingepfercht, 35'000 deutsche Soldaten und 60'000 Insulaner.» Errichtung des ersten Arbeitslagers auf Alderney: Lager «Norderney». Drei weitere folgen: Helgoland, Borkum und Sylt. Dieses letzte wird das berüchtigste der vier Lager werden; in ihm werden politische Oppositionelle der Nationalsozialisten und zwangsläufig auch Juden untergebracht. Leitung durch die SS.

Februar: Sexuelle Bedürfnisse der deutschen Soldaten müssen befriedigt werden. Drei Bordelle werden eröffnet.

21. April: Deportation von Therese Steiner, Auguste Spitz und Marianne Grünfeld aus Guernsey nach Auschwitz.

Mai: Der *Guernsey Underground News Service* mit dem Akronym GUNS (Waffen) beginnt mit der Veröffentlichung seiner Informationsblätter.

3. Mai: Dennis Audrain, einer von drei Jugendlichen, die versuchen, von der Insel zu flüchten, ertrinkt bei schwerem Seegang vor Green Island an der Ostküste von Jersey. Seine Kameraden, Peter Hassal und Maurice Gould, werden verhaftet und verschleppt. Peter Hassall überlebt, Maurice Gould stirbt in einem KZ.

26. Juni: Funkgeräte, die im Besitz der Zivilbevölkerung sind, müssen gemäss Artikel 53 der Haager Konvention an die Deutschen abgegeben werden.

8. August: Ein britisches Kommando überfällt den Casquet-Leuchtturm.

September: Hitler bemerkt, dass sein Befehl, britische Insulaner als Vergeltung für die Internierung deutscher Bürger in Persien zu deportieren, vergessen oder ignoriert worden ist. Er erneuert seine Anordnung.

15. September: Die Anweisung erreicht die Inseln.

16./29. September: Über 2'000 in Grossbritannien geborene Insulaner werden deportiert und in die Internierungslager Biberach, Laufen, Dorsten und Bad Wurzach verbracht. Die Deportationen führen zu einer erheblichen Verschlechterung der Beziehung zwischen den Inselbewohnern und den Deutschen.

- 3. Oktober:** Kommandounternehmen mit dem Codenamen *Basalt* auf Sark. Gefangennahme von fünf Deutschen, zwei werden bei einem Fluchtversuch erschossen.
- 27. Dezember:** Als Folge weitere Deportationen aus den Kanalinseln. Diesmal betrifft der Befehl auch Freimaurer, Juden, Armeeoffiziere, Geistliche, Vorbestrafte sowie berühmte und wohlhabende Bürger, die gegen die Interessen der Deutschen agieren könnten.

1943

- Januar:** Die Zwangsarbeiter sollen auf den deutschen Transportschiffen *Xaver Dorsch* und *Franka* nach Cherbourg gebracht werden, aber ein Sturm zieht auf und beide Schiffe erleiden in der Nähe des Hafens Braye (Alderney) Schiffbruch. Zahlreiche der Arbeiter, die bereits stark geschwächt sind durch die Verhältnisse in den Arbeitslagern von Alderney, sterben in den Frachträumen der demolierten Schiffe.
- 12. Februar:** Es wird Hitlers Befehl von Dezember 1942 Folge geleistet und die zweite Deportationswelle findet nun statt. Die Deportationen sind allerdings nicht so weitreichend wie zunächst befürchtet. 201 Insulaner werden deportiert; darunter befinden sich auch Ambrose Sherwill sowie Elisabet Duquemin, ihr Mann und das gemeinsame Kind.
- März:** SS-Hauptsturmführer Maximilian List und SS-Obersturmführer Kurt Klebeck übernehmen das Lager Sylt auf Alderney. Dieses Lager ist insbesondere vorgesehen für Juden, deutsche Kommunisten etc.
- 3. März:** Die Deutschen verhaften Bürger auf Jersey, weil diese im Besitz von Radiogeräten sind und Nachrichten auf der Insel verbreitet haben. Unter ihnen sind Canon Clifford Cohu, Pfarrer von St. Saviour und Klinikseelsorger, sein Gemeindevorsteher, der Küster und der Totengräber; sie werden am 9. April für schuldig befunden.
- 13. April:** Die Deutschen geben eine Erklärung ab, warum die Strafen so hart ausgefallen sind. Die drei hauptsächlich betroffenen Personen werden zu Gefängnisstrafen von einem bis drei Jahren verurteilt, während

der Rest weniger hart bestraft wird. Clifford Cohu landet im Lager Zöschchen.

Mai: Wegen starker Aktivitäten der Royal Navy und RAF im Ärmelkanal werden lebensnotwendige Lieferungen von Nahrungsmitteln zu den Inseln unterbrochen oder verringert.

7. Mai: Dazu erscheint folgende Mitteilung in der Inselpresse: «Der Feldkommandant versicherte der Delegation, dass die 20%ige Reduktion der gegenwärtigen Brotration für die gesamte über 21-jährige Bevölkerung durch die akute Kriegssituation bedingt ist und keineswegs eine Bestrafung der Zivilisten darstellt.»

September: Ein Einsatzkommando der Royal Navy versucht, einen deutschen Konvoi anzugreifen und zu zerstören. Die HMS *Charybdis* und die HMS *Limbourne* der Royal Navy werden versenkt. 500 Männer werden getötet oder ertrinken.

16. November: Wilhelm Casper, der bei der Tötung von Steiner, Spitz und Grünfeld entscheidend beteiligt war, verlässt die Inseln, um sich mit Werner Best zusammenzuschliessen, einem *Nazi de l'ombre* und Statthalter in Dänemark. Den Posten als Leiter der Zivilverwaltung auf den Kanalinseln übernimmt Baron von Aufsess.

17. November: 41 Besatzungsmitglieder der Schiffe HMS *Charybdis* und HMS *Limbourne* werden mit militärischen Ehren auf Guernsey beigelegt. Über 5'000 Insulaner versammeln sich bei der Trauerfeier und verwandeln diese in eine massive Manifestation antideutscher Gefühle.

20. Dezember: Eine Frau aus Jersey wird wegen antideutscher Aktivitäten schuldig gesprochen. Sie hatte Pferdemit auf eine vorbeimarschierende Truppe deutscher Soldaten geworfen. Sie wird zu drei Monaten Gefängnis verurteilt; in zweiter Instanz wird die Strafe sogar verdoppelt. Man hofft auf baldiges Kriegsende. Die *Evening Post* drückt es vorsichtig aus, um die deutschen Gäste nicht zu verärgern: «Wir stehen heute an der Schwelle zum neuen Jahr, wir blicken mit Zuversicht auf die kommenden Tage des Jahres 1944, das vor uns liegt, und Hoffnung wird wieder in unseren Herzen aufkommen, da wir Frieden herbeisehen, der den Krieg beenden und uns normale Lebensbedingungen bringen wird.»

1944

2. **März:** Feldkommandant Knackfuss wird nach Frankreich zurückbeordert, um dort wegen seiner «defätistischen Äusserungen» über den Ausgang des Krieges vor Gericht gestellt zu werden. Seine Position bei der FK 515 übernimmt Kommandant Heider.
 3. **März:** Die Inseln werden zu «Festungen» deklariert. Sie sind bis zur letzten Patrone, bis zum letzten Mann zu verteidigen.
- Mai:** Es finden verstärkt Angriffe entlang der Halbinsel Cherbourg statt. 25 Schiffe werden versenkt. Es wird zunehmend schwieriger, Hilfsgüter auf die Inseln zu transportieren. Tatsächlich kann nur wenig oder gar keine Nahrung durchgeschleust werden. Die Situation wird zunehmend hoffnungslos.
19. **Mai:** Die Deutschen bereiten sich auf den «Endsieg» vor. Die deutsche Zivilverwaltung, Feldkommandantur 515, wird in Platzkommandantur umbenannt und die Anzahl der Beamten wird stark reduziert. Ihre diensttüchtigeren Mitglieder werden in der Wehrmacht eingesetzt. Auf Jersey werden Louisa Gould und ihr Bruder Harold le Druillenc verhaftet.
 6. **Juni (D-Day):** Die Alliierten landen an den Stränden der Normandie. Die Grossoffensive beginnt. Die Invasion der Kanalinseln steht jedoch nicht auf dem Plan der Oberbefehlshaber der Alliierten. Eine 26'000 Mann starke Division der Wehrmacht ist hier festgesetzt, unfähig, ihren Kameraden auf dem Festland beizustehen. Eine durchaus befriedigende Lage aus Sicht der Alliierten.
 17. **Juni:** Hitler erklärt, dass die Inseln bis zum letzten Mann verteidigt werden müssen. Die Versorgung der Inseln mit Lebensmitteln, Kohle und Benzin ist gefährdet, weil die Häfen von Cherbourg, Granville und St. Malo von den Alliierten zurückerobert worden sind.
- Juli:** Die den schweren Kämpfen um St. Malo entkommenen verwundeten deutschen Soldaten werden nach Guernsey und Jersey gebracht, um in den dortigen Lazaretten behandelt zu werden. Dort herrscht ein chronischer Mangel an Medikamenten. Coutanche und Carey appellieren an die Deutschen, dringend das Problem der Nahrungsversorgung bei

der Schutzmacht anzusprechen, damit diese die Briten oder das Rote Kreuz um Hilfe bitten.

19. September: Das Schweizerische Rote Kreuz wird von den Deutschen informiert, dass die Rationen der Zivilbevölkerung aufgebraucht sind.

27. September: Die Schweizer Regierung berichtet den Briten von der prekären Situation der Insulaner. Ausserdem wird mitgeteilt, dass sich die Deutschen bereit erklärt hätten, entweder die Hilfe des Roten Kreuzes zu akzeptieren, um so wenigstens das Elend zu lindern, oder alle Inselbewohner zu evakuieren. Bevor das erste Angebot angenommen werden kann, greift Churchill persönlich ein. Unter totaler Missachtung des Wohlergehens der Insulaner und im Namen militärischer Notwendigkeit verlangt er, dass sich die Deutschen ergeben. Churchill war der Meinung, dass die Deutschen innerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs den Verpflichtungen gegenüber den Zivilisten nicht nachkommen könnten – was die Deutschen doch selbst einsehen müssten. Wie zu erwarten war, lehnen es die Deutschen aber ab, aus diesem oder anderen Gründen zu kapitulieren.

Oktober: Die Deutschen durchsuchen die Inseln nach Nahrungsmitteln. John Leale auf Guernsey und Alexander Coutanche auf Jersey protestieren vehement und bezeichnen die Wegnahme von Lebensmitteln als einen Verstoss gegen internationales Recht. Die Deutschen handeln damit ganz offensichtlich gegen die Haager Konvention. Schmettow rechtfertigt sich mit Churchills Worten: es handle sich um eine «militärische Notwendigkeit».

November: Die Gas- und Elektrizitätsversorgung wird gekappt. Lebensmittel sind so gut wie keine mehr vorhanden. Die medizinische Ausstattung reicht nicht aus für die steigende Anzahl an Patienten in den Krankenhäusern. Die Ärzte sind gezwungen, die Kranken nach einem bestimmten Auswahlssystem zu behandeln. Es wird massiv Druck auf Churchill ausgeübt, der die Genehmigung für das Rote Kreuz erteilt, Nahrungsmittel und medizinische Versorgungsgüter einzuführen.

7. November: Das britische Kriegskabinett stimmt der Zufuhr von Hilfsgütern durch das Rote Kreuz ausdrücklich zu, allerdings mit der Bedin-

gung, dass die Deutschen weiterhin Grundrationen für die Bevölkerung gewährleisten.

- 8. Dezember:** Folgende Nachricht erscheint in den Inselzeitungen: «Ich wurde offiziell von den deutschen Militärbehörden informiert, dass das Schiff des Roten Kreuzes, wenn es das Wetter zulässt, am Donnerstag, den 7. Dezember, Lissabon verlassen und sich in Richtung der Kanalinseln begeben wird. Das Schiff wird zuerst Guernsey anlaufen, um dann bei Jersey Halt zu machen.»
- 21. Dezember:** Die BBC gibt bekannt, dass das Schiff *Vega* die Inseln nicht rechtzeitig zu Weihnachten erreicht.

1945

- 28. Januar:** Der bisherige militärische Befehlshaber Oberst Graf Rudolf von Schmettow wird seines Amtes enthoben und durch Vizeadmiral Hüffmeier ersetzt (Kommandoübergabe: 28. Februar 1945).
- 7. /11. Februar:** Die *Vega* bringt 700 Tonnen Nahrungsmittel und Sanitätsgüter auf die Inseln. Am 6. und 9. März kommt die *Vega* nochmals mit Hilfsgütern.
- 8. März:** Im Palace Hotel an der Strasse von St. Helier nach Bagatelle kommt es zu einer Explosion. Ein deutscher Offizier und acht Unteroffiziere werden bei der Detonation getötet. Man vermutet, dass die Explosion deswegen so heftig war, weil dort grösstenteils Sprengstoff und Munition lagerten, die für den Angriff auf Granville gedacht waren.
- 9. /9. März:** Erfolgreicher Angriff der Deutschen auf Granville. Sie nehmen Amerikaner gefangen und können Kohle erbeuten.
- 25. März:** Der ehemalige Kommandant des Schiffes *Scharnhorst* und jetziger Inselkommandant, Vizeadmiral Hüffmeier, hält eine anfeuernde Rede vor den Truppen. Er erwartet von seinen Männern Tapferkeit bis in den Tod.
- 30. April:** Hitler begeht in seinem Berliner Bunker Selbstmord. Grossadmiral Dönitz wird zu seinem Nachfolger bestimmt. Hüffmeier folgt schliesslich der Anweisung seines neuen Befehlshabers Dönitz, der von

sämtlichen deutschen Kräften in allen Kampfgebieten verlangt, zu kapitulieren.

- 9. Mai:** Die Deutschen ergeben sich den Briten, Unterzeichnung der Kapitulationsurkunden. General Snow und die 135. Einheit landen triumphal auf den Kanalinseln. Der Krieg ist vorbei, die Besetzung der Kanalinseln ist beendet.

Literatur

1. *Quellen (ungedruckt)*

Aufsess, Max von: Tagebuch. Sign. ED183/
Bd.1, Institut für Zeitgeschichte,
Berlin/München.

2. *Quellen (gedruckt)*

Evans, Alice (Hrsg.): The War Diaries of
Violet Carey. Stroud 2011.

Goebbels, Joseph: Die Tagebücher. Hrsg,
von Elke Fröhlich. Teil II, Diktate
1941-45, Bd. 3. Januar-März 1942.
München/London u.a. 1994

Hathaway, Sibyl, Dame of Sark: An Auto-
biography. London 1961.

Hitler, Adolf: Mein Kampf. Zwei Bände in
einem Band. Ungekürzte Ausgabe.
München 1943.

Lewis, John: A Doctor s Occupation.
New English Library 1983.

Mière, Joe: Never to be Forgotten.
Jersey 2004.

Nowlan, Kathleen J. (Hrsg.): The Von
Aufsess Occupation Diary. Stroud
1985.

Pocock, Hugh: The Memoirs of Lord
Coutanche. Stroud 1975.

Ruez, Nan Le: Jersey Occupation Diary.
Bradford on Avon 2003.

Trevor-Roper, Hugh (Hrsg.): Hitlers Table
Talk 1941-44. London 2000.

Sherwill, Ambrose James: A Fair and Hon-
est Book. Barking 2006.

3. *Forschungsliteratur*

Adler, Reinhold: Das war nicht nur «Karne-
val im August». Das Internierungslager
Biberach an der Riss 1942-1945.
Biberach 2002.

Bell, William M.: Guernsey Occupied but
Never Conquered. Guernsey 1992.

Ders.: I Beg to Report. Guernsey 1995.

Ders.: The Commando who Came Home to
Spy. Guernsey 1998.

Bonnard, Brian: Alderney at War.
Stroud 1993.

Briggs, Asa: The Channel Islands. Occupa-
tion and Liberation 1940-45.
London 1995.

Bunting, Madeleine: The Model Occupa-
tion. The Channel Islands Under Ger-
man Rule 1940-45. London 2004.

Casper, Wilhelm: Britische Stimmen über
die deutsche Besatzungszeit auf den
britischen Kanalinseln, 30.6.1940 –
8.5.1945. Hamburg/Berlin 1963.

Cohen, Frederick: The Jews in the Channel
Islands during the German Occupation.
London 1998.

Cornelius, Kai: Vom spurlosen Verschwin-
denlassen zur Benachrichtigungspflicht
bei Festnahmen. Berlin 2006.

- Cruickshank, Charles: *The German Occupation of the Channel Islands*. Oxford 1975.
- Falla, Frank: *The Silent War*. London 1967.
- Forty, George: *Channel Islands at War*. London 1999.
- Fraser, David: *The Jews of the Channel Islands and the Rules of Law, 1940-45*. Brighton 2000.
- Ginns, Michael: *Jersey Occupied*. Jersey 2009.
- Harris, Roger E.: *Islanders Deported*. Ilford, Essex 1979.
- Herzog, Rudolf: *Dead Funny*. New York 2011.
- Hilberg, Raul: *The Destruction of the European Jews*. New Haven 2003.
- Kuby, Erich: *Als Polen deutsch war. 1939-1945. Ismaning bei München* 1986.
- Lamerton, Mark: *Liberated by Force 135. The Liberation of the Channel Islands, 1945*. Bradford on Avon 2000.
- McLoughlin, Roy: *Living with the Enemy*. Jersey 1995.
- Ders.: *Britische Inseln unterm Hakenkreuz. Die deutsche Besetzung der Channel Islands*. Berlin 2003.
- Pantcheff, Theodore X. H.: *Alderney, Fortress Island*. Stroud 1981.
- Reynolds, David: *The Long Shadow. The Great War and the Twentieth Century*. London 2013.
- Rothenhäusler, Gisela: *Das Wurzacher Schloss 1940-1945. Ein kleines Kapitel europäischer Geschichte*. Lindenberg im Allgäu 2008.
- Sanders, Paul: *The British Channel Islands Under German Occupation*. Jersey 2005.
- Sauermilch, Norbert: *Militärgeschichtlicher Reiseführer. Kanalinseln*. Hamburg, Berlin und Bonn 1998.
- Sinel, Leslie: *The German Occupation of Jersey*. London 1979.
- Steckoll, Solomon H.: *The Alderney Death Camp*. Granada 1982.
- Stephenson, Charles: *Fortifications of the Channel Islands 1941-45*. Oxford 2006.
- Tabb, Peter: *A Peculiar Occupation*. Hershaw 2005.
- Tissier, Richard Le: *Island Destiny. A True Story of Love and War in the Channel Island of Sark*. Bradford on Avon 2006.
- Ders.: *Mined Where You Walk. The German Occupation of Sark 1940-45*. Bradford on Avon 2008.
- Turner, Barry: *Outpost of Occupation*. London 2011.
- Umbreit, Hans: *Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940-1944*. Boppard am Rhein 1968.
- Winton, John: *The Death of the Schamhorst*. Chichester 1983.
- Wood, Alan und Mary: *Islands in Danger. Story of the German Occupation of the Channel Islands 1940-45*. London 1955.

Bildnachweise

Jersey War Tunnels	Carol Toms Collection
German Occupation Museum	Mark Lamerton Collection
The Channel Islands Military Museum	David Gainsborough Roberts Collection
La Vallette Military Museum	Franz Zurhorst Collection
The Imperial War Museum	Alan Allix Collection
The Channel Islands Occupation Society (Guernsey)	Channel Island Publishing
The Channel Islands Occupation Society (Jersey)	The Guernsey Press
Jersey Heritage	The Jersey Evening Post
Jersey Archive	Gareth Hawker
Société Jersiaise Photographie Archive	Gerald Palmer
Guernsey Archive Services	Simon Watkins
Guernsey Museum	Alan Blampied and the Blampied Family
Priaulx Library (Guernsey)	William Ozanne
Adler Archive	Pug Films
Bundesarchiv	
Deane Photographie Archive	
Damien Horn Collection	
Festung Guernsey Collection	Trotz intensiver Bemühungen ist es nicht gelungen, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen. Wir bitten, etwaige Ansprüche an den Verlag geltend zu machen.

Personenverzeichnis

A

Allaire, John 14
Appleyard, Geoffrey 196, 198-200, 206
Arendt, Hannah 279
Aubin, Charles Duret 46, 277, 278, 307, 310
Audrain, Dennis 131f., 136
Aufsess, Hans Max Baron von 46, 67, 87, 113, 148, 151-155, 165, 173, 175f., 203, 239f., 251, 327
Ayton, P.A. 207f., 210

B

Bandelow, Fritz 44, 173, 189, 190-194
Becker, Ludwig 292
Bereu, Hedwig (Hedy) 274
Bertram, William J. 124f.
Best, Werner 169, 366
Blampied, Edmund 12, 258
Blampied, Marianne 258
Bott, Kennedy 97
Bouteloupe, Yvonne 34
Brecht, Bertolt 329
Bunting, Madeleine 168, 278, 279, 292, 332
Burton, Bill 105

C

Cahun, Claude → Schwab, Lucille Carey, Victor 13, 39-42, 46, 51, 57, 86f., 103f., 106, 111, 114, 145, 148, 150, 156, 171f., 203, 213, 237, 261, 269, 278f., 307, 310, 314f., 317f., 323, 326, 331

Carey, Violet 60, 62, 67, 233f.
Casper, Wilhelm 168-170, 277
Chamberlain, Neville 140
Churchill, Winston 17, 22, 42, 62, 73, 77f., 95, 113, 150, 179, 184, 195, 197, 204, 210, 237, 265, 282, 305, 309, 311, 329
Chuter-Ede, James 316, 324, 326
Clark, Edward 119-126, 129-131
Cohen, Frederick 8, 230, 273, 332
Cohu, Clifford 237, 240-244, 251
Collings, Thomas 14
Coutanche, Alexander 13, 20f., 31, 39, 43, 45-48, 51-57, 66, 70, 80, 84, 92, 95, 99, 111, 114, 144, 147, 149-151, 162, 170f., 220, 239, 248, 250, 254, 257, 272, 276-279, 307f, 310, 315f., 320, 326, 330f.
Crill, Peter 130f.
Crocker, Bill 183, 199, 207

D

Davidson, Nathan 259, 274
Dening, J.R. 51, 53, 57, 317-319, 323f.
Dill, John 18f.
Dorey, Edgar 21
Dönitz, Karl 174, 177, 250f.
Dorsch, Franz Xaver 295
Doyle, Peter (Paddy) 235-237, 245
Duckwitz, Georg Ferdinand 169
Durnford-Slater, John Frederick 182-184, 195

E

Edwards, Mary 266f.
d'Egville, Alan 51, 316, 319, 321, 323f.

F

Falla, Frank 234-236, 243f.
Falla, Raymond 65, 87, 203
Falle, Bertram (Lord Portsea) 17f., 23,
29, 68, 314
Fallis, Rober 36f.
Ferbrache, Stanley 187
Fielding, Ethel Mae und Elaine 153f.
Finkelstein, John Max 271f.
Floyd, John 131
Forster, Ivy 224, 226
Fraser, David 256, 275, 278, 332
Freisler, Roland 243
French, Frederick (Judge) 15, 39
Frowd, Mike 228, 246

G

Gaulle, Charles de 88, 210
Ginns, Michael 7, 32, 60, 212, 226, 286, 333
Goebbels, Joseph 94, 96-98, 157, 176, 242
Göring, Hermann 97, 173f., 250, 281f.,
296
Goldman, Hyman 260
Gould, Louisa 97, 219-228, 234, 246, 251,
303
Gould, Maurice 131-134
Green, Bill 115
Grünfeld, Marianne 168, 262, 265,
268-270, 278f.
Guerin, Basil C. de 101
Guillemette, Louis 40, 148
Gussek, Erich 46f., 144, 149

H

Haas, George 121-131
Harris, Leo 26
Harrison, J.M.R 13, 15, 20, 22
Harrison, M.A. 102

Hassall, Peter 98f., 131, 135f.
Hathaway, Robert (Bob) 14, 203
Hathaway, Sibyl 14, 44-48-51, 53, 60, 67,
85, 87, 143, 179, 203, 318
Heine, Siegfried 178
Helldorf, Hans von 95, 149, 151, 175
Hillsdon, Sonia 71
Himmler, Heinrich 76, 174, 225, 250, 253
Hobbs, Harold 28
Hoffmann, Karl 284, 301
Hohl, Erich 102, 355
Hope, Bob 67
Hüffmeier, Friedrich 152, 154, 173-178,
247-251, 305
Hugo, Victor 15

K

Kennedy, Joseph P. 28
Klebeck, Kurt 285, 289f.
Knackfuss, Friedrich 80, 84, 148-151, 171
173, 218
Kondakow, Georgi 287

L

Lainé, Abraham 112, 276f.
Lanz, Albrecht 44f., 49f., 67, 142-144
Lassen, Anders 198-200, 206
Laurens, Oscar 123
Leale, John 42, 54-57, 84, 87, 107, 146,
148, 203, 262, 265, 278f., 307, 310,
319f., 326f., 330f., 334
Le Brocq, Norman 223, 228, 244-246, 311
Le Cheminant, Albert 131
Le Druillenec, Harold 224, 226, 228
Le Franoux, René 228, 246
Le Marinei, Matthew 71
Le Quesne, Edward 147, 149, 272
Le Sueur, Bob 7, 71, 87, 223-226, 228,
249f., 278, 329
Lewis, John 66, 87, 92
Ley, Robert 160f.
List, Maximilian 285f., 289f., 301
Lloyd, Esther Pauline 271-273

M

- Maass, Dr. 38, 44f., 49, 67, 143, 145, 187, 319
 Mainland, Alice 94, 96
 Malherbe, Suzanne 238-240, 278
 Markbreiter, Charles 20f., 37, 184, 187, 194, 324
 Martel, Philip 181, 185-189, 191
 Martin, Stanley 25
 Mathew, Theobald 56, 315f., 318, 322-324
 Maxwell, Alexander 22
 McGonigal, Ambrose 206
 Mière, Joe 331
 Moore, Muriel Jo-Malherbe, Suzanne
 Morrison, Herbert 310f., 313f., 316, 332
 Mountbatten, Louis 204
 Mouilipied, Eileen du 25
 Mourant, Roy 131
 Mulholland, Desmond 181, 185-189, 191
 Mussolini, Benito 9

N

- Nicolle, Emile 181, 188f., 191
 Nicolle, Hubert 42, 54, 95, 173, 179-181, 187-189, 191-195, 213

O

- zu Oettingen-Wallerstein, Eugen 107, 187, 173, 269, 318f.
 Orange, Clifford 168, 238, 254, 257f., 260, 273-275, 278f., 310
 Ord, Douglas 24, 66, 70, 94, 100, 107, 109-111, 158, 264, 266, 270, 320
 Ozanne, Ruth 67, 73, 86f., 111, 216, 218f.

P

- Pahlavi, Mohammad Reza 78
 Pantcheff, Theodore «Bunny» 284, 287, 291f., 296, 298, 302f.
 du Parcq, Herbert 314f.
 Payne, W. Bertram 35
 Peniakoff, Wladimir 198
 Percival, Arthur Ernest 15

- Phillips, Thomas 23
 Pilkington, Thomas 36
 Pittard, Françoise 85, 199, 202, 207
 Plevin, Ernest 265
 Polykapovitch, Buryi Fjodor «Bill» 93, 220, 222-224, 228f., 246, 302f.
 Pothugine, Albert 292-294
 Prigent, Gordon 286

R

- Reichenau, Walter von 194
 Roberts, Mary 34
 Rosenberg, Alfred 171
 Rumsfeld, Donald 77
 Rundstedt, Gerd von 141
 Russell, Theo 86

S

- Sanders, Paul 7, 242, 332
 Schmettow, Rudolf Graf von 51, 92, 95, 103, 108f., 111, 114, 118, 148f., 151, 154-157, 162, 173, 175f., 190f, 247, 319
 Schmidt, Alfred 281
 Schumacher, Friedrich 147-149, 168
 Schwab, Lucille 238-240, 278
 Scornet, François Marie 88-90
 Sculpher, William 87, 107, 168, 218, 257, 260-263, 269, 278f., 310
 Sherwill, Ambrose James 24, 28, 37f., 40-45, 48, 51, 53f., 57, 60, 87, 106f., 143-148, 184-195, 201, 203, 213-215, 254, 257f., 261, 271, 276, 278, 326f.
 Skelton, John 84f.
 Snow, Alfred E. 227, 305, 307-309, 313f., 323-325, 332
 Speer, Albert 250, 295
 Spehr, Hans 289f., 302
 Spitz, Auguste 168, 261-263, 265, 270, 278f.
 Stalin, Josef 9, 173, 283
 Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 152, 198
 Steckoll, Solomon H. 292,301

Steiner, Therese 168, 203, 261-263, 265,
269, 278f.
Stopford, J.R. 51, 53, 259, 316, 318f.,
321, 323f., 326
Symes, James 42, 54, 95, 173, 187-189,
191-195, 213
Symes, Louis 193

T

Tatum, Pat 223
Telfer Smollet, A.P.D. 13
Tierney, Joseph 241-243, 251
Tietz, Karl 301
Timmer, Gerrit 325
Todt, Fritz 91, 161, 295
Tremayne, Julia 204

V

Vibert, Dennis 130
Vibert, Maud Mary und Lily Elsie 226f.

W

Wiesenthal, Simon 135
Wood, Allen und Mary 46
Wölfle, Karl-Heinz 105, 236

Z

Zimmermann, Armin 177f.